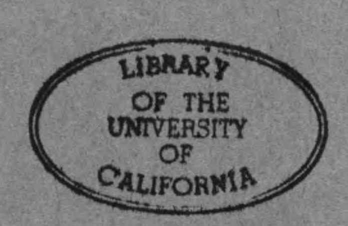
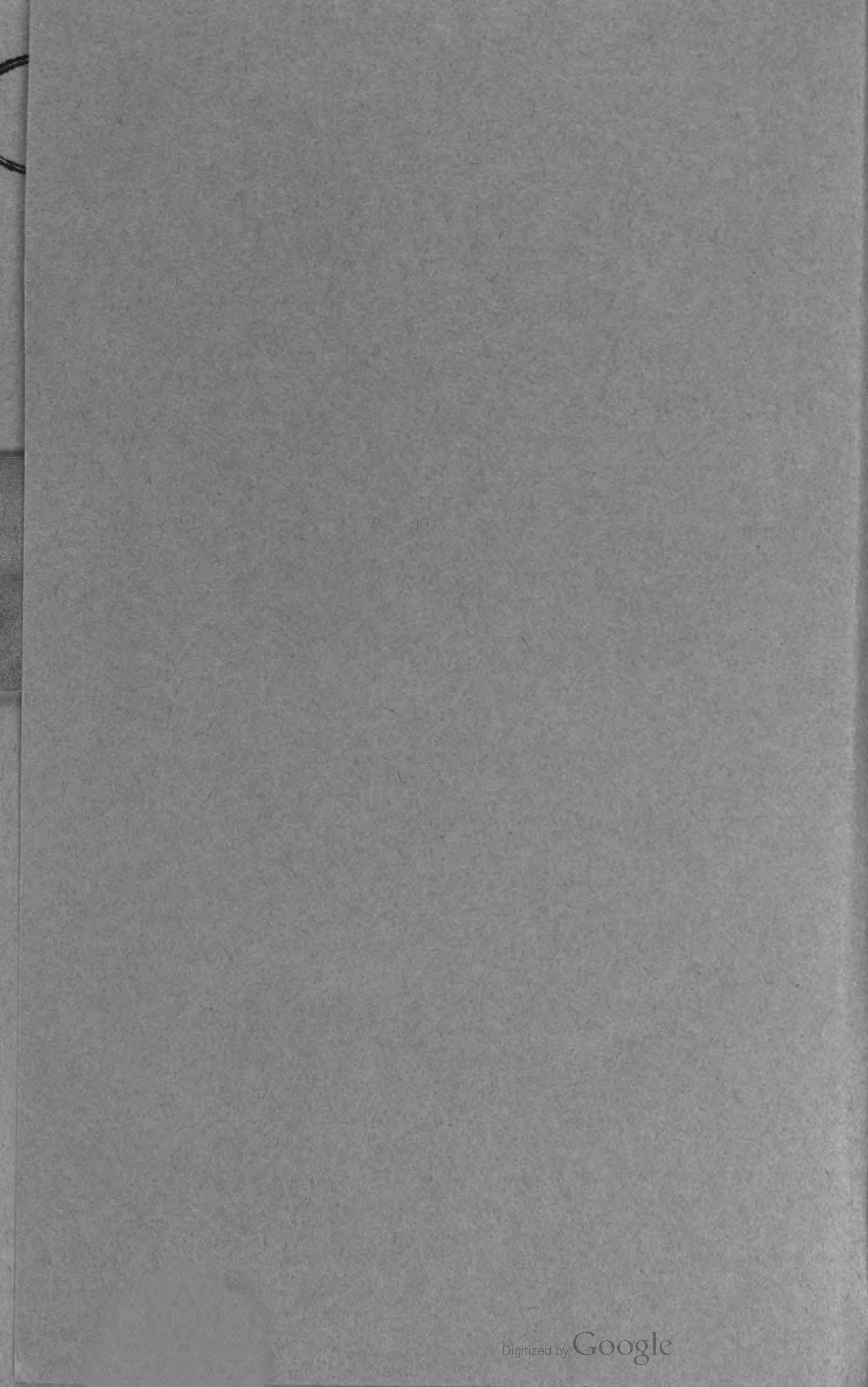


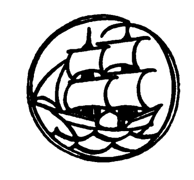

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA











*

* DAS *

INSELSCHIFF

EINE ZEITSCHRIFT

FÜR DIE FREUNDE DES

INSEL-VERLAGES

*

SIEBENTER JAHRGANG

LEIPZIG / IM INSEL-VERLAG / 1926

INHALT

LITERARISCHER TEIL

BILDTAFELN

DAS INSELSCHIFF

EINE ZEITSCHRIFT FÜR DIE FREUNDE DES INSELVERLAGES



ZUM
FÜNFZIGSTEN
GEBURTSTAG
RAINER MARIA RILKES
4. DEZEMBER 1925

7. JAHRG. HEFT 1

INHALT

BILDTAFELN:

Umschlagzeichnung von Walter Tiemann

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser · Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte · Leipzig

DAS
INSELSCHIFF
*
EINE
ZEITSCHRIFT
SIEBENTER JAHRGANG / ERSTES HEFT
WEIHNACHTEN 1925
*

Wisset nur, daß Dichterworte
Um des Paradieses Pforte
Immer leise klopfend schweben,
Sich erbittend ewges Leben.
GOETHE

FELIX BRAUN

ÜBER RAINER MARIA RILKE

ZU unterst der Alte, verworrn,
all der Erbauten
Wurzel, verborgener Born,
den sie nie schauten.

Sturmhelm und Jägerhorn,
Spruch von Ergrauten,
Männer im Bruderzorn,
Frauen wie Lauten...

Drängender Zweig an Zweig,
nirgends ein freier...
Einer! o steig... o steig...

Aber sie brechen noch.
Dieser erst oben doch
biegt sich zur Leier.

(Aus dem „Orpheus“)

Wie vom Tode Umgekehrte melden, es sei in jenem mystischen Augenblick zauberisch schnell ihr ganzes Leben wieder vor ihrer Seele vorübergezogen: so wohl bilden alte Edelgeschlechter, ehe sie ausgehen, den ganzen Baum ab im Blute ihres letzten Sohns. Über seinem Wipfel ist Tod, und so wird die Leier unter den Schatten tönen. Jedoch nicht die Hände des Orpheus allein sind es, welche diese Leier spielen: von den Säften des Baumes wird sie gespeist, davon klingt sie süß, und von den Lüften des Todes wird sie umhaucht, davon bleibt sie schmerzlich und dunkel.

Dem letzten Sohn adeligen Hauses währen alle Zeiten fort: nichts ist ihm vergangen, weder der Harnisch noch die Mitra, Ahnenbilder dunkeln ihm anders als in Galerien, alte Briefe und welke Blumen sind ihm wie aus seinem Leben. Nicht wie der Geschichtschreiber oder wie der Dramendichter muß er sich mühen, ein ferneres Jahrhundert zu erreichen, selbst das fernste ist ihm seines, in der Mythe wandelt sorglos sein träumender Geist. Aber wer aus dem Wipfel tönt, hat kein Obdach über sich als den Himmel, und was im obern Laub rauscht, geht in das Brausen der Winde und Sphären über. „Überzähliges Dasein entspringt dem im Herzen", welcher der „Schwindendste" ist.

Einsamkeit ward das Erbe dessen, der „Raum braucht wie ein ganzes Geschlecht". Aber nicht die Einsamkeit der Schlösser ist mehr die des späten Sohns: ein dunkles Zimmer voll mit alten Geräten in einer alten dunklen Stadt ist sein inniges Reich. In seinem Blut sind weite Hallen, geschwungene Treppen, hohe Säle, — vor seinen Augen dunkeln enge Möbel, blinkt Glas und Silber im stillen Schrank. Wie vertieft sich die Kindheit hier! Zwar tritt sie oft hinaus unter die Bäume der Gärten, gibt sich aus im Spiel, spiegelt sich für immer in den Teichen. Aber so gern kommt sie wieder ins Zimmer zu Tisch und Bett, wenn es Abend ist. Wie die Nymphe des Stroms im Quell

ihr Haus hat, bleibt auch sie wohnen im Seelengrund, mit einer Sehnsucht zur Heimkehr mahnend, die selbst die nach Frauen überdrängt. „Sein ganzes Leben lang kehrten seine Gedanken zu der einzigen, erloschenen Schönheit der Kindheit zurück“, zu ihrem „unendlich dunkelreichen Sagenkreis“, zu jenen langen Dämmernachmittagen voll fiebernden Vorgefühls der Liebe und des Todes, voll liebend tiefen Wissens um die Tiere, die Dinge, die Engel, auch um Gott. Der Wolke gleich, die lange nach dem Untergange noch die Farben der Nachdämmernis trüge, bleibt die Idee der Kindheit über dem zögernd Weiterlebenden weilen, dessen Herz so innig voll ist von Gefühl, Ahnung, Sehnsucht, daß es, verfrüht, in Musik ausbricht und, ehe es noch das Herz eines Kindes gewesen, schon als das eines Dichters schlägt.

*

...So wurden wir verträumte Geiger,
die leise aus den Türen treten,
um auszuschauen, eh sie beten,
ob nicht ein Nachbar sie belauscht.
Die erst, wenn alle sich zerstreuten,
hinter dem letzten Abendläuten
die Lieder spielen, hinter denen
(wie Wald im Wind hinter Fontänen)
der dunkle Geigenkasten rauscht.
Denn dann nur sind die Stimmen gut,
wenn Schweigsamkeiten sie begleiten,
wenn hinter dem Gespräch der Saiten
Geräusche bleiben wie von Blut;
und bang und sinnlos sind die Zeiten,
wenn hinter ihren Eitelkeiten
nicht etwas waltet, welches ruht.

Wer will sagen, wie der Dichter wird? wer die Gnade nennen, die ihn aussondert? Dem Knaben in der dunklen Stadt ist

von je das Fremde nah, dessen der Dichter bedarf und das er mehr lieben muß als das Eigne. Das traurige slawische Volk umwohnt ihn, Mädchen dieses Volkes dienen im Elternhaus, oft singt eines abends die weichen Lieder der Heimat, es rührt ihn so sehr, sinkt ihm ins Blut: im Gezweig des Baums, wo es früh blüht, wird es einst große, fremde Früchte tragen. Aber auch aus dem Baum selbst tönt es früh, ehe noch der Wipfel zur Leier gebogen ist. Ein Lied am Klavier verzaubert die Hand mit, die über die Tasten geht. Damals schon ward Musik Bild, tönte Melodie das Innigste mit.

Und Verse sind plötzlich da, melodische, süße, traurige, innige. Und sind immer da, wie aus unversieglichem Born fließend, den jungen Dichter beglückend, wenn er auf Gängen durch die alten Gassen sie aussinnt oder in seinem heimlichen Zimmer aufschreibt oder sie aus seinem Herzen hervorsagt: denn seine Verse sind Gesang, ganz wie die der großen Dichter der Alten. „Unsichtbare Hände heben aus einem fremden Leben leise das eigene Lied." Der slawischen Stadt, dem slawischen Volk, aus dessen fremden Leben das Lied eines Kindes „im späten Traum noch der Nacht" ihm nachgeht, bringt er das fromme Erstlingsopfer dar. Aber schon warten die größern Träume, die er bange gespürt in den Spielen der Kindheit.

Diese Spiele sind ihm nicht vergangen. Sie sind die unerschöpflichen Schatzhäuser der Bilder, mit denen sein Lied sich schmückt. Diesen Bildern nachzuwachsen, mutet er seinem Herzen zu, und vielleicht war keine Tat seines Lebens größer als dieses Ausdauern der Kindheit durch ein erwachsenes Herz. „Überstehen", „schonen", „leisten" sind gern gebrauchte Ausdrücke hierfür. Das schmerzende Wissen um das Transzendieren alles Wesens, um das Unsägliche des Seins, des Gefühls scheitert am Wort. Jedoch auch der Vergleich, so sehr geliebt, entgleitet; Musik, wie nachgeahmt auch, verhallt; eine

letzte Resonanz nur noch läßt das Unsagbare ahnen am Rande der Sinne.

Und die Gedichte führen ihren Dichter zu der Idee des Dichtertums höher. Einsamkeit fordern sie, Fremde, Entferntheit von den Menschen: denn in der Nähe zu lieben, fällt schwer und schwerer, es gefährdet die Liebe selbst, am schwersten aber ist, lange Sohn zu sein. Wie Tasso, wie Keats, wie Jacobsen, den er so liebt, erkennt auch er sich als den Fremden unter den Menschen, und er weiß, daß er einsam, fremd und abseits bleiben wird, „von allen entfernt und abgetrennt“, so sehr, daß er sich in einer furchtbaren Stunde fest vornimmt, „niemanden zu lieben, um keinen in die entsetzliche Lage zu bringen, geliebt zu werden“.

*

Und du wartest, erwartest das Eine,
das dein Leben unendlich vermehrt;
das Mächtige, Ungemeine,
das Erwachen der Steine,
Tiefen, dir zugekehrt.

Es dämmern im Bücherständer
die Bände in Gold und Braun;
und du denkst an durchfahrene Länder,
an Bilder, an die Gewänder
wiederverlorener Fraun.

Und da weißt du auf einmal: Das war es.
Du erhebst dich, und vor dir fleht
eines vergangenen Jahres
Angst und Gestalt und Gebet.

Lange begleitet die Musik der Heimat den Träumenden, wendet das Haupt ihm zurück zu der Stadt der Mutter (als er die „Zwei Prager Geschichten“ schrieb), das Herz zurück zum

Tiefgeliebten der Kindheit, zurück die Seele zu Gott. Dieses war, da er die wunderschönen Legenden, die alle von Gott handeln, für die Kinder und für den lahmen Freund am Fenster aussann und an denen der Geist Rußlands dunkel mitgedichtet hat. Hier schon ist „Doppelbereich", darin die „Stimmen ruhig und mild werden". „Reisenächte, die hoch dahinrauschten und mit allen Sternen flogen", erzogen das Herz. Bis es reif war, in einem einsamen Zimmer mitten in der Weltstadt wie in der Stille eines Klosters zu schlagen. Der Dienst am Wort, am Werk hob an.

Wie hatten dem Fremdling die Dinge getönt! Die sanfte Morgenmelodie war nicht versiegt, reicher aber, stärker strahlend waren Bilder und Zierate geworden. Von Gedicht zu Gedicht nach der Weite und nach der Tiefe zu wuchs die Kunst. Gab es ein Vorbild, so geliebt, daß es in diesen Versen wiederzuerkennen wäre? Wir gewahren es unter den Dichtern nicht. Ein großer Bildhauer wurde der Lehrer des Dichters. Er mahnte ihn, von der Melodie, die verführt, wegzuhören, eine Zeitlang, und zu beginnen, auf die Harmonie bedacht zu sein; abzulassen von der Figur, und sei es selbst die der Gestirne, zu trachten aber nach der Gestalt. Dieser Übergang ists, der die Musik im „Buch der Bilder" so beseligend macht. Das Enjambement (schon in manchem der frühen Gedichte angewandt), der Kult der Vokale, die Erhebung unbetonter Wörter zum Reim, die Variationen der Nachahmung und der Verzierung, die Entkettung und Wiederverschlingung der Strophen: noch ists Jugend und bereitet doch schon das künftige Manneswerk der „Neuen Gedichte" vor. Noch ist das Bild Metapher, Vergleich, nicht Relief, obwohl sich das manches Mal wunderbar aus der Fläche hervorzuwirken scheint. Streng auf Schöpfung hin aber deutet das stellvertretende Tun des Meisters. Auf Gott selbst hin deutet es, allein nicht mehr auf den nur lieben der Kindheit: der Demiurg, der seiende, der

namenlose, allgestaltige, der tiefe, dunkle Gott des Geistes wird offenbarer.

*

Ich wanderte in vielem Winde;
da triebst du tausendmal darin.
Ich bringe alles, was ich finde:
als Becher brauchte dich der Blinde,
sehr tief verbarg dich das Gesinde,
der Bettler aber hielt dich hin;
und manchmal war bei einem Kinde
ein großes Stück von deinem Sinn.

Du siehst, daß ich ein Sucher bin.

Einer, der hinter seinen Händen
verborgen geht und wie ein Hirt;
(mögst du den Blick, der ihn beirrt,
den Blick der Fremden von ihm wenden).
Einer, der träumt, dich zu vollenden,
und: daß er sich vollenden wird.

„Vom mönchischen Leben, von der Pilgerschaft, von der Armut und vom Tode“ lesen wir im „Stundenbuch“ die dunklen Strophen, über denen das Schweigen der Klöster gewölbt scheint und in denen byzantinische Ikone, „auf Goldgrund und groß gemalt“, sich widerspiegeln. Und wie aus den Schriften verschollener Heiliger hervortritt ein einsamer Gedanke, überleuchtend die ernsten Dämmerhallen der Schwermut. Ein solcher Gedanke ist der große von der Sohnschaft Gottes. Gott ist der Vater nicht. Er ist der Sohn, der Erbe. Ihm durch das weite Erbreich nachzuwallen, ist der Sinn der Pilgerschaft, die Rechtfertigung der Armut. Deutlicher lesbar wird in den Angesichtern der Armen der nahe Untergang der großen Städte:

Da leben Menschen, leben schlecht und recht
in tiefen Zimmern, bange von Gebärde,
geängsteter denn eine Erstlingsherde;
und draußen wacht und atmet deine Erde,
sie aber sind und wissen es nicht mehr.

Aus dem Anblick der armen Kinder auf den Fensterstufen, der Mädchen, die nach kurzer Sehnsucht welken, der Frauen, die gebären, leiden, siechen, lange sterben, „sterben wie in Ketten", aus aller dieser langem Anblick trat der tiefe Gedanke vom unreifen, uneignen Tod hervor, der tiefste Gedanke dieses immerdar um den Tod kreisenden Dichtertums, dem wir in den „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge" wieder begegnen werden, wo das grandiose und schreckliche Sterben des Jägermeisters beschrieben ist. Mit jeglichem von uns wird ein Tod geboren, wächst mit uns groß und wird uns überwachsen am Ende, wofern wir nicht, wie Christus, ihm obsiegen. Wer jedoch hätte jemals ihm obsiegt? Nur einmal Einer: der „Innigste und Liebendste von allen", der „braune Bruder" der Menschen wie der Tiere, der Blumen wie der Engel, der Selige aus Armut, die „ein großer Glanz aus Innen" ist. Über die ganze Erde hin aber hat ihn die Liebe ausgesät, verstreut, verschwendet, so völlig, daß er nun nicht mehr auferstehen kann. — Und die Zeit ist so, daß alle Wesen verloren gehen in ihrer unendlichen Trauer, auch die liebenden mit.

*

Ach, aber mit Versen ist so wenig getan ... Um eines Verses willen muß man viele Städte gesehen haben, Menschen und Dinge ... Man muß zurückdenken können an Wege in unbekannten Gegenden, an unerwartete Begegnungen und an Abschiede, die man lange kommen sah ... an Kinderkrankheiten, die so seltsam anheben mit so vielen tiefen und schweren Verwandlungen ... Aber auch bei Sterben-

den muß man gewesen sein, muß bei Toten gesessen haben in der Stube mit dem offenen Fenster und den stoßweisen Geräuschen.

Wenn alle Bücher, in denen unsere Zeit geschildert ist, vergessen wären: in den „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge" allein würde man den dunklen, bangen Anbeginn des zwanzigsten Jahrhunderts aufbewahrt finden, des erbarmungslosen Jahrhunderts, dessen erste Generation wir jetzt Lebende sind. Die furchtbare Einsamkeit der Seele unter Dämonen namenloser Mächte und Kräfte, das Schicksal des letzten Sohns, den nun auch die Dichterschaft beugt, des über sich hinaus Leidenden, des sich um das Ungemeine des Mitleids Mühenden ist darin geschrieben. Wer könnte je das Aufreibende der Anstrengung vergessen, mit welcher der Dichter die Krankheit des vor ihm einhergehenden Fallsüchtigen, indem er sie nachahmt, auf sich nimmt? Denn keinem Dichter ist die Liebe von Anfang eigen. Wie spät dem Dichter Liebe ins Herz geboren wird, dafür ist Tolstois Leben ein Zeugnis, und scheint es nicht, daß es eine tote Liebe gewesen ist, die er bis an den letzten Tag mit Gewalt lebendig machen wollte? Denn die Liebe, die der Wille zeugt, wird totgeboren. Nur die von Gott kommt, lebt. Auch sieht der Dichter lange nicht das Wirkliche der Welt, die Wirklichkeit der Menschen: er muß erst „sehen lernen". „Ist es möglich, daß man noch nichts Wirkliches gesehen, erkannt, gesagt hat?" fragt er sich, erschrocken, und muß es zugeben: „Ja, es ist möglich!" Dies aber nachzuholen — sollte es durch Schreiben geleistet werden? Der junge Brigge glaubt es, und wir danken seinem Glauben ein erschütterndes Buch.

„Vielleicht ist der Dichter wirklich außerhalb alles Schicksals gemeint", heißt es in dem kleinen Nachwort zu der Übertragung des „Kentauer", „und wird zweideutig und ungenau, wo er sich einläßt." Wenn er jedoch innerhalb des Schicksals

zu stehen begehrt, wenn er Schicksal auf sich nimmt, übers Herz bringt: wagt er sich da nicht an ein Tun, das nicht seines, sondern des Heiligen ist? Er aber scheint nicht einmal Irdischem gewachsen. Keinem geringsten Halm ist sein Auge, sein Herz, seine Seele gewachsen — allein das Schicksal des Menschen wähnt er auszudauern, er, den alles entsetzt, das Selige tiefer noch als die Qual? Dort, wo Tod ist, besteht sein Gesang: denn das Beendigte ist bewältigbar. Wie aber dem Werdenden ein Spiegel sein? Dem, der es bilden will, entgeht es; der Gesang freilich überholt es oder kommt ihm zuvor, aber nur für den Augenblick des Zauberspruchs, so daß der Dichter eben noch vermag, es stückweise auszudrücken. Die „Neuen Gedichte" sind solche Stücke umgeschaffener Welt. Das Wirkliche ist unverwandelt geblieben und transzendiert dennoch ins Imaginäre. Wie Bildhauerwerke in das Schweigen des Raums übergehen, so diese Gedichte, die Statuen, Reliefs, Pfeiler, Zierate, Geräte, Bilder, umrissenes Leben sind. Und in denen doch großer Gesang forthallt wie das Meer in der Muschel („Uraltes Wehn vom Meer, Meerwind bei Nacht..."). Wie auch die Überwindung tief, die Tat rein sei:

Nicht sind die Leiden erkannt,
nicht ist die Liebe gelernt,
und was im Tod uns entfernt,
ist nicht entschleiert.
Einzig das Lied überm Land
heiligt und feiert.

*

Nur wer die Leier schon hob
auch unter Schatten,
darf das unendliche Lob
ahnend erstatten.

Nur wer mit Toten vom Mohn
aß, von dem ihren,
wird nicht den leisesten Ton
wieder verlieren.

Wer von uns hielte das Lebendige fest, das niemals ist und immerzu übergeht? Der Künstler maßt es sich an. Wohl weiß er um die Vergängnis auch des gebanntesten Werks — denn auch der Acheron strömt wie die oberen Flüsse, und das Elysische selbst, das in ihm sich spiegelt, wird getrübt von dem Ewigen der Welle —, aber er glaubt Unsterbliches, und glaubte er nicht, es zwänge ihn trotzdem, festzuhalten. Alles, nicht bloß das Geliebte. „Im dunklen Dichter wiederholt sich still ein jedes Ding: ein Stern, ein Haus, ein Wald." Aber nicht Spieglung: Dasein ist Gesang. Vergessen muß der Dichter haben, daß er der Dichter ist. Die Sage berichtet nicht, ob Orpheus vom Lethe getrunken. Was ließ er die Leier nicht dort, wo Eurydike umgekehrt war? Aber sehet — schon wendet er sich und folgt dem Schatten, auch er, hinab zu den Toten.

Hier auf den stillen Wiesen wird das Lied weit. Wo Grenzenloses, schwindet Bindendes hin. Das Lied bleibt Klage, aber selbst ists erlöst. Die große Musik, die unter den Bäumen der Toten rauscht, die Harmonie des „tiefen, stillen Sternenjahrs", hier tönt sie stet. Nicht ist sie uns fremd: Milton vernahm sie hier, Klopstock, Leopardi, Hölderlin. Nun hören wir sie wieder durch einen Lebenden. Aber immer noch ist Gesang Elegie, nicht „Dasein". Nach Schicksal sehnt sich der Schicksalkünder:

Warum, wenn es angeht, also die Frist des Daseins
hinzubringen als Lorbeer, ein wenig dunkler als alles
andere Grün, mit kleinen Wellen an jedem
Blattrand (wie eines Windes Lächeln) —: warum dann
Menschliches müssen — und, Schicksal vermeidend,
sich sehnen nach Schicksal?

Die Idee des Dichtertums allein gäbe Antwort. Denn in ihr ist nicht die Einsamkeit mitgemeint, die alle Dichter, die nach dem Christentum erschienen sind, als dauernden Anspruch schweigender Augen an ihr Antlitz und an ihr Herz in Schuld und Schwermut empfunden haben. Einst war Dichtertum höheres, dem Göttlichen näheres Sein, und damals war es wahrhaft Gesang. Pindar war der Letzte dieses Dichtergeschlechts; in Goethe verscholl von dort ein letzter goldner Ton. Aber schon Orpheus ja sang aus Schmerz und unter den Toten, und alle, die nach ihm kamen, waren immer wieder er. So jener, der den Vögeln predigte; erkennbar jener, der auch in die Hölle niederstieg; und wer gewahrte ihn nicht in dem Zauberer auf der Insel, in dem traurig redenden Prinzen auf dem Kirchhof? Wo Dichter von Dichtern träumen — Dante von Virgil, Goethe von Tasso, Rossetti von Dante —, ist es nicht stets das nämliche einsame, fremde, trauernde Antlitz, das uns rührt mit einem Gefühl ehrfürchtiger Liebe? Eben dieses Gefühl ist es, das uns vor der Gestalt Rainer Maria Rilkes ergreift.

* * *

RAINER MARIA RILKE

VERKÜNDIGUNG ÜBER DEN HIRTEN

SEHT auf, ihr Männer. Männer dort am Feuer,
die ihr den grenzenlosen Himmel kennt,
Sterndeuter, hierher! Seht, ich bin ein neuer
steigender Stern. Mein ganzes Wesen brennt
und strahlt so stark und ist so ungeheuer
voll Licht, daß mir das tiefe Firmament
nicht mehr genügt. Laßt meinen Glanz hinein
in euer Dasein: o, die dunklen Blicke,

die dunklen Herzen, nächtige Geschicke,
die euch erfüllen. Hirten, wie allein
bin ich in euch. Auf einmal wird mir Raum.
Stauntet ihr nicht: der große Brotfruchtbaum
warf einen Schatten. Ja, das kam von mir.
Ihr Unerschrockenen, o wüßtet ihr,
wie jetzt auf eurem schauenden Gesichte
die Zukunft scheint. In diesem starken Lichte
wird viel geschehen. Euch vertrau ichs, denn
ihr seid verschwiegen; euch Gradgläubigen
redet hier alles. Glut und Regen spricht,
der Vögel Zug, der Wind und was ihr seid,
keins überwiegt und wächst zur Eitelkeit
sich mästend an. Ihr haltet nicht
die Dinge auf im Zwischenraum der Brust,
um sie zu quälen. So wie seine Lust
durch einen Engel strömt, so treibt durch euch
das Irdische. Und wenn ein Dorngesträuch
aufflammte plötzlich, dürfte noch aus ihm
der Ewige euch rufen, Cherubim,
wenn sie geruhten neben eurer Herde
einherzuschreiten, wunderten euch nicht:
ihr stürztet euch auf euer Angesicht,
betetet an und nenntet dies die Erde.

Doch dieses war. Nun soll ein Neues sein,
von dem der Erdkreis ringender sich weitet.
Was ist ein Dörnicht uns: Gott fühlt sich ein
in einer Jungfrau Schoß. Ich bin der Schein
von ihrer Innigkeit, der euch geleitet.

* * *

HERMANN BAHR

DIE GEBURT EUROPAS

Ein Gespräch

„KINDER!“ fiel der Alte plötzlich dem Jüngling warnend ins Wort, „Kinder, mir scheint, ihr vergeßt schon wieder, daß wir einander doch neulich feierlich gelobten, fortan in unserem Kreise das Tag- und Nacht- und Tischgespräch aller Deutschen dieser Zeit lieber zu meiden und wenigstens aus unserer Mitte zu bannen. Denn angenommen selbst, daß, woran ich unverbesserlicher Optimist noch immer nicht glauben kann und schon gar nicht glauben will, Europa wirklich in den letzten Zügen liegt ...“

„Hat es denn aber überhaupt noch Züge?“ schrie der Jüngling. „Ich sehe nichts, ich höre nichts. Es hat ausgeröchelt, ist verendet! Das bleibt ja noch die einzige Genugtuung für uns, daß unser Sturz gleich auch ganz Europa mit in den Abgrund riß. Auf unserer Spannung, der irgendwie naturnotwendigen Spannung zwischen Deutschland und Frankreich ruhte Europa. Als wir sie überspannten, brach es ein. Was bleibt davon? Erinnerung, Traum, Mythos. Und der Rest ist Balkan. Ein ruhmloses Ende!“

„Ich bin kein Prophet,“ sagte der Dozent, „ich habe nicht den Ehrgeiz, in die Zukunft zu blicken, sondern den bescheidenen Beruf, Vergangenheit kennen zu lernen und zu lehren. Aber wenn Sie, weissagender junger Freund, von Europa nichts übriglassen als den Balkan, so wäre, selbst wenn Sie recht behalten sollten, dies Ende für mein Gefühl durchaus nicht ruhmlos, jedenfalls nicht ruhmloser als der Anfang!“

„Wieso?“ fragte der Jüngling, ungläubig, verwundert.

„Aber natürlich!“ schrie der Alte, freudig dem Dozenten zunickend. Dieser fuhr, die Zustimmung des Alten mit einem dankbaren Lächeln quittierend, ruhig fort: „Wenn wirklich

Europa, wie Sie meinen, sterbend bloß noch Balkan ist, so wird es sterbend eben nur wieder, was es ja schon von Geburt ist."

„Aber doch nicht Balkan?" schrie der Jüngling entsetzt.

„Was denn?" antwortete der Dozent. „Die Großsprecher Europas verleugnen nur gern seine Herkunft. Europa ist ein Kind des Balkans." Der Jüngling, um Antwort verlegen, blickte nach dem Alten um Hilfe, der, nicht ohne Schadenfreude, lächelnd erwiderte: „Ja, mein Lieber, so gehts, wenn man immer nur in den großen Ideen schwelgt, ohne mit den euch so widerwärtigen Tatsachen zu rechnen, ja ohne sie auch nur zu kennen. Gegenwart ist immer nur aus der Vergangenheit zu verstehen, das Heute wird nur aus dem Gestern erst erklärlich. Ihr aber glaubt, dem Schall von Worten das Wesen anzuhören, das sie benennen. Aber Worte sind schwindsüchtig, derselbe Name meint auf einmal einen ganz anderen Sinn. Man sollte Reden und Schreiben immer nur erst nach einer Prüfung aus Geschichte gestatten. Wenn ich dich nun aber frage: Was heißt Europa? Woher kommt das Wort? Was besagt das Wort zunächst? Wann begann Europa? Wo begann Europa? Blieb Europa seinem angeborenen Sinn immer treu? Hat es ihn verändert? Nun, mein Junge!"

„Um Gottes willen!" sagte der Dozent lachend. „Wer müßte bei so strenger Prüfung nicht durchfallen!" „Ich selber wäre meines Durchfalles dabei jedenfalls sicher," sagte der Alte behaglich, „aber ich hab ja doch auch nicht die Prätension unserer jungen Herren, den Weltgeist zu befehligen. Ich bin kein Orakel, aber darum lass ich auch das Orakeln. Da jedoch unseren jungen pythischen Schwindler da dieses ehrliche Bekenntnis meiner Unwissenheit sichtlich zu der seinen nur schon wieder von neuem ermutigt, wärs lieb von Ihnen, verehrter Herr Dozent, ihm zu zeigen, daß es auf jene Fragen auch Antworten gibt."

„Ein Examen also?" fragte der Dozent lächelnd. „Aber da,

Gott sei Dank! niemand zugegen ist, der mich durchfallen lassen könnte, darf ichs ja wagen. Das Wort Europa wurzelt im Hebräischen, bedeutet dasselbe wie griechisch Errebos, also Abend-Land, das gegen den Abend liegt, Westland für das Auge von Asiaten. Bei den Griechen finden wir den Namen zum erstenmal im Munde Homers, in seinem — übrigens ihm längst aberkannten — Hymnus auf den pythischen Apoll. Dem lieben Herodot aber ist dann das Wort schon ganz vertraut, und neugierig erkundigt er sich nach Europa, nach seinen Grenzen im Norden und im Osten, und besonders aber, ob es auch im Norden und im Osten meerumflossen ist. Perser haben ihm erzählt, irgendwelche Griechen, über deren Namen er nichts feststellen konnte, hätten nach Landung in Tyros, der phönikischen Stadt, des Königs Tochter Europa geraubt; er vermutet, daß es Kreter waren. Später aber hätten Hellenen sich noch einer zweiten solchen Unbill schuldig gemacht: des Raubes der kolchischen Königstochter Medea. Die Griechen treten ja geschichtlich zunächst überhaupt als Seeräuber auf und benützten nebenher die Gelegenheit, dabei gleich auch die Schreib- und Rechenkünste, die Grundzüge der den Phöniziern von Babylon und Ägypten erteilten Bildung, mitgehen zu lassen. Man kann also guten Gewissens sagen: Europa ist eine Seeräubergründung."

„Nein, wirklich?" schrie der Jüngling auf, mit einer Inbrunst von Freude, daß er über das Lächeln der anderen am Ende selbst errötend lachen mußte. „Als ein Seeräuberasyl", fuhr der Dozent fort, „entstand Europa; auf Raub ruht aller Ruhm Griechenlands zunächst, aus Seeräuberunwesen wächst es empor, ein Seeräubernest; und so sind Kraft, Mut, List, Verschlagenheit, Ruchlosigkeit und unbändige Wildheit anfangs die Tugenden, die der Grieche vor allem ehrt. Der Megalurg steht ihm allen voran: wer Großes tut, etwas tut, wodurch er an Kühnheit, Gewaltsamkeit und Verruchtheit alle anderen

noch überbietet. Und gerade die Kleinen, die Schwachen sinds, die sich nun sogleich am lautesten für Macht und Größe begeistern. Für den gemeinen Mann liegt ja der einzige Trost noch darin, daß es in der Welt doch auch Ungemeines gibt. Aber das Ungemeine braucht Raum, es kreist sich ein, es weist dem Gemeinen Schranken, und eben, indem angesichts des Starken, des Helden, des in seiner eigenen Kraft allein ruhenden Autarken der schöne Begriff der griechischen Freiheit entsteht, einer durchaus in der eigenen Hoheit, der eigenen Macht, der eigenen Siegesbereitschaft wurzelnden, einer agonalen Freiheit, meldet sich naturnotwendig dazu sogleich auch das Komplement der Freiheit — ich will nicht sagen: jeder Freiheit, aber jedenfalls der griechischen —, es meldet sich die Herrschaft. Um sich ganz frei zu fühlen, muß sich der Grieche als Herr fühlen können, und dazu braucht er einen Knecht. Knechtschaft ist ihm der Schatten, den alle Herrschaft wirft; der Knecht erst beglaubigt ihn als Herrn. ‚Aien aristeuein' heißts bei Homer, dem Aristokraten, bei dem wir schon deutlich sehen können, wie das Kraftmaß immer mehr auch zum Wertmaß wird, und als der Beste gilt, wer sich als den Stärksten erweist."

„Herrlich, herrlich!" jauchzte der Jüngling. „Und zum Teufel mit dem Gymnasium, auf dem uns der Sinn Homers unterschlagen wird!"

„Ein bißchen Geduld noch, einen Augenblick!" bat der Dozent lächelnd. „Geschichte beginnt überall zunächst mit Wanderungen von Stämmen, die, noch keines Sinnes mächtig, dem Drange der in ihnen wütenden Kraft gehorchen, willenlos unter den Stößen dieser in ihnen geballten Kraft dahintreibend. Freud und Leid, Behauptung oder Vernichtung, ihr ganzes Schicksal wird ihnen durch ihre Kraft bestimmt, und so kann auch nur Kraft ihr Wertmaß sein; noch Homer hört man an, daß ihm Achilles' Besessenheit von rasender Kraft mehr gilt als

der listenreiche Odysseus. Allen jungen Völkern ist jeder genau so viel wert, als er stark ist. Aber indem Völker wachsen und wandeln, verwandeln sie sich, und die Griechen Homers erkennen wir in den Griechen des Perikles kaum wieder. Wir haben ein unsterbliches Zeugnis der mächtigen inneren Wandlung des Griechen: an der Atlasmetope."

„Atlasmetope?" wiederholte der Jüngling fragend, als ob er sich des Namens zwar obenhin erinnern, aber seiner Bedeutung nicht völlig entsinnen könnte.

„Ja," sagte der Dozent lächelnd, „Phidias hats noch viel schwerer bei den Gymnasiallehrern als Homer, denn an Gelegenheit zur Übung in der Augensprache der bildenden Kunst fehlts ihnen ja ganz ... Es ist die vierte der Ostmetopen am Zeustempel in Olympia. Phidias, dem sich an den zwölf Taten des Herakles ja die tiefsten Herzensgeheimnisse der Griechen offenbarten, zeigt uns ihn hier in dem Augenblick, wo er, um dafür der hesperischen Äpfel teilhaftig zu werden, dem Atlas das Gewölbe des Himmels abnimmt, dessen ungeheure Last der Held nun tragen soll. Und eben, indem er sich dieser furchtbaren Prüfung stellt, tritt seine Schutzgöttin Athene hinzu, indem sie zarter Hand auf seine Schultern ein Kissen schiebt, ein ganz leichtes, kleines Ruhekissen, so dünn und schmal, daß wir unwillkürlich lächeln müssen: die grause Wucht des unendlichen Gewölbes soll er tragen, was kann ihm da das winzige Kissen helfen? Und es hilft ihm. Ihm hilft, zu wissen, daß ihm jemand hilft! Ihm hilft, zu wissen, daß zu seiner Kraft nun auch noch der Geist tritt: der Geist der Liebe. Herakles erlebt hier, daß es etwas gibt, was stärker ist als alle Kraft der Welt, daß es den Geist der Liebe gibt. In dieser Atlasmetope, die der Kraft den Geist gesellt, ist die Scheidung von Asien erst wirklich vollzogen: Kraft erkennt hier zum erstenmal, daß sie zu ihrer Vollendung erst durch den Liebesgeist geführt werden kann. Es ist die Geburt Europas. Und

damit wir das nur aber ja nicht mißverstehen, nur ja ganz erkennen, werden dem Herakles nun noch gerade die goldenen Äpfel der Hesperiden zum Lohn; Hesperos aber, der Vater der Hesperiden, ist der Abendstern: also das Abendland ist der Siegespreis, den Herakles heimbringt. Europa wird in dieser Atlasmetope gefeiert, und im Antlitz der Athene schimmert schon leise auch etwas wie eine selige Vorahnung unserer christlichen Charitas auf. Dieses geheimnisvolle Vorgefühl der Griechen für das Christentum, schon vom heiligen Paulus in seiner Rede auf dem Areopag anerkannt, war aber dem heiligen Augustin so seltsam, daß er zur Erklärung annahm, Plato müsse bei seinem Aufenthalt in Ägypten entweder dem Jeremias persönlich begegnet sein oder jedenfalls die Propheten gelesen haben, finden wir im Namen einer Kirche Roms symbolisch ausgedrückt: sie heißt Maria sopra Minervam."

„Bravo, bravissimo!" rief der Alte, sich vergnügt die Hände reibend. „Und so hätten wir die Vorfrage nach der Geburt Europas glücklich erledigt. Und aufs schönste, lieber Herr Dozent!"

„Wieso?" fragte der Jüngling. „Ich kann mich nicht erinnern, die Geburt Europas jemals geleugnet zu haben. Sie beweist doch aber nicht, daß darum Europa nicht sterben kann. Es hat ein gutes Recht darauf. Wenn man Novalis glauben darf, muß es einst ganz schön gewesen sein. Nun aber ist es doch eben — gewesen! Vorbei, vorbei! Gewesen! Alles Lebendige stirbt einmal." „Alles Lebendige stirbt einmal," bestätigte der Dozent, „aber es stirbt nicht bloß einmal, es stirbt immer von neuem, denn es stirbt jedesmal nur, um wiedergeboren zu werden. Stirb und werde! Sie schwören, lieber junger Freund, doch sonst auf Nietzsche, so kann Ihnen sein Gedanke der ewigen Wiederkunft des Gleichen nicht unbekannt sein. In allen Zeiten, die wir kennen, erkennen wir bei näherer Betrachtung die Wiederkehr einer Vergangenheit. Es

ist immer dasselbe Spiel mit denselben Karten, wenn auch zuweilen in einer anderen Mischung. ‚Ex cineribus veterum renatus phönix', sagt Petrarca von irgendeinem Römer seiner Zeit. Alle Geschichte, von der wir Nachricht haben, ist immer nur Renaissance. So mag uns Europa, das was uns bisher Europa hieß und verhieß, jetzt rings verbrennen, aus der Asche steigt es doch wieder in verjüngter Schönheit auf. Ich dächte, wir hätten dem alten Europa nun lange genug an seinem Grabe nachgeweint, nun aber laßt uns, der Mahnung Beethovens treu, Töne der Freude anstimmen: zur Auferstehung, zur Wiedergeburt des Phönix Europa!"

„Da bin ich schon dabei," sagte der Jüngling mit aufgehellten Augen, „beim Singen bin ich immer dabei. Nur — wen oder was soll man denn, kann man denn eigentlich heute besingen?"

„Es wird sich schon wer oder was finden," sagte der Alte lächelnd, „sobald nur erst laut und froh genug danach gesungen wird. Komische, tragikomische Zeit, in der die Jungen so verflixt bedächtig sind und nur noch Mummelgreise jung!"

* * *

HANS CAROSSA

DER PRÄFEKT

JENES fremdartig schöne Lehrzimmer einer höheren Klasse, worin ich meine Strafstunde so angenehm verbüßt hatte, umgab mich im Geist noch tagelang, besonders die große himmelfarbene Sternenkarte ging noch öfters im inneren Blick auf und nieder. Auch die Kunde von der Geburt einer Schwester begann mich allmählich zu freuen. Sah ich das Neugeborene auch nicht mit Augen, so hinderte mich doch nichts, ihm gute Bedeutungen für meine eigene Zukunft zu entnehmen. Nach und nach freilich verblaßte dies alles wieder; einförmig verlief der Zöglingstag und stahl mir das Gastrecht in der höheren Welt wieder ab. Im übrigen ging es mir wie man-

chem andern: ich glänzte durchsichtig, wenn ich allein war, schillerte hell in der Unterhaltung mit manchen Kameraden und wurde in der Nähe gewisser Lehrer und Schüler tiefschwarz. Aber das Alleinsein war selten, die neue Ordnung durchaus auf Gemeinsamkeit und Wettbewerb angelegt; fast nur noch im Traume war man ein fühlendes Wesen. Solcher Verdrängung mochte meine seltsame Unruhe von damals entspringen, die auch andere nicht ruhen ließ und sich vor allem gegen den Präfekten wandte, vielleicht von seiner Unbeweglichkeit gereizt.

Nie sah man diesen Mann lachen oder heftig sich erzürnen; starr und bleich, im langen schwarzen Priesterrock, den eine seidene befranste Schärpe schmückte, saß er während der Studienzeit hinter dem Katheder und betete lippenbeweglich sein Brevier. Obgleich er mich im ganzen eher abstieß als anzog, spürte ich doch den sonderbarsten Zwang, ihn immer anzuschauen und mich ihm zu nähern. Er war sehr groß, dunkel, schmalstirnig, die ganze Gestalt von einer übermächtigen Nase bestimmt; die Augen blieben hinter bläulichen Gläsern unerkennbar, so daß einem ein ewiges Ungesicht entgegenstand. Eigentümlich war eine gewisse Geziertheit im Wesen dieses Riesen; aber gerade diese tat es meiner ländlichen Einfalt an. Oft ging ich scheinbar zufällig an ihm vorüber, um den Veilchenduft einzuziehen, den er an sich trug; auch beglückte mich die unvergleichliche feierlich-nachlässige Art, wie er das lateinische Kreuz über seine Brust gleichsam hinzauberte, und sehr vornehm erschien mir ein kleiner Fehler der Zunge, der ihn befähigte, das g wie ein s auszusprechen und beim gemeinsamen Gebete die drei göttlichen Personen „von Ewißkeit zu Ewißkeit" zu preisen.

Auf die Dauer aber konnte mir dies alles nicht genügen; immer beharrlicher ging ich auf Zeichen persönlicher Zuwendung aus. Gutartige Mittel waren bereits versucht, einige Haus-

aufgaben musterhaft schön geschrieben, auch manche Frage nach angeblich nicht verstandenen lateinischen Regeln gar untertänig an ihn gerichtet, alles ohne sonderliches Ergebnis. Flüchtig tat er das eine wie das andere ab, ohne auch nur sein Büchlein aus der Hand zu legen. An einem Samstag, als er pflichtgemäß von Pult zu Pult die Ordnung unserer Schubladen prüfte, fiel ihm der von Kading mitgeschmuggelte Teufel der Krippe in die Augen. Traurig sah ich ihn in seiner Kyklopenhand verschwinden, gelobte mir aber sogleich, den Verlust zu verschmerzen, nahm auch das Nachbarnspottgelächter gelassen hin, indem ich hoffte, jetzt werde sich mit Fragen und Antworten wegen des Teufels Herkunft endlich ein Verhältnis anspinnen. Er aber sagte nur: „Man ist kein kleines Kind mehr!" warf die Figur samt anderem unerlaubten Tand in den Ofen und besuchte das nächste Pult.

So wurde er mir nach und nach zur Verkörperung des traurigen entfärbten Daseins, das uns innerhalb der klösterlichen Mauern dahintrug.

Diese gerinnenden Zeiten des Einerlei, wo wir gar keinen Zusammenhang mit glühenden Kreisen des Lebens mehr fühlen, wer kennt sie nicht, und wer hat sich nicht auf seine Weise gegen sie gewehrt? Seltsam zwecklose, ja widersinnige Taten, die wir in solcher Lage begehen, bedeuten sie etwas anderes als gewaltsame Erkundungen beim Schicksal? Ob Mann oder Knabe: die Seele will das ganz verstummte Leben zwingen, daß es ein Zeichen gebe, daß es die Verbindung mit ihr wiederherstelle.

Am Freitag Fleisch zu essen war eine der größten Sünden, die man in unserm frommen kleinen Staat begehen konnte, und so wars kein geringes Unternehmen, als ich an einem solchen Fasttage während der Studienzeit ein aufbewahrtes Stückchen Schinken angesichts des immer lesenden Priesters zu verzehren begann, wobei mir das Entsetzen über meinen Frevel fieber-

hafte Schauer über den Rücken trieb. Mein Pultnachbar stieß mich an: „Heut ist Freitag!"; ich stellte mich taub und aß weiter. Endlich erhob der Dunkle den Kopf und sah mich an. „Weißt du, was heute für ein Tag ist?" lispelte er scharf. „Ja", sagte ich und nahm das letzte Stückchen in den Mund; aber schon liefen mir vor innerer Erschütterung Tränen herab.

„Komm!" rief er jetzt laut, stand auf, verließ den Saal und ging in sein Zimmer, wohin ich mit einem wunderlichen Gefühl der Erleichterung folgte. Er ließ mich zunächst in dem überheizten süß riechenden Raume stehen, bis er die Lampe angezündet hatte, holte sodann zwei spanische Röhrchen aus einem Schrank, bog sie prüfend und wählte das dünnere. „Ich werde dich lehren, die Gebote der Kirche zu halten!" schrie er plötzlich heiser, warf mich etwas ungeschickt über einen Stuhl und versetzte mir ein paar derbe Schläge. Sei es aber, daß er mehr Kraft vortäuschte, als er wirklich anwandte, sei es, daß jener Veilchenduft, der mich nun in fast erstickender Verdichtung umfing, einige Betäubung hervorrief, jedenfalls blieben meine Schmerzen erträglich. Ihn hingegen schien das Verfahren anzustrengen; ein wenig seitwärts taumelnd richtete er sich auf, nahm irgendwoher einen Zuckerwürfel, beträufelte ihn aus einem braunen Fläschchen und zerbiß ihn krachend.

„Ja, so sehr hast du mich geärgert, daß ich Medizin nehmen muß", sagte er, schwer atmend. Und nun verbreitete sich, durchdringend und wohlbekannt, ein anderer Geruch, der im Nu den Veilchenhauch aufzehrte und mir unendliches Heimweh erregte. Die Mutter, wie oft hatte sie diesen Baldrianäther aus dem väterlichen Verordnungszimmer geholt, wenn sie an Herzklopfen oder ängstlichen Zuständen litt, und auch der kranke Zauberer, der herrliche, hatte sich zuweilen mit ihm erquickt! Bei der Mutter war ja die Wirkung nicht immer kräftig genug gewesen; mir fiel ein, daß der Vater einmal gesagt

hatte: Versuch es doch lieber mit brausendem Bromsalz. Das greift ganz anders an und hält lange nach! Und so stieg eine Kadinger Erinnerung nach der anderen empor, auch jener zarte lichte Priester, der mir die erste Beichte abgehört hatte, und wie verstoßen, wie für immer beseitigt kam ich mir vor, wenn ich die klar leuchtende Landschaft seines Gesichts mit dem unübersichtlichen Antlitz des Gegenwärtigen verglich. So mächtig aber bezwang mich noch immer die priesterliche Kleidung, daß ich auch jetzt keinen eigentlichen Groll verspürte, sondern eher eine Zerknirschung, als hätte ich aus des geistlichen Unholds Hand ein sehr bitteres Sakrament empfangen, dem noch eine versöhnende Form folgen müsse. Er aber würdigte mich keines Blickes mehr, verkorkte das Fläschchen, blies die Lampe aus und leitete mich in den Saal zurück, wo er gleich wieder sein Brevier nahm und weiter die Lippen bewegte, als wäre nichts geschehen.

Wie gerne würden wir berichten, daß dieses Abenteuer den störrischen Sinn des Knaben beruhigt habe, was doch eine scharfe Züchtigung nicht selten vermag! Aber wie oft ein körperliches Unbehagen die wirkliche Krankheit nur ankündigt, so zeigte sich auch hier nach wenigen Tagen, daß jene törichte Handlung erst ein Vorzeichen der eigentlichen Untat gewesen war. Wie es diesmal zuging, wüßte ich nicht zu erklären. Irgendein angenehmes Erlebnis hatte meine Stimmung erhoben; ich schämte mich meines Betragens vom Freitag und beschloß, von Grund aus besser zu werden; aber mitten in Reue und Vorsatz überfiel mich das Böse. Hugo, der selber nicht leicht etwas Verbotenes tat, sich aber herzlich freute, wenn es andere wagten, hatte mir gezeigt, wie sich verbrauchte Stahlfedern als gut lenkbare Flugpfeile verwenden lassen, wenn man sie einer Spitze beraubt und mit kunstvoll gefaltetem Papier befiedert. Solch ein Geschoß lag mir zum Unglück eben bei der Hand, während ich die Läuterung meines Wesens und ihre möglichen

guten Folgen erwog, und plötzlich, aus der triumphierenden Freude heraus, die ich über den endgültigen Sieg der Artigkeit in mir empfand, hatte ich es auf das schwarze Brevierbüchlein zugeworfen. Es ging fehl, blieb aber, was noch schlimmer war, hinter dem regungslosen Beter im Holz des Kruzifixes stecken. Dem Präfekten konnte nicht entgehen, wie furchtbar ich selbst erschrocken war. Eine Weile sah er mich nur an. Vielleicht bedachte er, ob er das Gericht selbst übernehmen oder mich einer höheren Stelle zuführen solle; vielleicht ahnte er, wie sonderbar es in mir aussah. Endlich trat er den gleichen Weg an wie neulich, und ich folgte. Wieder kam das Warten während des Lampenanzündens, wieder das Prüfen der Stöckchen; bevor er aber zu strafen begann, griff er diesmal bereits nach dem Tropfenglas. Und wieder wehte der heimweherregende Duft; ich verging vor Reue.

„Der Baldrian hilft nichts," schrie ich, von Schluchzen geschüttelt, „brausendes Bromsalz müssen Sie nehmen."

„Was redest du da?" sagte er, ein wenig zusammenfahrend, als habe eine Kreuzotter mit menschlicher Stimme zu sprechen begonnen. Ich blieb dabei, daß er einen halben Teelöffel voll Bromsalz in Wasser aufgelöst einnehmen müsse, wie es meine Mutter tue, wenn ihre Nerven unruhig seien.

„Noch besser wärs, du würdest mich nicht ärgern", antwortete er und beträpfelte mit zitternder Hand sein Zuckerstückchen.

„Sehr dumm scheinst du gerade nicht zu sein", fuhr er fort, nachdem er sich die Arznei einverleibt hatte. „Ich fürchte nur, daß ein Teufel in dich gefahren ist. Du hast das Kreuz getroffen und hättest bei einem Haar den Herrn Jesus selbst verletzt, der doch schon mit genug Wunden bedeckt ist. Tut dir das gar nicht leid?"

Ich hatte keine Erwiderung als vermehrte Tränen.

„Wie heißt übrigens das Zeug, von dem du da gefaselt

hast?“ fragte er, ohne mich anzublicken, und notierte nun das brausende Bromsalz auf einem Zettel.

„Jetzt aber wollen wir Teufel austreiben!“ erklärte er plötzlich streng und griff nach dem Röhrchen, diesmal nach dem stärkeren. Ich fühlte mich auf einmal sehr schwach, die alten Zuckungen, die seit Wochen ausgeblieben waren, regten sich wieder im Gesicht, eine Züchtigung in diesem Augenblick erschien mir übergrausam und nicht zu ertragen.

„Es wird Sie anstrengen! Sie werden Herzklopfen kriegen!“ rief ich ratlos.

„Das hat nichts zu sagen“, entgegnete er kalt und ließ das Stöckchen pfeifen.

„Warten wir, warten wir, bis das brausende Bromsalz kommt“, schlug ich vor.

„Meinst du?“ Er lächelte, und nun glaubte ich auch seine Augen zu erkennen. Eine Weile sah er schweigend in das Lampenlicht. Endlich legte er das Röhrchen weg. „Ich will es einmal anders versuchen“, sagte er. „Drei Abende nacheinander lege ich dir Schweigen auf. Du wirst beobachtet, vergiß dich nicht! Von Schlag sieben Uhr an keine Silbe mehr! Ich werde deine Mitschüler belehren, damit keiner dich anspricht!“

Von jenem Abend an störte ich die Stunde des Lernens nicht mehr und hielt auch treulich das verhängte Silentium, das übrigens neue folgenreiche Freuden erschloß. Da mir nämlich für die Schweigezeit keine bestimmte Beschäftigung vorgeschrieben war, so erborgte ich gegen die Langweile irgendein Buch und erhielt statt Märchen- und Indianergeschichten, die mir am liebsten gewesen wären, einen sogenannten „Poetischen Hausschatz“, eine Sammlung vermischter Gedichte; nie hatte ich so viele beisammen gesehen. Am ersten Abend las ich nur die erzählenden, später, zögernd, auch die liedhaften, die mich anfangs langweilten, bei wiederholtem Lesen aber stärker bewegten als die anderen, so daß ich auch

nach abgebüßter Strafe immer wieder zu ihnen zurückkehrte. Zwar fachten sie das Heimweh wieder an, brachten ihm aber zugleich ewige Linderung, indem sie die unflügge Seele stärkten und ihr so Fernes, Verlorenes wie das Garten- und Zimmerglück von Kading unbegreiflich, wenn auch nur auf Sekunden, wiedergaben. Ein wenig störte mich zuerst, daß unter jedem Gedicht ein Name stand, der gar nicht hergehörte; wenigstens konnte ich mir nicht vorstellen, was derlei spaßige Wörter wie Klopstock, Rückert, Schiller, Mörike, Goethe oder Kopisch mit jener innigen Musik zu tun haben sollten, doch wurde mir dies bald erklärt. Und mochten die Geister selig oder traurig aus dem grauen Buche singen, eines war allen gemeinsam: alle wußten um ein Reich unermeßlicher Freiheit, worin Lehrer, Schule, Rügen und Strafen unwichtig wurden und keinerlei Auflehnung notwendig war. Kaum wird es der Versicherung bedürfen, daß ich nicht ein Zehntel des Gelesenen wirklich verstand, so schnell es auch ins Gedächtnis überging; doch wird kein Wissender bedauern, daß Jugend zuerst ergriffen und geformt wird von Klang und Rhythmus der Gedichte, deren Sinn sie erst viel später durchdringt.

Leider war mir aufgesetzt, noch ein drittes Mal unsern geistlichen Hüter bekümmern zu müssen, doch nahezu unschuldig. Als wir an einem Sonntag die Kommunion empfangen sollten, bemerkte ich unverhofft, während wir uns bereits der heiligen Schranke näherten, daß nicht, wie sonst, unser Religionslehrer, der geistliche Rat Walter, die Hostien verspendete, sondern, als sein Vertreter, unser Präfekt. Nun erst fiel mir ein, daß ich von allen Ärgernissen, die ich ihm gegeben, in der vorhergegangenen Beichte kein einziges genannt hatte. Dieser Mangel hätte sich durch eine herzliche Reue noch im letzten Augenblick ausgleichen lassen; darüber war ich belehrt, wußte auch, daß es im Notfall genügte, das Gefühl durch einen Akt des Willens zu ersetzen. Aber wenig half mir dieses Wissen;

eine Unlust ließ sich schwer in mir nieder, und plötzlich war ich entschlossen, der Austeilung fernzubleiben. Ob ich dabei wirklich fürchtete, mir selber das Gericht zu essen, wie die Kirche droht, weiß ich nicht mehr; ich glaube eher, es war ein allgemeines Gefühl der Gnadenferne, das mich beim Anblick des düsteren Mannes überkam; ein großer Einsager schien hinter mir zu stehen, der mich warnte, gerade aus dieser Hand die gefährliche Speise der Engel anzunehmen. Zu langen Bedenken blieb aber keine Zeit; es handelte sich um wenige Minuten. Während nämlich die erste Reihe auf den oberen Stufen das Abendmahl empfing, knieten wir als zweite schon auf dem Boden hinter ihr in Bereitschaft. Die Lippen zusammenzupressen und mit leichtem Kopfschütteln meine Weigerung anzudeuten hielt ich für das Würdigste; ob aber der Priester, meine Gründe ehrend, taktvoll vorbeigehen werde, war fraglich. Dann gedachte ich die Hostie wohl in den Mund zu nehmen, sie hernach aber im Gebetbuch zu verbergen und nach beendeter Messe heimlich in die leere Kirche zurückzutragen, wo ich sie auf den Altar legen und Jesus bitten wollte, sein übergroßes Geschenk für diesmal zurückzunehmen; doch verwarf ich dies wieder. Die Zeit zerfiel, unaufhörlich raunte das ‚Domine non sum dignus' durch die totenstille Kirche, plötzlich schwieg es, da war die Kommunion des ersten Zugs vollendet, und sofort stand dieser auf, um den Rückweg in die Kirchenstühle anzutreten. Der Augenblick war gekommen; ich sah die vielen geneigten Häupter und betenden Hände, hoch dahinter den Altar, wo sonnenhell durch Weihrauch ein posaunender Engel glänzte, traumhaft erhob ich mich mit meinen Genossen, gleich ihnen die Augen gesenkt und die Hände gefaltet, betrat aber nicht wie sie die oberen Stufen, sondern mischte mich geschmeidig in eine Gruppe der Abgespeisten und ging, wie ich gekommen war, an meinen Platz zurück.

Niemand schien diese Wendung bemerkt zu haben; ich ver-

brachte den fröhlichsten Tag. Die Zuversicht, mit welcher uns der Geist belohnt, wenn wir in schwierigem Fall der inneren Stimme treu geblieben sind, schwand übrigens auch am Abend nicht, als mich der Präfekt in seine Stube holen ließ. Frische Luft wehte diesmal durch den Raum; die Fenster standen offen, man hörte Stare schreien und sah den Martinsturm schwarz vor einer hohen Helle stehen. Der Priester faßte die Sache behutsam an; in leichtem Unterhaltungston fragte er, warum ich der heiligen Kommunion ausgewichen sei. Stracks kam die vorbereitete Antwort, daß ich mich im letzten Augenblick einer ungebeichteten Sünde erinnert und nicht mehr für würdig gehalten habe. Dies, hatte ich geglaubt, werde sehr ehrenhaft klingen; nun aber kam es eher pfiffig und verschlagen heraus; auch machte der Geistliche kein überzeugtes Gesicht. „Ich glaube, du betest nicht mehr", sagte er nach einer Pause und fragte gleich darauf, womit ich mich eigentlich an meinen drei Silentiumsabenden beschäftigt habe.

„Gedichte auswendig gelernt", bekannte ich stolz.

„Auswendig? Nun, so sag mir eines her!"

Eine schaurig hinwirbelnde Ballade von den Würdenträgern des Herzogs Wallenstein war mir im Nu gegenwärtig; schon lebte ich mitten unter den trunkenen Gesellen, die lärmend auf Schloß Eger über dem Ungarwein saßen; aber der Wortlaut gerade dieses Anfangs wollte sich nicht einstellen. Hastig suchte ich nach einem anderen Gedicht; aber immer waren es nur einzelne Zeilen, die mir auf die Zunge kamen, bis ich endlich auf ein ganz entlegenes geriet, dessen erste Strophe fehlerlos gelang:

„Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen,
Denn mein Geheimnis ist mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht."

Hier blieb ich stecken; im Wandgestell hatte ich plötzlich

ein großes Arzneiglas gesehen mit der lateinischen Aufschrift: ‚Doktor Sandows brausendes Bromsalz‘, wunderliche Gedankengänge drängten sich vor, eine wilde Lockung laut hinauszulachen näherte sich, zu deren Überwindung ich aller Kraft bedurfte, ich mußte die zweite Strophe schuldig bleiben, fand aber nach einigem Suchen die dritte:

„Ein jeder sucht im Arm des Freundes Ruh,
Dort kann die Brust in Klagen sich ergießen;
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu,
Und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen.“

Mein Zuhörer zeigte sich nicht sonderlich befriedigt. „Es klingt ganz hübsch,“ meinte er, „steckt aber nicht viel dahinter. Wenn es wenigstens hieße ‚Gott allein‘, aber ‚ein Gott‘! Sind wir denn Heiden? Laß dir Webers ‚Dreizehnlinden‘ aus der Schulbücherei geben, wenn du durchaus auf Gedichte versessen bist!“

Mittlerweile war mir die zweite Strophe noch eingefallen, und obgleich der Präfekt abwinkte, ließ ich mich nicht hindern, sie recht klar und laut aufzusagen.

„Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finstre Nacht, und sie muß sich erhellen;
Der harte Fels schließt seinen Busen auf,
Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen.“

Hierauf erhielt ich keine Antwort mehr, sondern nur strengen Befehl, am kommenden Samstag meine Beichte zu ergänzen und am Sonntag früh zum Tische des Herrn zu gehen.

Aus einem künftigen Buche: Geschichte einer Jugend

* * *

Alexander von Villers wurde 1812 geboren; er entstammte einer lothringischen Emigrantenfamilie. Nach einem abenteuerlichen Leben, das ihn zuletzt in das Amt eines sächsischen Gesandten in Wien führte, zog er sich auf das nahe dem Wiener Wald gelegene „Wiesenhaus“ zurück. Hier führte er das Leben eines Bauern und Grandseigneurs, eines Ästheten und Philosophen, eines Einsiedlers und Freundes vieler Freunde und schrieb in der behaglichen Muße seines Alters jene Briefe, die, später zu „Briefen eines Unbekannten“ vereinigt, ihn für immer bekannt und berühmt machen sollten und die an Glanz und Geist ihresgleichen in der deutschen Briefliteratur suchen.

An Rudolf Graf Hoyos Antibes, Ende April 1868

ICH habe Gedanken für manche Menschen an allen Enden meines Weges verstreut; sie hängen an Sträuchern, sitzen auf Felsentrümmern, wandeln auf dem scharfen Grat hoher Berge, weben von Ufern zu Ufern, glitten in vergoldete Rahmen und flogen mit manch einem unbekannten Vogel davon. Etwas wird aus allem und jedem; was? das kümmert mich nicht. Auch in den Wäldern fallen die Blätter ungezählt zu Boden, wer fragt nach ihnen und hebt sie auf? Aber die Wurzeln der Bäume, die sie schützend decken, wissen von ihnen und wachsen auf zu hohen Kronen, die über alles Land ihre Blüten schütteln. Und dem, der an bemoosten Steinen sitzt und stiert hinaus, blöde und gedankenlos, dem trägts der Wind zu. So fliegen Gedanken hinüber und herüber um die ganze Erde und setzen sich auf dumme Menschen, die im Grase liegen; indische Gedanken verwirren schwarzburg-rudolstädtische Begriffe, und babylonische Ideen königlich preußische Untertanen — das ist der große Turm von Babel, und es ist nicht wahr, daß er unausgebaut geblieben, wie die Votivkirche, er ist nur so hoch hinaufgewachsen über die Wolken, daß ihm selber der Atem ausgeht, wenn er sich ansieht.

Bei Nordwind ist das Meer blau, vom Ostwind wird es bleich. Der Wind ein Färber, das ist neu. Der Nordwind heißt hier Mistral, und nach Antibes kommt er als Westwind, denn er muß um die Ecke. Aber was das für eine Ecke ist! Das Kap Esterelle; so schön der Name, so schön das Gebirge. So sinkt ein Berg ins Meer, wenn er seiner würdig endet. Mit Grazie sterben; müssen wir doch mit Grazie leben und von solchem Ende unsern Anfang lernen. Auf meine alten Tage werd ich furchtsam. Die See ist warm genug, und ich könnte täglich darin baden. Aber ich habe Furcht vor dem Puly — die pieuvre —, vor Haifischen und vor der großen Menge Wassers. In den Klippen kriech ich viel herum und suche nach Muscheln und Seeigeln. Der Seeigel ist zweckmäßiger erschaffen als der Mensch, denn er geht auf seinem Schnurrbart. Hier haben die schönen Dinge auch schöne Namen. Vellelle heißt ein reizendes Geschöpf von blauem Venezianerglas, das in Flotten auf dem Meere schwimmt und ein blaues glänzendes Segel ausspannt. Ans Ufer geworfen, zerschmilzt es wie ein Flocken Schnee. Nichts möchte man so gerne anderen zeigen, und doch kann man davon nur erzählen.

Die Sprache, die das Volk redet, ist die Sprache der Troubadours. Mein alter Fischer ist ein Troubadour; der Hirt, der Schafe und Ziegen weidet, ein Troubadour. „Pschah diu“[1] hört ich ihn heut morgen, nicht rufen, nein, leise vor sich hin sagen, und die ganze Herde erhob sich und folgte ihm. Das geschah so lautlos zwischen Olivenbäumen, blühenden Zistussträuchen und alten grauen Steinen. Nachtigallen füllen den Garten und singen bei Tag und Nacht, daß ichs hören kann, wann ich mit einem Netze Mustiks fange. Zu Hause heißt mans Schnaken. Mich unterhält die Jagd im Bett. Denn ich fange Töne, so fein und schwellend kommen sie gezogen in weiten Kreisen. Zum Schlaf ist Zeit genug.

[1] Mit Gott!



KÖNIG KONRADIN ALS FALKNER

Aus der Manesseschen Handschrift

Ferleiten, 29. Juli 1871

Bei Schopenhauer stoß ich auf den Ausspruch: „Der Stil ist die Physiognomie des Geistes", der mit dem Buffon zugeschriebenen: „Le style, c'est l'homme", was letzterer aber nicht so gesagt und nicht so gemeint hat, übereinzustimmen scheint. Da, wo dieses Wort bei Buffon vorkommt, lautet es: „Le style seul est de l'homme", indem er nämlich vorausschickte, was der Mensch wisse, habe er von irgendwo außer ihm genommen, nur wie er es ausspreche, gehöre ihm selbst. Auch Schopenhauer ist jener Ausspruch nicht ohne weiteres nachzureden und muß aus dem Zusammenhang erläutert werden. Er greift nämlich Kant in seiner Kategorielehre an, die er dessen persönlicher Vorliebe für eine symmetrische Architektur im Denken zuschreibt, der zuliebe, und um das einmal lehrhaft Aufgestellte zu behaupten, er in die Schwäche verfallen sei, die Wahrheit zu opfern und die Dinge zur Anpassung in seine Tabellen zu zwingen. Ein Merkmal der Grundlosigkeit der Kategorielehre sei schon deren Vortrag, und in dieser Hinsicht weist er auf den Abstand zwischen der transzendentalen Ästhetik und der transzendentalen Analytik; dort wisse er, was er will, und wisse, daß er recht hat, deshalb sei alles klar. Hier hingegen alles dunkel, verworren, schwankend, der Vortrag ängstlich. Dort sei alles bewiesen, hier hingegen fänden sich bloße Behauptungen, daß es so sei und sein müsse. Dies führt nun Schopenhauer zu dem zitierten Satz, den er so einleitet: „Also hier, wie überall, trägt der Vortrag das Gepräge des Denkens, aus dem er hervorgegangen: denn der Styl ist die Physiognomie des Geistes."

An Alexander Freiherrn von Warsberg

Schwarzau, Sonntag, 3. Dezbr. 1871

— — Ihr Sauwetter finde ich prachtvoll. Der Schnee ist der wunderbarste Künstler, und daß sie ihn schmilzt, ist Neid der

Sonne. Sie wäre außerstande, den dichtesten Busch im Walde so innerlich zu beleuchten, wie dieser Staub des Himmels es mit seiner weichen Ruhe vermag. Die Schwarzamsel erschrickt und weiß sich verraten, sie war darauf nicht gefaßt, daß das Dunkel leuchten könnte, und der kleine Zaunkönig zeigt, wie leicht er ist, denn die Flocken rühren sich nicht, wenn er durch die Zweige schlüpft. Das soll ihm einmal Ihr Corps de ballet nachmachen. In den bewaldeten Auen ist der Anblick ganz zauberhaft. Kleine Bäume, die man im Sommer nicht anschaut, stehen da in den Lichtungen wie gepuderte Marquisen bei einer Cour; jeden Augenblick erwartet man, sie werden zum Menuett antreten und sich so zierlich verneigen, was längst nicht mehr zu sehen ist. Was Tannen sein können, lernt man erst, wenn Schnee ihre Zweige niederbeugt, und daß Last anmutig machen kann. Könnte man sehen, wie Denken aussehen mag, so müßte es sein, und so fallen Philosophie und Poesie in eins zusammen, aus dem sie hervorgingen. Dazu die schönste Wärmeempfindung, die von innen heraus, noch besser empfunden durch das Einatmen so kräftiger frischer Luft. Das alles mit einem dicken Rocke und groben Stiefeln zu erkaufen. Nein, nein, ich lobe mir diese deutsche Art der Natur und möchte sie nicht anders. Da ist nichts, das sie nicht in sich trüge.

Früh und abends eines solchen Ganges sicher zu sein, hat großen Wert; die andere Zeit sitz ich am Fenster, schreib oder lese und habe auch da noch die Wohltat des Anblicks, selbst beim Nebel, zumal beim Nebel, der den Raum räumlicher macht, indem er ihn begrenzen hilft; dann stimmen die Erlen so gut zu der grauen körperlichen Luft und ziehen die anmutige Linie hinein, zu der der Lauf des Baches sie biegt, und Phantasie, die sich nicht gern ins Helle wagt, tritt leise aus uns heraus und mischt sich in so verwandten Traum der Natur. Ich halt es mit jedem Wetter, auch mit dem Sauwetter, und laß nichts darauf kommen. — — —

Wiesenhaus, 10. Februar 1880

Unter Primadonna versteht man eine Sängerin, die jährlich hunderttausend Gulden Gehalt und dreizehn Monat Urlaub hat, die übrige Zeit heiser ist.

Das nenne ich eine Definition! Wenn Sie mir aber sagen: „Genie kommt von Gott“, so weiß ich darum noch nicht, was Genie ist. Außerdem kommt alles von Gott, auch eine Laus. Daher laus Dei. Cicero nimmt die großen Männer aus: nemo vir magnus sine aliquo afflatu divino unquam fuit. Je nachdem einer angeblasen wurde, heißt er dann Julius Cäsar oder Beethoven; aber Sie werden mir zugeben, daß zwischen dem Rubikon und der neunten Sinfonie ein Unterschied besteht, den es der Mühe wert wäre zu kennen. Wenn wir nicht mehr wissen wohin, ist uns Gott gut genug wie eine Rumpelkammer. So geht das nicht, haben wir ein Wort und brauchen es, so müssen wir es auch verantworten. Ich habe Ihnen schon gestanden, daß ich nicht weiß, was ich Genie nennen soll, und bin sehr geneigt, vieles für Genie zu halten, was gewöhnlich nicht dafür gilt. Ich möchte mich nicht davon entfernen, daß wir es nicht bei seinen Teilen fassen dürfen, aber immer als ein Ganzes. Wie es eben vieles in sich begreift, mag auch das unbewußte Schaffen mit dazu gehören, insofern es ein solches gibt, das das Gegenteil einer berechnenden Absicht ist, die sich Fähigkeiten dienstbar machen will, über die sie nicht gebietet. Wollte jemand aus Eitelkeit oder Gewinnsucht ein Kunstwerk herstellen, und verfügte er dabei über wirkliches Vermögen, wie wir das heute häufig nicht nur sehen, sondern auch gelingen sehen, dem würde ich Genie bestreiten. Das ist Mache. Deshalb aber glaube ich doch nicht, daß wirkliche Kunstwerke so ohne weiteres unbewußt entstehen. Bei Goethe schon gar nicht, der kurios baute und zimmerte. In seinen gesammelten Schriften findet sich dafür Zeugnis genug, wie methodisch er zu Werke ging. Aber er war geschult wie keiner, und daß er

das vertragen hat und in all dem Erlernten und Anerzogenen so frei blieb, ist vielleicht, was wir an ihm am meisten zu bewundern haben. Auch Beethoven hat in seiner Jugend durch Schulübungen der Zeit seines Schaffens stark vorgearbeitet. Damals übte er sich und brachte es sehr weit im Variieren, und es gibt keine ledernere Schulfuchserei als diese, seinerzeit sehr verbreitete Passion der Variationen. Auch Begeisterung allein reicht nicht aus und beweist das Genie nicht. Der dümmste Kerl kann sich für etwas begeistern, und für welchen Unsinn hat die Welt nicht schon Begeisterung erlebt. Wie der Rausch ist Begeisterung eine Potenzierung des Wesens; es mußte aber etwas vorhanden sein, das zur Potenz erhoben wurde, sonst ist sie wertlos. Zuletzt fällt Genie vielleicht mit Persönlichkeit zusammen. Aber damit sind wir so weit wie vorher.

So geht es uns mit den meisten Dingen. Die Worte sind einmal da und im Verkehr, ein paar Begriffe laufen auch mit ihnen nebenher. Wir nehmen alles, ohne viel zu fragen und im guten Glauben auf, und wie's getrieben wurde, treiben wirs weiter, bis wir uns eines Tages hinter den Ohren kratzen. Wir kommen aber alle, wie wir da sind, jung und dumm als Kinder in eine alte, viel zu gescheite Welt hinein, der wir nicht gewachsen sind und aus der wir wieder hinausgeworfen werden, eh wir noch etwas von ihr begriffen. Mir wenigstens geht es so, und ich kann mir recht gut denken, daß mich — wenn ich werde gestorben sein — jemand fragen würde: „Wo kommst du denn her?“ Und wenn ich dem dann antwortete: „Aus der Welt“, jener verwundert ausriefe: „Du? aus der Welt? Ja was hast denn du um Gottes willen dort gemacht?“ Gerade wie man einen Pinkeljuden behandeln würde, der sagte, er käme vom Hofball.

Ich habe jetzt, mit wenig Unterbrechungen, vierzehn Tage Ruhe gehabt. Hoyos war bei mir und redete mir sehr freundlich zu, nach Wien, zu ihm zu kommen. Gehe eigentlich sehr zag-

haft an den Gedanken, weil man mit solchen Gebrechen behaftet nichts unternehmen kann und anderen lästig fällt. Werde aber doch gegen Mitte Mai für einige Wochen hingehen, um welche Zeit Sie ja auch da sein werden. — — —

Schwören Sie mir bei den Haaren der Minerva (Tibull. I, eleg. 4, v. 26), daß Sie Athen nicht eher verlassen werden, bevor Sie nicht ergründeten, warum Pallas Athene nie mit entblößter rechter Brust dargestellt wurde, und wie sich dieses Toilettendetail mit dem Urteil des Paris verträgt. Auch lassen Sie sich vor mir nicht blicken, wenn Sie mir nicht den Beinamen *παραπεπλεγμένη*, den Pollux (Onomast. lib. II, cap. 3, segm. 35) durch *ἀναπεπλεγμένη*[1] zwar erklärt, aber nicht deutlicher macht, vollständig zu entwirren verstehen.

ΒΙΛΛΕΡΣΟΚΛΗΣ.

Aus dem Buche „Briefe eines Unbekannten", das soeben in der Sammlung „Briefe, Memoiren, Chroniken" erschien.

* * *

LUDWIG WOLDE
ELEGIE AUF NEAPEL

ALS zuerst sich befreite der Geist
Aus der Elemente Verstrickung
Und hieß die Gestirne
Wandeln auf tönender Bahn,
Da auch schuf er
Den schönen Reigen dieser Gestade
An der bezwungenen Flut;
Und wenn ja die alte Zwietracht
Ausbrechen will aus Wassern und Wolken,
Gebändigt bleibt sie,
Und immer wieder
Erhöht sich zum Gleichmaß die Welt. —
Willig füg ich mich

[1] Athene mit den geflochtenen Haaren.

Diesem geordneten Sein,
Erlerne das Klingen
Des verbundenen Raumes,
Das auch in mir ist;
Ja, und vermöchte ich nur
Entzückten Lauschens
Ganz zu verweilen
In dem beruhigten,
Nie mehr zu brechenden
Atmen von Inseln und Bucht,
Von Fels und Gestirnen,
Wohl stünde ich dann
Über jeder Gefahr,
Und der Tod, ein Fremdling,
Könnte auf meiner
Straße nicht wandern.

Aber das Schicksal will uns vereinzeln.
So gingst du mir am Weg,
Und ich folgte dir,
Halb noch im Spiel,
Und gab dir die zögernde Hand,
Bis du an neue Ufer
Leise den Staunenden zogst,
Daß dem gebundenen Arm
Entsanken die Ruder der Fahrt.
Aufgang wurdest du mir und Licht,
Daß ich anders bemaß
Die Tage und Stunden,
Anders die Dinge mir hießen,
Und ich leichthin verriet,
Was je mir Besitz war.

So bewohnten wir denn

Das Gefilde verwandelten Lebens.
Dunkle Mächte,
Die uns sonst immer
Tödlich umwehen,
Entwichen ins Leere;
Bis an den Saum
Erglänzte die Flur
Zukünftgen Geschehens,
Und kein Feindliches
Hätte vermocht
Uns den Pfad zu verweigern.
Ein Tag reichte dem andern
Die unverlierbare Gabe;
Und so blühten wir
Über uns selber hinaus
In neue Gesetze,
Die wir uns nicht gaben;
Manchmal erschraken wir
Über ein Wort,
Das wir nicht gesprochen;
Über Gebärden,
Uns nicht entnommen;
Über ein Tun,
Das aus uns nicht geschah.
Ferne Hände schienen zu sein,
Die uns trugen;
Nicht nur uns gehörten wir an,
Wir wohnten zugleich
In den kreisenden Himmeln.
Nie mehr schwankte die Wage
Von Geben und Nehmen;
Aufgehobenen Gewichtes
Schwebten wir über der Not.

Doch neben der strahlenden Bucht
Steht die Empörung getürmt
Und gemahnt,
Daß keine Ordnung vermag
Ganz den gebändigten Hader zu glätten.
Denn wenn auch im höllischen Kessel
Erstarrt sind die Zacken der Gier,
Und kaum noch atmen
Die süchtigen Dünste,
Und versteint ist
Gekröse des Neids:
Immer noch nicht gefügig
Tobt der eingeschlossene Dämon,
Und aus neuer Esse
Schleudert er Wirbel der Wut,
Befreit er den glühenden Groll.

Was geschah?
Aus welchen Tiefen
Stiegen empor,
Aus welchen Fernen
Flogen heran
Die gierigen Mächte,
Zu ergreifen das Reine,
Das ohne Wehr ist,
Anzufallen den streitlosen Wandel,
Und was über den Tagen
Ständig erglänzte,
Doch mit den Giften der Zeit zu beschleichen?
War es denn mehr als erlaubt ist,
Daß einmal sich Dauerndes auftat
Über dem Schwindenden,
Daß wir das Leben nährten

Aus steilerem Licht;
Frevel, daß leibhaft mir schien
Göttliches, sonst nur im Traum begriffen?
Sollt ich nur Flüchtiges wollen
Und dem Vergänglichen nur
Mit vergänglichen Wünschen begegnen?
Fragen, Fragen schickt in den Raum
Die Bedrängnis des Herzens,
Aber keinem der fernen Gestirne
Entreißt sie die Antwort.
Dies nur weiß ich: Ein Bangen hub an,
Und Bangen und Zweifel
Gehen verstohlen dahin
Und nagen am Weißen des Lebens.
Auch die Angst stand plötzlich am Wege,
Daß ich, eben noch
In der gehobenen Hand
Leicht haltend die Schale des Schicksals,
Zum Bittenden wurde, zum Bettler,
Und wir die dunkle Bahn unserer Tage
Nicht mehr gleichen Fluges,
Wie ehdem, durchmaßen.
Wohl entflammte uns noch
Das jäheste Glück;
Doch immer wieder
Stieß uns der Gott
Aus den einigen Höhn
In den Schrei der Entfremdung,
Bis in die überall wunden
Gefilde der Seelen
Laut einbrach der Dämon
Und über fiebernder Walstatt
Gellend das tödliche Banner aufschlug.

Sammle, Berg, den gestauten Haß
Aus all deinen Schächten,
Wirf ihn in Wolken empor,
Daß die Sterne erbleichen;
Brich auf, ein Feuermeer,
Verschlinge die Hügel und Inseln,
Und kein Beten
Dämme den Sieg deiner Wut!
Steh auf, gefangener Dämon,
Schwinge den Arm,
Den lange gelähmten,
Und schleudre deine
Entbundenen Kräfte
Wider die Ordnung,
Die dich im Finstern vergrub.
Schüttle das Feste,
Daß die Trümmer sich türmen,
Und stehend über dem Stürzenden
Höhne den Feind,
Der sich Gesetz nennt. —
Nein, nein, nein,
Ich will mich nicht fügen,
Will nicht den Lauf
Beruhigter Tage beginnen,
Neue Wege nicht gehn,
Neue Luft nicht mehr atmen,
Zerstörung will ich,
Nichts als Zerstörung,
Und hab ich nicht Mächte genug zur Hand,
Den Dämon zu wecken,
Hab ich nicht Arme genug,
Festzuhalten den Tag,
Niederzureißen die Sterne:

Dennoch trotz ich,
Trotz auch der hilfreichen Hand;
Es wehre mir keiner,
Mich dem Geschick zu entziehen
Und, kann ich nicht anderes vernichten,
Doch die Empörung
Wider das eigene Heil zu wenden.

Aber ein Stärkeres will mich verderben.
Denn wie ertrag ich
Die malmende Glut,
Die mich taglang umschließt,
Und wie trotz ich
Dem Unbegreiflichen, das mich
In dunklen Wolken umlagert,
Das vor mir herzieht,
Ein lautloser Führer ins Nichts?
Kann es denn sein,
Daß nie mehr
Du in der Tür mehr erscheinst
Und das Licht deiner Nähe
Zehnfaches Leben mir schenkt,
Daß nach dem ersten
Anhauch nur deiner Stimme
Mir aufglänzt die Seele,
Daß ich die Hand dir lege ums Haupt,
Erschrocken begreifend,
Daß es die Welt ist,
Die ich umspanne?
Und wo blieben,
Die wir aus uns erschufen,
Leuchtkugeln des Glücks,
Die unsere Wege umschwebten,

Die noch den Traum mir erhellten
Und, leise Gefährten,
Ins Erwachen mich riefen
Als in den klareren Traum?
Treiben sie jetzt,
Zersplitterte Sterne,
Allein durch die Nächte,
Oder sind Kammern des Himmels,
Die sie bewahren,
Daß an den schönen Gebilden
Enttäuschte sich laben,
Und daß an ihnen
Einmal vielleicht auch wir
Die ermüdeten Seelen
Neu zu einander entzünden?
O, und könnte es sein,
Wenn Straßen und Hügel
Neuen und ungewollten Geschehens
Zwischen uns liegen,
Daß ich vergäße,
Zu welchen Scheiteln des Daseins
Du mich gerissen,
Daß dein Bild nicht mehr, wie heute,
Ein Brand mich zerfleische,
Daß ich deine Züge verlernte,
Und du nichts als ein friedlicher Schatte
Neben mir walltest?
Dies zu denken ist mehr,
Als unsre Ohnmacht vermag,
Und zerbricht mir die Seele.

Doch der Vernichtete
Ist euch, ihr Waltenden,

Wieder verbunden:
Denn wenn unsre Grenze zerspringt —
Und würgt auch der Schmerz uns
Den blutenden Leib —,
Immer münden wir ja
In den größeren Himmel.
Ihr umschließt uns,
Wie die Luft das Atmen umschließt,
Und kein Wahnsinn vermöchte
Aus eurem Gesetz sich zu drängen.
Und muß ich auch einsam jetzt
Gehn durch die Wüste der Zeit,
Der die Stunde nicht klingt,
Der kein Leuchten verheißt,
Auf zerrütteten Wegen —
Einsam nicht, denn überall schweben
Die Schatten entrückten Geschehens:
Kein Ding ist,
Das deine Mienen nicht trüge,
Kein Hauch, der
Dich nicht enthielte —
Und trifft auch, wie oft noch,
Die schönen Spiegel
Vergeßlicher Träume
Mit giftigem Atem
Der Schreck des Erwachens,
Und legt sich noch immer
Ums Haupt mir
Wie dunkler Tod
Das Unfaßliche:
Es kann mich der Dämon
Euch nicht entreißen;
Wie auch der andere, der größere

Euch nicht die Inseln und Buchten verdirbt
Und sich dumpf nur verbraucht,
Gedankenlos gärend.
Euch allein dien ich,
Und dienend trag ich in mir
Das Licht des Vergangenen.
Ja, nichts ist mir verloren,
Und wenn mich nicht fremde
Wünsche verdüstern,
Nicht Lauheit verdirbt —
O, sie vermöchten es nicht —
So hebt sich mit mir
Die Flur des Gewesenen,
Hebt sich auch deine Gestalt,
Und auf steigender Bahn
Geh ich, wie ehmals, mit dir.

* * *

DIE LETZTEN JAHRE PETER VISCHERS DES ÄLTEREN

PETER VISCHER war nun auf der Höhe des Lebens angelangt. Ein günstiges Geschick hat seiner reifen Kunst die langentbehrten großen Aufgaben zugeführt. Seit 1495, dem Magdeburger Grabdenkmal, hatte er über ein Jahrzehnt lang nur einfache Grabplatten zu verfertigen; von 1507 an dagegen bekommt er zwei gewaltige Aufträge, in denen sich seine Kunst ganz entfalten kann. Fünf Jahre lang, von 1507—1512, arbeitet er an dem schon seit früher Jugend gehegten Plane des Sebaldusgrabes. Das Wesentliche war schon getan, die Phantasie hatte kaum mehr zu schaffen, der Eifer begann allmählich zu erlahmen, da tritt das Größte an ihn heran, was der Bildner in Erz erträumen konnte. Kaiser Maximilian bestellt 1512 bei ihm

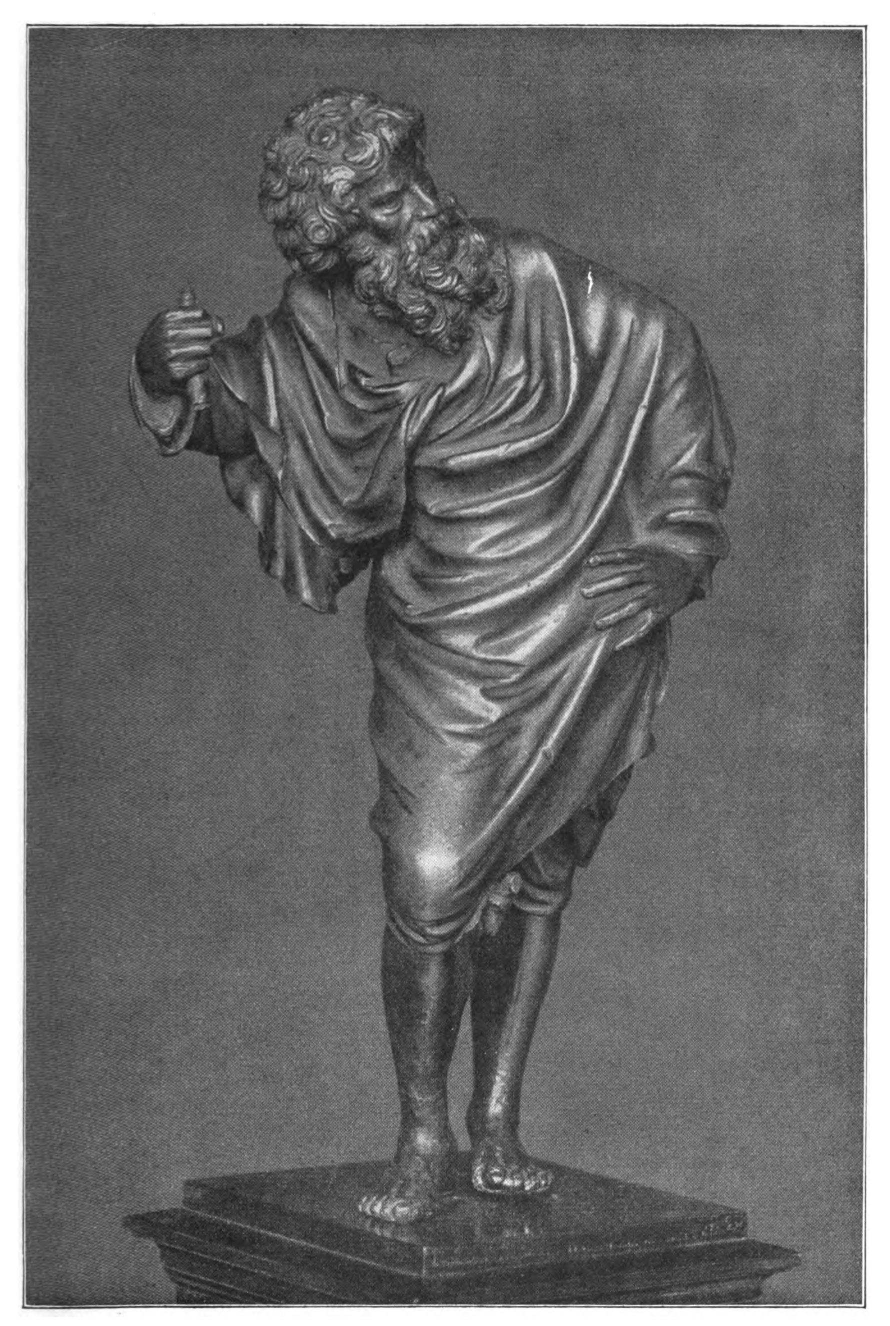
zwei große Figuren für sein Grabdenkmal, und der Meister konnte die Hoffnung hegen, an dem Kolossalwerk auch fürderhin sein Leben lang wirken zu dürfen. Das Sebaldusgrab wird beiseite geschoben und die Statuen Arthurs und Theoderichs, die ersten freien Monumentalstatuen seines Lebenswerkes, mit Feuereifer in Arbeit genommen. Im nächsten Jahre werden sie fertig; die selbstbewußte Kunst des Meisters hat in ihnen ihr Höchstes geboten. Glück und Kunst des Meisters hatten den Gipfel erklommen, die Aussicht schien unbegrenzt zu sein, und doch, es war das Ende.

Die beiden Statuen sind die letzten Arbeiten Peter Vischers. Er hat nachher noch sechzehn Jahre gelebt, die Gießhütte verwaltet, Bestellungen empfangen und Briefe geschrieben, aber seiner eigenen Hände Werk hat keines mehr den Ofen verlassen. Wir stehen vor einem psychologischen Rätsel, einem der merkwürdigsten der Kunstgeschichte. Ein Künstler in der vollen Blüte seiner Kraft, der soeben die Reihe seiner höchsten Meisterwerke geschaffen, entschließt sich plötzlich ohne äußeren Zwang, mit seiner Kunst aufzuhören. Er zieht sich jedoch nicht zur Ruhe zurück, er bleibt weiter Meister, leitet die Werkstatt, führt das Geschäft, spart keine Mühe, überläßt nur die Kunst seinen Söhnen. Der Schlüssel des Rätsels ist uns nicht überliefert, keine Äußerung des Meisters oder der Zeitgenossen leuchtet in das Dunkel hinein; was hier vorgefallen war, können wir nur leise ahnen und keineswegs voll verstehen.

Der Meister hatte große Hoffnung auf seine beiden Erzstatuen gesetzt; sie sollten dem Kaiser zu besonderem Gefallen gereichen. Vielleicht hoffte er im geheimen, das ganze großartige Grabdenkmal in die Hand zu bekommen. Er hat sich getäuscht, der Kaiser hatte ihn nicht verstanden. Anstatt großer Bestellungen folgten langwierige Verhandlungen, es kam nichts von dem, was der Meister erhoffte.

Inzwischen begann sich auch das beiseite geschobene Sebal-

dusgrab zu rächen. Das Unternehmen war den Anregern und Mitbeteiligten und überhaupt den Nürnbergern zu wichtig, als daß sie den dreijährigen Stillstand der Arbeit ruhig hätten hinnehmen können. Es wurde wohl im stillen oft besprochen, wie man die Sache fördern könnte. Der Meister schien nicht gesonnen, die Fortsetzung seinen Söhnen zu überlassen, denn sonst wäre ja die lange Pause nicht eingetreten. Und doch schien das die einzig mögliche Lösung. In den letzten Jahren haben sich die beiden ältesten Söhne des Meisters, Hermann und Peter die Jüngeren, zu selbständigen Künstlern entwickelt, und sie hatten ihren Anhang. Unter dem 6. Juni 1514 lesen wir in den Ratsverlässen: „Zu ratschlagen bei meister Hansen in der Peunt ob man Meister Peters Sohn Hermann Vischer mit einer gießhütten uff sein zinns möcht versehen." Es handelt sich um eine städtische Gießhütte, und der Sinn kann kein anderer sein, als Hermann Vischer mit der selbständigen Fortsetzung und Vollendung des Sebaldusgrabes in einer eigenen Werkstatt zu betrauen. Zweifellos wird das durch die Fortsetzung der Verhandlungen; einen Monat später, am 11. Juli 1514, heißt es: „Mit Meister Peter Vischer stattlich zu handeln, daß er das Grab des heiligen Sankt Sebalds furderlich mach." Der Rat hat also das Ansinnen verworfen, den jungen Künstler, der noch nicht Meister, mit einer eigenen Gießhütte zu versehen, und hat im Sinne der Handwerksordnung sich an den Meister gewandt. Die Lösung erfolgt drei Monate später, am 3. Oktober 1514: „Meister Petern Vischer dem rotschmied soll man das haus beim Weißenthurm, das der roren meister ein zeitlang inngehabt hat umb einen nemlichen zins, so hoch man mag, uff 4 jar verlassen, das mit seinen sönen zu irer arbait haben zu geprauchen." Formell klingt es wie der Sieg des Altmeisters, in Wirklichkeit ist es der Sieg der Söhne. Nominell ist es der Altmeister, der die städtische Gießhütte bekommt; tatsächlich wird ihm seine eigene Gießhütte für seine



PETER VISCHER DER ÄLTERE
DER HEILIGE CHRISTOPH

eigenen Arbeiten frei gemacht, indem ihm die städtische Gießhütte für vier Jahre eingeräumt wird, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er sie mit seinen Söhnen zu ihrer Arbeit zu gebrauchen hat. Es scheint, daß die Söhne die Verpflichtung übernommen haben, das Sebaldusgrab in vier Jahren fertigzustellen.

Im Grunde war es der Kampf zweier Kunstanschauungen. Der Altmeister hielt streng zur Gotik, die er zu eigener Klassizität zu entwickeln wußte, die Söhne waren Anhänger des italienischen Geschmacks. Die Jugend gewann den Sieg, und Peter Vischer der Ältere zog die Konsequenzen daraus. Nicht verbittert, wie moderne Auffassung des Künstlertums meinen möchte; sondern ruhig seine Söhne gelten lassend. Obwohl ein großer Künstler, war er doch fest im Handwerk verankert; Künstler war er nur in seinen Werken, in seinem Leben blieb er immer der tüchtige Handwerker. Er wollte vorerst das Sebaldusgrab nicht aus der Hand lassen und es nach eigener Konzeption vollenden; aber als er sah, daß der Geschmack sich verändert hatte und der Richtung seiner Söhne recht gab, war er ein zu kluger Geschäftsmann, um sich dem allgemeinen Wunsche nicht zu fügen. Und als auch die Sache mit dem Kaiser — dessen retrospektiver Sinn ihm verwandt war — mißglückte, zog er sich von dem Entwerfen und Modellieren ganz zurück; überließ alles, auch in der eigenen Gießhütte, seinen Söhnen, die von nun an Werke in italienischem Geschmack lieferten. Er behielt sich nur die Leitung des Geschäftes vor, verfügte über die Einkünfte und lebte friedlich mit seinen Kindern weiter.

Er starb fünfzehn Jahre später, am 7. Januar 1529, nachdem er seine beiden älteren Söhne, Hermann und Peter, schon verloren hatte.

Sein äußerer Lebensgang bietet keine Überraschungen, sein inneres Leben bleibt uns verschlossen. Seine Werke verraten

uns von seinem Eigenleben nichts. Er ist der objektive, formale Künstler, dessen Idealschöpfungen von seinen subjektiven Erlebnissen unabhängig sind. Wenn man ihn neben Albrecht Dürer nennt, so meint man den Künstler, aber nicht den Menschen. Bei Dürer haben wir das Gefühl, daß hinter seinen Werken etwas unendlich Größeres verborgen liegt; Peter Vischer ist in seinen Werken beschlossen.

Sein Gesamtwerk ist ein Kunstwerk für sich, streng logisch im Aufbau, ganz ausgereift in seiner Komposition. Vom ersten Werk bis zum letzten zeigt es ein stetiges Wachsen, die künstlerischen Ziele ringen sich Schritt für Schritt klarer und sicherer durch. In seiner Entwicklung kann man drei Perioden unterscheiden. Die erste, bis 1496, fußt noch in der naturalistischen Kunst der Zeit, ist voll von köstlichem Erdgeruch, doch zeigt sie schon klar die Tendenz nach formaler Veredlung, nach abgewogener Komposition, nach monumentalem Ausdruck des Charakters. Der Entwurf von 1488, der Astbrecher von 1490, die Magdeburger Tumba von 1495 sind die Hauptleistungen. Dann folgt die kurze Übergangsperiode bis 1500, wo in der Christophstatuette von 1497 die neue Auffassung der Draperie angebahnt wird. Von 1501 an beginnt die dritte Periode, vorerst mit der Reihe der klassisch-abgeklärten Grabplatten, um dann in doppelter Steigerung mit der zweiten Fassung des Sebaldusgrabes und mit den Innsbrucker Rittern zu enden. Diese dritte Periode bedeutet die Schaffung einer neuen deutsch-klassischen Kunst. Hand in Hand damit zeigt sich ein verständnisvolles Rückwärtsschauen auf die Vergangenheit, das Merkmal einer Kunst mit objektiven Idealen. Peter Vischer steht hier nicht allein, Maximilian ist der Protagonist verwandter politischer und sozialer Tendenzen, und selbst in der Kunst Grünewalds spielt dieses Moment seine Rolle. Doch Peter Vischers Kunst ist wohl der reinste Ausdruck für diese Bestrebungen der Zeit, und er ist der einzige Vertre-

ter der auf eigener Vergangenheit aufgebauten, autochthonen deutschen Renaissance.

Seine Kunst führt uns in die feierliche Welt der Apostel und Heiligen oder zeigt uns die Typen der vornehmen geistlichen und weltlichen Gesellschaft, die Typen der Bischöfe, Domherren, Edelfrauen und Ritter. Nur selten fällt ein Blick in das tägliche Leben; im Anfang durch den Astbrecher, und zuletzt durch das Selbstbildnis. Diese Kunst ist eigentlich weltfremd, sie ist weder der Spiegel der irdischen Mannigfaltigkeit noch der Widerhall verborgener Regungen der Seele; was sie uns bieten will, ist die Harmonie der Linien und Formen, der edle Wurf der Draperie, die lebendige Bewegtheit der Rüstung, die verhaltene Geste, und hinter all dieser formalen Schönheit, wie durch einen leichten Schleier verdeckt, die großen Charaktere einer idealisierten Welt.

Aus dem Band der Sammlung „Deutsche Meister“: „Peter Vischer der Ältere und seine Werkstatt“ von Simon Meller.

★ ★ ★

DIETMAR VON AIST

EIN TAGELIED

„SLAFEST du, friedel ziere?
man wecket uns leider schiere:
ein vogellin so wol getan
daz ist der linden an daz zwi gegan.“

„Ich was vil sanfte entslafen:
nu ruefestu, kint, wafen.
liep ane leit mac niht gesin.
swaz du gebiutest, daz leiste ich, friundin min.“

Diu frouwe begunde weinen.
„Du ritest und last mich einen.
wenne wilt du wider her zu mir?
owe du fuerest min froide sament dir!"

friedel ziere: schöner Geliebter. — schiere: sogleich. — zwi (neutrum) Zweig. — wafen: wehe. — last mich einen: lässest mich allein. — owe: o weh! — sament: samt, mit.

*

REINMAR

MIN ougen wurden liebes alse vol,
do ich die minneclichen erst gesach,
daz ez mir hiute und immerme tuot wol.
ein minneclichez wunder do geschach:
si gie mir alse sanfte dur min ougen
daz si sich in der enge niene stiez.
in minem herzen si sich nider liez:
da trage ich noch die werden inne tougen.

La stan, la stan! waz tuost du, saelic wip,
daz du mich heimesuochest an der stat
dar so gewaltecliche wibes lip
mit starker heimesuoche nie getrat?
genade, frouwe! ich mac dir niht gestriten.
min herze ist dir baz veile danne mir:
ez solde sin bi mir; nust ez bi dir:
des muoz ich uf genade lones biten.

die minneclichen erst gesach: die Liebliche zuerst erblickte. — gie: ging. — dur: durch. — niene: nicht. — da trage ich noch die werden inne tougen: da trage ich noch die Teuere verborgen drin. — la stan: laß es genug sein. — baz veile: besser feil. — nust: nun ist. — uf genade: im Vertrauen auf Wohlwollen. — biten: warten.

*

SACH ieman die frouwen
die man mac schouwen
in dem venster stan?
diu vil wolgetane
diu tut mich ane
sorgen die ich han.
si liuhtet sam der sunne tuot
gegen dem liehten morgen.
e was si verborgen:
do muost ich sorgen:
die wil ich nu lan.

Ist aber ieman hinne,
der sine sinne
her behalten habe?
der ge nach der schonen,
diu mit ir kronen
gie von hinnen abe;
daz si mir ze troste kome,
e daz ich verscheide:
diu liebe und diu leide
diu wellen mich beide
fürdern hin ze grabe.

Man sol schriben kleine
reht uf dem steine
der min grap bevat,
wie liep si mir waere
und ich ir unmaere;
swer danne über mich gat,
daz der lese dise not

und ir gewinne künde
der vil grozen sünde
di si an ir fründe
her begangen hat.

Sach ieman die frouwen: sah jemand die Herrin. — e was: vormals war. — krone: Kranz, Kopfschmuck. — gie: ging. — fürdern: befördern, bringen. — min grap bevat: mein Grab einfriedigt. — unmaere: unwert, gleichgültig.

Drei Lieder aus der Manesseschen Handschrift, die mit der ersten Lieferung im Januar 1926 in Faksimile-Ausgabe zu erscheinen beginnt.

* * *

EIN BRIEF VON ALBRECHT SCHAEFFER

Um die Freunde des Insel-Verlages in eine noch nähere Fühlung zu seinen Autoren zu bringen, wollen wir eine neue Form der Mitteilung, den Brief, einführen. Die Wahl des Themas soll dem Verfasser durchaus überlassen bleiben. Albrecht Schaeffer hat unsere Bitte, den ersten Brief zu schreiben, erfüllt.

Lieber Freund!

AUCH Sie werden im täglichen Leben die Beobachtung gemacht haben, daß die Notwendigkeit einer Handlung, beim Umgang mit Menschen, die Leichtheit der Ausführung nicht immer, wie wir es möchten, mit sich bringt beim Erscheinen. Wenn wir es etwa als Pflicht empfinden, einem Menschen etwas Angenehmes, ja Lobendes über eine Leistung zu sagen, so befinden wir uns in der Verlegenheit, entweder als Schmeichler zu erscheinen, oder vor innerer Bewegung die Fassung des Worts nicht zu finden, und wir bleiben, womöglich von beiden gehemmt, stumm. Um ein Beispiel gleich aus der Sache zu ziehn, über die ich Ihnen zu schreiben vorhabe, nämlich dem eben in meine Hände gelangten neuen Insel-Almanach, so habe ich selber die Stelle in Hofmannsthals afrikanischem Gespräch, wo Deutscher und Franzose einander so erfreuliche Liebenswürdigkeiten über ihre Sprache sagen, mit einer gewissen

Beklemmung, ja in eigener Verlegenheit gelesen, und über diese hinweggeholfen hat mir nur der Tiefsinn der ausgesprochenen Gehalte im Verein mit dem geschmeidigen Glanze der Form. Und, sagte ich mir am Ende, der eine der Sprechenden war Franzose, und Beide bedienten sich seiner Sprache, und nur oder besonders wir Deutschen sind so allzu innerliche und dünnhäutige Menschen, daß sogar die Aussage von Wahrheiten über Jemand anders ihm ins Antlitz hinein, wenn sie lobend ist, als Schmeichelei uns verpönt ist fast wie eine Beleidigung. Unvereinbar scheinen uns andrerseits Kraft und Tiefe einer inneren Bewegung mit Fassung und Form ihres Ausdrucks; verpönt ist uns auch Beifall, es sei denn in der Form des (ergriffenen) Schweigens, und ich glaube, mancher Künstler oder Dichter erführe sein Leben lang nie aus leiblichem Munde, nie also nahe, warm und lebendig, ob ihm die Gabe des Erschütterns innewohne, gäbe es nicht Frauen auf Erden, denen ihr natürlicher Trieb, sich zu äußern, und dazu die ebenso natürliche Überlegenheit über den Mann die Gabe des lieblichen Wortes verliehe. Denn, heißt es bei uns zuland, sind nicht Loben und Lügen identisch, Gehalt und Form aber Feinde?

Nun, lieber Freund, diese Länge der Einleitung — die trotzdem den Stoff bei weitem nicht ausschöpfte — hat Sie bereits erraten lassen, mit welch unendlichen Schwierigkeiten ich zu kämpfen hatte, da ich heute beim Empfang des nunmehr zwanzigsten Insel-Almanaches Ihnen einmal zu sagen wünschte, wieviel Freude diese alljährliche kleine Festlichkeit mir bedeutet, und damit vielleicht auch manches Andern ungeäußertes Wohlgefallen in Worte zu bringen. Und ähnlich wie bei Hofmannsthals Gespräch habe ich denn die Masse der Schwierigkeit vermittels eines Einfalls beseitigt, nämlich dessen, daß mir ja das Maß Ihrer persönlichen Beteiligung an dem Jahres-Büchlein ganz unbekannt ist; daß ich weder weiß, ob Sie es erfunden, noch was alljährlich Ihr Zutun dabei ist, und vor Allem dies:

daß Sie ja den schönsten aller Almanache und auf die persönlichste Weise nicht herausbringen könnten, hätte die Insel nicht die dazu nötigen Autoren. Freilich — aber auch diese Autoren — nicht geschaffen, doch auf der Insel angesiedelt zu haben, ist am Ende Ihr persönliches Verdienst, und so hielte ich am gleichen Fleck? Nun, so seien Sie denn Symbol! (Damit hätten wir uns die höchste deutsche Wonne erfüllt, Umwandlung eines Konkretums in ein Abstraktum, und nun können wir reden.) Symbol also des Almanachs, der Insel und ihrer Autoren, und redend von diesen Dreien, schweige ich von Ihnen.

Was aber den Kern dieser Drei, nämlich den Almanach, anbelangt, so weiß ich zunächst nicht, ob ich stolzer darauf bin, die zwanzig Formen seines Erscheinens, von 1906 an, sämtlich zu besitzen, oder in ihrer mehr als der Hälfte vertreten zu sein. Dann möchte ich sagen, daß dieser Almanach nicht eigentlich ein Buch ist, sondern ein Fest. Man könnte mir einwenden, daß jedes gute Buch, das ich erwerbe, ein Fest sei; allein wenn ich darauf erwidere, daß ich nicht von jedem Buch, das ich erwerbe, vorher weiß, ob es gut ist und mir zum Fest wird, so sage ich damit Etwas, das am Almanach — heute wenigstens — wesentlich ist, um ihn zu einem Fest zu machen, nämlich die nunmehr zwanzigjährige, ich glaube niemals ganz enttäuschte Erfahrung seiner Vortrefflichkeit und ferner auch die zeitliche Bestimmtheit seines Eintreffens, die wiederum keine schematische ist, sondern angenehm schwankend und unsicher, ähnlich Ostern. Oder gehört es nicht zum wesentlichsten Wesen eines Fests, daß Sie wissen: in diesem Jahr wie in jedem, dann und dann, ist Weihnachten, Pfingsten, Neujahr, mein fünfzigster Geburtstag? Man muß ein Fest herbeiwarten können, das gehört zu ihm, und so wie im Frühjahr das unsichere Ostern, so erhöht im Herbste der Almanach entweder die Spannung seiner Erwartung durch längeres Ausbleiben als sonst, oder er überrascht durch zarte Verfrühung. (Falls das schon vor-

gekommen, — ich weiß es nicht, doch wär es theoretisch ja denkbar.)

Nun aber wende ich mich ab vom Almanach als Symbol und wende mich zu ihm als Objekt, d. h. zu dem diesjährigen, der mir ein ganz besondrer Kandelaber voll Festlichter zu sein scheint. Lese ich nur den Vorspruch von Novalis, so muß ich mir bereits freudig und dankbar gestehn: wie ist es doch schön eingerichtet, daß die Insel nicht nur lebende Autoren hat, sondern auch tote. Jene könnten ja einmal versagen, das tun diese nie, denn wie C. F. Meyer sagt, „ihrer sind viele", und bei ihnen ist Fülle, und so faßt mich denn auch eine nachdenkliche Freude an bei der Erwägung, daß auch ich einmal solch ein toter Insel-Autor sein werde. Einer sogar von besonderer, heute noch sehr seltener Art, der nämlich nicht als bereits Verstorbner in Charons Nachen an dies elysische Eiland versetzt, sondern als annoch Lebendiger bereits der Gesellschaft der größten Toten gewürdigt wurde. Wird dann der Herausgeber des 170. Almanachs zur Gewinnung eines Vorspruchs auf meine fast schon sagenhafte Verstorbenheit zurückgreifen, — welch lieber und trostvoller Gedanke! — Den eigentlichen Almanach des Jahrs aber beginnt ein Prolog — wie denn nicht? — den ich wohl um so eher und höher rühmen darf, als er ja nicht von Ihnen verfaßt ist, sondern von Hofmannsthal. Wahrhaftig nun, selten habe ich etwas Literarisches gelesen, das nicht durch Rhythmus oder andere musikalische Elemente, sondern durch Ordnung, vielmehr scheinbare Unordnung, musikalische Erinnerungen herbeiriefe wie diese Fugato-Ouvertüre. Ja eine Fuge oder ein Choralsatz von Bach spiegeln uns so, wenn wir mitten darin sind, das Bild eines Kampfes vor, wo die Hiebe — aber gleichsam mit Blumen geführt, die an den Wangen in Lächeln zerschmelzen — blitzgeschwind wechseln, wo das höchste Geistes-Vermögen sich bewährt in der ständigen Harmonisierung von Feindseligkeit, Ernst und Spiel eine schillernde Einheit bilden.

Und zugleich ist er die originellste Art von Ouvertüre, dieser Prolog, da er alle Momente oder Motive des Stückes vorwegnimmt und aufblitzen läßt —, und dann folgt gar kein Stück.

Ob die nachfolgende entzückende kleine Erzählung von Anderson nur einem so eingefleischten Liebhaber des Pferdegeschlechts wie mir so wie Sahne über den Gaumen des Herzens schlüpft, weiß ich nicht. Darin sagt der mitteilende Knabe: „Sunstreak ist wie ein Mädchen, an das man manchmal denkt und das man doch niemals zu sehen kriegt." O du Kindermund, unbewußter Weisheit froh! Und nun erhebt sich von Bubers Zwiegespräch und Weigands Aufsatz über Villers das Gedicht Felix Brauns wie eine etwas dunkle und ungewisse, aber mit einzelnen sehr schönen Lichtern sich selbst und das jenseitige Ufer erhellende Brücke, bewunderungswürdig an diese Stelle gesetzt, um über den Abgrund zwischen Andersons diesseitigem Ufer und dem jenseitigen Goethes zu führen; denn mit dem Überschreiten der, wie alle anderen scheinbar wagerecht liegenden Brücke findet man sich unversehens in diese Höhe versetzt, die über allen Höhen liegt, Goethes. Zwei Leuchter stehen hier vor der Tempel-Pforte: der traurig-liebliche Brief über Mozarts Tod und R. A. Schröders Gedichtpaar.

Nun Goethe — Bester, was ist es doch mit diesem Menschen? Wir haben einst alle eigenen und des Weltalls Leiden mit Werthers durchgerungen; wir haben, von Stufe zu Stufe uns durch das Leben hin übend, alle heiligsten Aussagen über unser Sein aus Tassos, aus Iphigeniens, aus Faustens Munde, aus der Marienbader Elegie, aus dem Westöstlichen Divan gehört, und keins unsrer Lebensalter war oder wird sein ohne Gestalt oder Gestaltung von diesem Dichter, die eigens für Jedes geschaffen und bestimmt zu sein scheinen. Die aber sind Dichtung, doch was hat es auf sich mit Sätzen wie diesen hier aus den naturwissenschaftlichen Schriften, die nicht Dichtung sind, ja die ihr Gegenteil zu sein scheinen, und doch uns älter Gewordenen unser Inneres so

atemlos machen, wie nur höchste Schöne es tat in der Zeit der Jugend, so daß wir die Augen von ihnen abheben müssen wie aus blendender Sonne weg, und blind starrend fühlen wir, wie sich das Herz mit Tränen betaut. Glauben wir die Hand eines Geister-Wesens gesehen zu haben, die mit einem Griff unendlicher Sanftmut und Schlichtheit, was Chaos schien, in Ur-Ordnung verkehrte? War hier Gesang, Süße, Liebkosung? Nein. War hier Erschütterung und Erlösung? Nein. War hier Ungeheures, Tiefstes, Heiliges? Auch dies nicht. Einfachheit und Reinheit und — wie sag ich nur? — Fülle? Nein, Andres, weniger und mehr, Erfülltheit, Völle, und eine so strahlende Selbstverständlichkeit wie der Natur. Diese vielleicht ist hier, irgend Etwas jedenfalls, das überall und immer uns Allen unmöglich ist. Ein Jenseits, aber nicht himmlisch, sondern wie aus dem Festesten der Erde gefertigt, dargestellt aber mit einem Nichts, nur durch Auswahl und Ordnung von Worten; und die Völligkeit eines Menschen-Lebens, aufgetan im Bau eines klaren Satzes. Alles Unvermochte, Nieerreichte, nur in Träumen Erschaute, alles Vergebliche in uns, das sich immer nur bäumen konnte, legt sich dankbar und ruhig und abgetan, weil ein Unbeschreibliches hier Ereignis ward.

Lassen Sie mich hier die Durchsicht des Almanachs enden, zumal Sie ihn ohnedies besser kennen als ich, auch der Brief nicht dazu ausreichen würde und Andres zu sagen ist. Denn wenn ich nun hinzufüge, daß die übrigen zwei Drittel des Textes dem ersten entsprechen, so kann ich nun das hervorheben, was mir alljährlich den besten Vorzug des Almanachs auszumachen scheint: bei so vieler Mannigfaltigkeit seine Ordnung und Einheitlichkeit. Es will nichts gegen diese sagen, daß mitunter, wie ich meine, Gestalten oder Stimmen erschienen — in diesem Jahr fehlen sie ganz —, die sich der übrigen Harmonie entzogen. Denn Geschlossenheit muß nicht Vermauertheit sein, und die Sicherheit eines Charakters besteht nicht in der unbe-

dingten Beschränkung auf den eigenen Besitz oder alleiniges Fähigsein, sondern in der Freiheit, auch das fremde Gebiet zu betreten, ohne sich da zu verlieren, oder den fremden Gast anzuhören und sein Wort zu bedenken, ohne ihm zu verfallen. Dies zugerechnet, war der Charakter nicht nur des Almanachs, sondern auch des Verlages selbst allezeit gleichbleibend in der schönen Gefaßtheit — so möchte ich es nennen —, die sein Grundzug ist, worüber ich gern noch ein Wort sagen möchte.

Ludwig Strauß unterscheidet in seinem schönen Aufsatz über Carossas „Ostern" (in dem Jahrbuch ‚Leukothea') Dichtungen von tragischer und untragischer Sprache. Von dieser sagt er, daß in ihr „nie die Vernichtung genannt ist, ohne daß gleich danach die sie überwindenden Mächte genannt wären, und wie sie genannt ist, das zeigt die Überwindung schon vollzogen. Die stygischen Dämonen werden nicht mit dem Worte gefesselt, sondern gefesselt nur dürfen sie das Gebiet der Sprache betreten. Damit", fährt er fort, „ist aus der Sprache das eigentlich tragische Element ausgeschlossen" usw. Nun glaube ich, Sie werden mir zustimmen, daß von der gegenteilig tragischen, das Zwiespältige, Zerstörende, zu Überwindende offen enthaltenden Art der ganze breite Strom unsrer derzeitigen Literatur-Bewegung ist, ja daß man fast die expressionistische Richtung dahin charakterisieren kann, daß sie tragisch in diesem Sinne sein will, ja in keinem Sinne lösend oder gar erlösend. Diese Art Sprache scheint zu ringen nicht nur um Ausdruck der Gehalte — die gleichbleibend immer nur tragische Nöte sind —, sondern zu ringen auch um sich selber und, den Gesang mit Absicht verleugnend, nur das Gestammel für die allein Gottes und der Seele würdige Stimme zu halten. Nun wissen Sie schon, daß hiervon das Gegenteil der Fall ist im Gebiete der Insel, nicht in vermauerter Beschränktheit, wie ich vorhin sagte, sondern in derjenigen Lockerung der Gebundenheit, die überall und allemal not ist, um das Lebendige beweglich und im

wahren und guten Sinne fortschrittlich zu erhalten. Sie verstehen auch, daß weder Straußens noch meine Unterscheidung der poetischen Sprachgebiete wertend ist, — brauchen wir doch nur an Hölderlins große Hymnen zu denken, um das höchste Beispiel einer in jenem Sinne tragischen Sprache vor Augen zu haben. Daß, wo nicht ein Geist von einem so engelhaften Ungestüm durch die Elemente der Sprache stürmt, nur selten ein Erzeugnis von Dauer entstehn wird, mag vielleicht auch Ihnen wie mir Überzeugung sein. Übrigens ist es ja nicht Aufgabe des Verlegers, wie keines Menschen, der Ewigkeit, sondern der Zeit zu dienen, und dienen wir, erfüllen wir die Forderungen dieser nach bestem Willen und Wissen, so tun wir für jene das, was uns allein für sie zu wirken vergönnt ist, wir bereiten uns auf sie vor.

Und genug. So hoffe ich denn, lieber Freund, mich mit einigem Anstand aus meiner zu Anfang dieses Briefes angekündigten Verlegenheit gezogen zu haben, und dazu, in freilich höchst bescheidenem Tun und sehr von ferne, der Weisung gefolgt zu sein, die Hans Carossa in dem schönen Gedicht ausspricht, das der Almanach als eines seiner reinsten Juwelen enthält:

O hätten wir Seelen, einander als Lebendige
so schön zu nahn wie jenes hold entrückte Kind
verlassenen Toten, so mit weihendem Gebrauch
einander zu gewanden neu von Zeit zu Zeit
in Lichtgeweb, lang aufgespartes, geistiges,
das keine Strahlen durchläßt als die freudigen
der innern Sterne, — wären wir da nicht reich genug
in unsrer Welt? Wärs not, in andere zu spähn,
zu schleichen um unflügger Geister bleichen Kreis,
der auch nur harren will, ob ihn die Liebe nicht
erweckt und hebt und in unendliche Dienste zieht?

Womit sich Ihnen zu alten Gunsten empfiehlt Ihr

Schaeffer

FELIX TIMMERMANS

SANKT NIKOLAUS IN NOT

Es fielen noch ein paar mollige Flocken aus der wegziehenden Schneewolke, und da stand auf einmal auch schon der runde Mond leuchtend über dem weißen Turm.

Die beschneite Stadt wurde eine silberne Stadt.

Es war ein Abend von flaumweicher Stille und lilienreiner Friedsamkeit. Und wären die flimmernden Sterne herniedergesunken, um als Heilige in goldenen Meßgewändern durch die Straßen zu wandeln — niemand hätte sich gewundert.

Es war ein Abend, wie geschaffen für Wunder und Mirakel. Aber keiner sah die begnadete Schönheit des alten Städtchens unter dem mondbeschienenen Schnee.

Die Menschen schliefen.

Nur der Dichter Remoldus Keersmaeckers, der in allem das Schöne sah und darum lange Haare trug, saß noch bei Kerzenschein und Pfeifenrauch und reimte ein Gedicht auf die Götter des Olymp und die Herrlichkeit des griechischen Himmels, die er so innig auf Holzschnitten bewundert hatte.

Der Nachtwächter Dries Andijvel, der auf dem Turm die Wache hielt, huschte aller Viertelstunden hinaus, blies eilig drei Töne in die vier Windrichtungen, kroch dann zurück in die warme, holzgetäfelte Kammer zum bullernden Kanonenöfchen und las weiter in seinem Liederbüchlein: „Der flämische Barde, hundert Lieder für fünf Groschen.“ War eins dabei, von dem er die Weise kannte, dann kratzte er die auf einer alten Geige und sang das Lied durch seinen weißen Bart, daß es bis hoch ins rabenschwarze Gerüst des Turmes schallte. Ein kühles Gläschen Bier schmierte ihm jedesmal zur Belohnung die Kehle. —

Trinchen Mutser aus dem „Verzuckerten Nasenflügel“ saß in der Küche und sah traurig durch das Kreuzfensterchen in ihren Laden.

Ihr Herz war in einen Dornbusch gefallen. Trinchen Mutsers

Herz war ganz durchstochen und durchbohrt, nicht weil all ihr Zuckerzeug heut am Sankt-Nikolausabend ausverkauft war — ach nein! weil das große Schokoladenschiff stehen geblieben war. Einen halben Meter war es hoch und so lang wie von hier bis dort! Wie wunderschön stand es da hinter den flaschengrünen Scheiben ihres Lädchens, lustig mit Silberpapier beklebt, verziert mit rosa Zuckerrosetten, mit Leiterchen aus weißem Zucker und mit Rauch in den Schornsteinen. Der Rauch war weiße Watte.

Das ganze Stück kostete so viel wie all die kleinen Leckereien, die Pfefferkuchenhähne mit einem Federchen am Hintern, die Knusperchen, die Schaumflocken, die Zuckerbohnen und die Schokoladenplätzchen zusammen. Und wenn das Stück, das Schiff aus Schokolade, das sich in rosa Zuckerbuchstaben als die „Kongo" auswies, nicht verkauft wurde, dann lag ihr ganzer Verdienst im Wasser, und sie verlor noch Geld obendrein.



Warum hat sie das auch kaufen müssen? Wo hat sie nur ihre Gedanken gehabt! So ein kostbares Stück für ihren bescheidenen kleinen Laden!

Wohl waren alle gekommen, um es sich anzusehen. Mütter und Kinder, sie hatte dadurch verkauft wie noch nie. Aber kein Mensch fragte nach dem Preis, und so blieb es stehen und rauchte immer noch seine weiße Watte, stumm wie ein toter Fisch.

Als Frau Doktor Vaes gekommen war, um Varenbergsche Hustenbonbons zu holen, da hatte Trinchen gesagt: „Sehen Sie nur mal, Frau Doktor Vaes, was für ein schönes Schiff! Wenn ich Sie wäre, dann würde ich Ihren Kindern nichts anderes zum Sankt Nikolaus schenken als dieses Schiff. Sie werden selig sein, wie im Himmel."

„Ach," sagte Frau Vaes abwehrend, „Sankt Nikolaus ist ein armer Mann. Die Kinder werden schon viel zu sehr verwöhnt, und außerdem gehen die Geschäfte von dem Herrn Doktor viel zu schlecht. Wissen Sie wohl, Trinchen, daß es in diesem Winter fast keine Kranken gibt? Wenn das nicht besser wird, weiß ich gar nicht, was wir anfangen sollen." Und sie kaufte zwei Pfefferkuchenhähne auf einem Stäbchen und ließ sich tagelang nicht mehr sehen.

Und heute war Nikolausabend; aller Kleinkram war verkauft, nur die „Kongo" stand noch da in ihrer braunen Kongofarbe und rauchte einsam und verlassen ihre weiße Watte. Zwanzig Franken Verlust! Der ganze Horizont war schwarz wie die Kongo selber. Vielleicht könnte man sie stückweise verkaufen oder verlosen? Ach nein, das brachte noch nicht fünf Franken ein, und sie konnte das Ding doch nicht auf die Kommode stellen neben die anderen Nippsachen.

Ihr Herz war in einen Dornbusch gefallen. Sie zündete eine Kerze an für den heiligen Antonius und eine für Sankt Nikolaus und betete einen Rosenkranz, auf daß der Himmel sich des Schiffes annehmen möge und Gnade tauen. Sie wartete und wartete. Die Stille wanderte auf und ab.

Um zehn Uhr machte sie die Fensterläden zu und konnte in ihrem Bett vor Kummer nicht schlafen.

Und es gab noch ein viertes Wesen in dem verschneiten Städtchen, das nicht schlief. Das war ein kleines Kind, Cäcilie; es hatte ein seidig blondes Lockenköpfchen und war so arm, daß es sich nie mit Seife waschen konnte, und ein Hemdchen trug

es, das nur noch einen Ärmel hatte und am Saum ausgefranst war wie Eiszapfen an der Dachrinne.

Die kleine Cäcilie saß, während ihre Eltern oben schliefen, unter dem Kamin und wartete, bis Sankt Nikolaus das Schokoladenschiff von Trinchen Mutser durch den Schornstein herunterwerfen würde. Sie wußte, es würde ihr gebracht werden; sie hatte es jede Nacht geträumt, und nun saß sie da und wartete voller Zuversicht und Geduld darauf; und weil sie fürchtete, das Schiff könne beim Fallen kaputt gehen, hatte sie sich ihr Kopfkissen auf den Arm gelegt, damit es weich wie eine Feder darauf niedersinken könnte. —

Und während nun die vier wachenden Menschen im Städtchen: der Dichter, der Turmwächter, Trinchen Mutser und Cäcilie, ein jedes mit seiner Freude, seinem Kummer oder seiner Sehnsucht beschäftigt, nichts sahen von der Nacht, die war wie ein Palast, öffnete sich der Mond wie ein runder Ofen mit siberner runder Tür, und es stürzte aus der Mondhöhle eine solche strahlende Klarheit hernieder, daß sie sich auch mit goldener Feder nicht beschreiben ließe.



Einen Augenblick lang fiel das echte Licht aus dem wirklichen Himmel auf die Erde. Das geschah, um Sankt Nikolaus auf seinem weißen, schwer beladenen Eselchen und den schwarzen Knecht Ruprecht durchzulassen.

Aber wie kamen sie nun auf die Erde? Ganz einfach. Das

Eselchen stellte sich auf einen Mondstrahl, stemmte die Beine steif und glitschte nur so hinunter, wie auf einer schrägen Eisbahn. Und der schlaue Knecht Ruprecht faßte den Schwanz vom Eselchen und ließ sich ganz behaglich mitziehen, auf den Fersen hockend. So kamen sie ins Städtchen, mitten auf den beschneiten Großen Markt.

In Körben, die zu beiden Seiten des Eselchens hingen, dufteten die bunten Leckereien, die Knecht Ruprecht unter der Aufsicht von Sankt Nikolaus in der Konditorei des Himmels gebacken hatte. Und als man sah, daß es nicht reichte und der Zucker zu Ende ging, da hatte Knecht Ruprecht sich in Zivil geworfen, um unerkannt in den Läden, auch bei Trinchen Mutser, Süßigkeiten zu kaufen, von dem Geld aus den Sankt-Nikolaus-Opferstöcken, die er alle Jahr einmal in den Kirchen ausleeren durfte. Mit all den Leckereien war er an einem Mondstrahl in den schönen Himmel hinaufgeklettert, und nun mußte das alles verteilt werden an die kleinen Freunde von Sankt Nikolaus.

Sankt Nikolaus ritt durch die Straßen, und bei jedem Haus, in dem ein Kind wohnte, gab er je nach der Artigkeit des Kindes dem Knecht Ruprecht Leckereien, welche dieser, mit Katzengeschmeidigkeit an Regenkandeln und Dachrinnen entlang kletternd und über die Ziegel krabbelnd, zum Schornstein brachte; da ließ er sie dann vorsichtig hinunterfallen durch das kalte zugige Kaminloch, gerade auf einen Teller oder in einen Holzschuh hinein, ohne die zerbrechlichen Köstlichkeiten auch nur etwas zu bestoßen oder zu schrammen.

Knecht Ruprecht verstand sich auf seine Sache, und Sankt Nikolaus liebte ihn wie seinen Augapfel.

So bearbeiteten sie das ganze Städtchen, warfen herab, wo zu werfen war, sogar hier und da eine harte Rute für rechte Taugenichtse.

„Da wären wir bis zum nächsten Jahr wieder mal fertig“,

sagte der Knecht Ruprecht, als er die leeren Körbe sah. Er steckte sich sein Pfeifchen an und stieß einen erleichterten Seufzer aus, weil die Arbeit nun getan war.

„Was?“ fragte Sankt Nikolaus beunruhigt, „ist nichts mehr drin? Und die kleine Cäcilie? die brave kleine Cäcilie? schscht!“

Sankt Nikolaus sah auf einmal, daß sie vor Cäciliens Haus standen, und legte mahnend den Finger auf den Mund. Doch das Kind hatte die warme, brummende Stimme gehört wie Hummelgesumm, machte große Augen unter dem goldenen Lockenkopf, glitt ans Fenster, schob das Gardinchen weg und sah Sankt Nikolaus, den wirklichen Sankt Nikolaus.

Das Kind stand mit offenem Munde staunend da. Und während es sich gar nicht fassen konnte über den goldenen Bischofsmantel, der funkelte von bunten Edelsteinen wie ein Garten, über die Pracht der Mitra, worauf ein diamantenes Kreuz Licht in die Nacht hineinschnitt wie mit Messern, über den Reichtum der Ornamente am Krummstab, wo ein silberner Pelikan das Rubinenblut pickte für seine Jungen, während sie die feine Spitze besah, die über den purpurnen Mantel schleierte, während sie Gefallen fand an dem guten weißen Eselchen, und während sie lachen mußte über die Grimassen von dem drolligen schwarzen Knecht, der die weißen Augen herumrollte, als ob sie lose wie Taubeneier in seinem Kopf lägen, während alledem hörte sie die zwei Männer also miteinander reden:

„Ist gar nichts mehr in den Körben, lieber Ruprecht?“

„Nein, heiliger Herr, so wenig wie in meinem Geldsäckel.“

„Sieh noch einmal gut nach, Ruprecht.“

„Ja, heiliger Herr, und wenn ich die Körbe auch ausquetsche, so kommt doch nicht so viel heraus wie eine Stecknadel.“

Sankt Nikolaus strich kummervoll über seinen schneeweißen Lockenbart und zwinkerte mit seinen honiggelben Augen.

„Ach,“ sagte der schwarze Knecht, „da ist nun doch nichts mehr zu machen, heiliger Herr. Schreib der kleinen Cäcilie,

daß sie im kommenden Jahr doppelt und dreimal so viel kriegen soll."

„Niemals, Ruprecht! Ich, der ich im Himmel wohnen darf, weil ich drei Kinder, die schon zerschnitten und eingepökelt waren, wieder zum Leben gebracht und ihrer Mutter zurückgegeben habe, ich sollte nun diese kleine Cäcilie, das bravste Kind der ganzen Welt, leer ausgehen lassen und ihm eine schlechte Meinung von mir beibringen? Nie, Ruprecht! Nie!"

Knecht Ruprecht rauchte heftig, das brachte auf gute Gedanken, und sagte plötzlich: „Aber heiliger Herr, nun hört mal zu! Wir haben keine Zeit mehr, um noch einmal zum Himmel zurückzukehren, Ihr wißt, für Sankt Peter ist der Himmel kein Taubenschlag. Und außerdem, der Backofen ist kalt und der Zucker zu Ende. Und hier in der Stadt schläft alles, und es ist Euch sowohl wie mir verboten, Menschen zu wecken, und zudem sind auch alle Läden ausverkauft."

Sankt Nikolaus strich nachdenklich über seine von vier Falten durchzogene Stirn, neben der schon Löckchen glänzten, denn sein Bart begann dicht unter dem Rande seines schönen Hutes.

Ich brauche euch nicht zu erzählen, wie Cäcilie langsam immer bekümmerter wurde von all den Worten. Das reiche Schiff sollte nicht bei ihr stranden! Und auf einmal schoß es leuchtend durch ihr Köpfchen. Sie machte die Tür auf und stand in ihrem zerschlissenen Hemdchen auf der Schwelle. Sankt Nikolaus und Knecht Ruprecht fuhren zusammen wie die Kaninchen. Doch Cäcilie schlug ehrerbietig ein Kreuz, stapfte mit ihren bloßen Füßchen in den Schnee und ging zu dem heiligen Kinderfreund. „Guten Tag, lieber Sankt Nikolaus", stammelte das Kind. „Es ist noch nicht alles ausverkauft... bei Trinchen Mutser steht noch ein großes Schokoladenschiff vom Kongo... wie sie die Läden vorgehängt hat, stand es noch da. Ich hab es gesehn!"

Von seinem Schreck sich erholend, rief Sankt Nikolaus erfreut: „Siehst du wohl, es ist noch nicht alles ausverkauft! Auf, zu Trinchen Mutser! Zu Trinchen ... aber ach! ..." und seine Stimme zitterte verzweifelt, „wir dürfen niemand wecken."

„Ich auch nicht, Sankt Nikolaus?" fragte das Kind.

„Bravo!" rief der Heilige, „wir sind gerettet, kommt!"

Und sie gingen mitten auf der Straße, die kleine Cäcilie mit ihren bloßen Füßen voran, gerade nach der Eierwaffelstraße, wo Trinchen Mutser wohnte. In der Süßrahmbutterstraße wurde ihr Blick auf ein erleuchtetes Fenster gelenkt. Auf dem heruntergelassenen Vorhang sahen sie den Schatten von einem dürren, langhaarigen Menschen, der mit einem Büchlein und einer Pfeife in der Hand große Gebärden machte, und sein Mund ging dabei auf und zu. „Ein Dichter", sagte Sankt Nikolaus und lächelte.

Sie kamen vor Trinchen Mutsers Haus. Im Mondlicht konnten sie gut das Aushängeschild erkennen: „Zum verzuckerten Nasenflügel".

„Weck sie rasch auf", sagte Sankt Nikolaus. Und das Kindchen lehnte sich mit dem Rücken an die Tür und klopfte mit der Ferse gegen das Holz. Aber das klang leise wie ein Samthämmerchen. „Stärker", sagte der schwarze Knecht.

„Wenn ich noch stärker klopfe, wirds noch weniger gehen, denn mein Fuß tut mir weh", sagte das Kind.

„Mit den Fäusten", sagte Knecht Ruprecht. Doch die Fäustchen waren noch leiser als die Fersen.

„Wart, ich werd meinen Schuh ausziehen, dann kannst du damit klopfen", sagte Knecht Ruprecht.

„Nein," gebot Sankt Nikolaus, „kein Drehn und Deuteln! Gott ist heller um uns als dieser Mondschein und duldet keine Advokatenkniffe." Und doch hätte der gute Mann sich gern einen Finger abgebissen, um Cäcilie befriedigen zu können.

„Ach! aber den Kerl mit den Affenhaaren auf dem Vor-

hang!" rief Knecht Ruprecht erfreut, „den darf ich rufen, der schläft nicht!"

„Der Dichter! der Dichter!" lachte Sankt Nikolaus. Und nun gingen sie alle drei schnell zu dem Dichter Remoldus Keersmaeckers.

Und kurzerhand machte Knecht Ruprecht kleine Schneebälle, die er ans Fenster warf. Der Schatten stand still, das Fenster ging auf, und das lange Gestell des Dichters, der Verse von den Göttern und Göttinnen des Olymps hersagte, wurde im Mondschein sichtbar und fragte von oben: „Welche Muse kommt, um mir Heldengesänge zu diktieren?"

„Du sollst Trinchen Mutser für uns wecken", rief Sankt Nikolaus, und er erzählte seine Not.

„Ja, bist du denn der wirkliche Sankt Nikolaus?" fragte Remoldus.

„Der bin ich!" Und darauf kam der Dichter erfreut herunter, jätete allen Dialekt aus seiner Sprache, machte Verbeugungen und redete von Dante, Beatrice, Vondel, Milton und anderen Dichtergestalten, die er im Himmel glaubte. Dann stand er ihnen zu Diensten.

Sie kamen zu Trinchen Mutser, und der Dichter stampfte und rammelte mit so viel Temperament an der Tür, daß das Frauenzimmer holterdiepolter aus dem Bett stürmte und erschrocken das Fenster öffnete.

„Geht die Welt unter?"

„Wir kommen wegen dem großen Schokoladenschiff", sagte Sankt Nikolaus, weiter konnte er ihr nichts erklären, denn sie war schon weg und kam wieder in ihrer lächerlichen Nachtkleidung, mit einem bloßen Fuß und einem Strumpf in der Hand, und machte die Türe auf.

Sie steckte die Lampe an und ging sofort hinter den Ladentisch, um zu bedienen. Sie dachte, es müsse der Bischof von Mecheln sein.

„Herr Bischof,“ sagte sie stotternd, „hier ist das Schiff aus bester Schokolade, und es kostet fünfundzwanzig Franken.“ Der Preis war nur zwanzig Franken, aber ein Bischof kann ja gern fünf Franken mehr bezahlen.

Aber nun platzte die Bombe! Geld! Sankt Nikolaus hatte kein Geld, das hat man im Himmel nun einmal nicht nötig. Knecht Ruprecht hatte auch kein Geld, das Kind hatte nur ein zerschlissenes Hemdchen an, und der Dichter kaute an seinem langen Haupt- und Barthaar vor Hunger — er war vier Wochen Miete schuldig.

Niedergeschlagen sahen sie einander an.

„Es ist Gott zuliebe“, sagte Sankt Nikolaus. Gerne hätte er seine Mitra gegeben, aber alles das war ihm vom Himmel geliehen, und es wäre Heiligenschändung gewesen, es wegzugeben.

Trinchen Mutser rührte sich nicht und betrachtete sie finster.

„Tu es dem Himmel zuliebe“, sagte Knecht Ruprecht. „Nächstes Jahr will ich auch deinen ganzen Laden aufkaufen.“

„Tu es aus lauter Poesie“, sagte der Dichter theatralisch.

Aber Trinchen rührte sich nicht, sie fing an zu glauben, weil sie kein Geld hatten, daß es verkleidete Diebe seien.

„Schert euch raus! Hilfe! Hilfe!“ schrie sie auf einmal. „Schert euch raus! Heiliger Antonius und Sankt Nikolaus, steht mir bei!“

„Aber ich bin doch selbst Sankt Nikolaus“, sagte der Heilige.

„So siehst du gerade aus! Du hast nicht mal einen roten Heller aufzuweisen!“

„Ach, das Geld, das alle Bruderliebe vergiftet!“ seufzte Sankt Nikolaus.

„Das Geld, das die edle Poesie verpfuscht!“ seufzte der Dichter Keersmaeckers.

„Und die armen Leute arm macht“, schoß es der kleinen Cäcilie durch den Kopf.

„Und ein Schornsteinfegerherz doch nicht weiß klopfen machen kann", lachte Knecht Ruprecht. Und sie gingen hinaus.

In der Mondnacht, die still war von Frosteklarheit und Schnee, tönte das „Schlafet ruhig" hart und hell vom Turm.

„Noch einer, der nicht schläft", rief Sankt Nikolaus erfreut, und sogleich steckte Knecht Ruprecht auch schon den Fuß zwischen die Tür, die Trinchen wütend zuschlagen wollte.

„Haltet ihr mir die Frau wach," sagte der schwarze Knecht, „ich komme sofort zurück!" Und damit stieß er die Tür wieder auf, und zwar so heftig, daß Trinchen sich plötzlich in einem Korb voll Zwiebeln wiederfand.

Und während die andern aufs neue hineingingen, sprang Knecht Ruprecht auf das Eselchen, sauste wie ein Sensenstrich durch die Straßen, hielt vor dem Turm, kletterte an Zinnen, Vorsprüngen und Zieraten, Schiefern und Heiligenbildern den Turm hinauf bis zu Dries Andijvel, der gerade „Es wollt ein Jäger früh aufstehn" auf seiner Geige kratzte.

Der Mann ließ Geige und Lied fallen, aber Knecht Ruprecht erzählte ihm alles.

„Erst sehen und dann glauben!" sagte Dries. Knecht Ruprecht kriegte ihn am Ende doch noch mit hinunter, und zu zweit rasten sie auf dem Eselchen durch die Straßen nach dem „verzuckerten Nasenflügel".

Sankt Nikolaus fiel vor dem Nachtwächter auf die Knie und flehte ihn an, doch die fünfundzwanzig Franken zu bezahlen, dann solle ihm auch alles Glück der Welt werden.

Der Mann war gerührt und sagte zu dem ungläubigen, hartherzigen Trinchen: „Ich weiß nicht, ob er lügt, aber so sieht Sankt Nikolaus doch aus in den Bilderbüchern von unsern Kindern und im Kirchenfenster über dem Taufstein. Und wenn ers nun wirklich ist! Gib ihm doch das Schiff! Morgen werde ich dirs bezahlen!..."

Trinchen hatte großes Vertrauen zu dem Nachtwächter, der

aus ihrer Nachbarschaft war. Und Sankt Nikolaus bekam das Schiff.

„Jetzt geh nur schnell nach Hause und leg dich schlafen", sagte Sankt Nikolaus zu Cäcilie. „Wir bringen gleich das Schiff."

Das Kind ging nach Hause, aber es schlief nicht, es saß am Kamin mit dem Kissen auf den Ärmchen und wartete auf das Niedersinken des Schiffes.

Der Mond sah gerade in das armselig-traurige Kämmerchen.

Ach, was sah Cäcilie da auf einmal!

Dort auf einem glitzernden Mondstrahl kletterte das Esel-



chen in die Höhe mit Sankt Nikolaus auf seinem Rücken, und Knecht Ruprecht hielt sich am Schwanz fest und ließ sich mitschleifen. Der Mond öffnete sich; ein sanftes, großes Licht fiel in funkelnden Regenbogenfarben über die beschneite Welt. Sankt Nikolaus grüßte die Erde, trat hinein, und wieder war da das gewöhnliche grüne Mondenlicht.

Die kleine Cäcilie wollte weinen. Knecht Ruprecht oder der gute Heilige hatten das Schiff nicht gebracht, es lag nicht auf dem Kissen.

Aber siehe! was für ein Glück, das Schiff, die „Kongo",

stand ja da, in der kalten Asche, ohne Delle, ohne Bruch, strahlend von Silber, und rauchte für mindestens zwei Groschen weiße Watte aus beiden Schornsteinen! Wie war das möglich? Wie konnte das so in aller Stille geschehen? . . .

Ja, das weiß nun niemand, das ist die Findigkeit und die große Geschicklichkeit vom Knecht Ruprecht, und die gibt er niemand preis.

Aus „Das Licht in der Laterne“ von Felix Timmermans, übertragen von Anna Valeton-Hoos.

* * *

EIN TRAUM VON RAHEL VON VARNHAGEN

ICH befand mich immer in einem vornehmen bewohnten Palast, vor dessen Fenstern gleich ein großartiger Garten begann; eine mäßige Terrasse vor dem Gebäude, und dann gleichgroße Linden und Kastanienbäume auf einem beinah unregelmäßigen Platze, der zu Gängen, Teichen, Laubgängen und dem Gewöhnlichen in solchen Gärten führte. Die Zimmer des Gebäudes waren immer erhellt, offen, und die Bewegung einer großen Aufwartung darin; so sah ich immer eine ganze Reihe geöffnet vor mir da, in deren letztem eigentlich die Gesellschaft der vornehmsten Personen war, wovon ich jedoch keinen Einzelnen mir denken konnte, obgleich ich sie alle kannte, zu ihnen gehörte und zu ihnen hin sollte. Dies aber, ungeachtet die Türen offen waren und ich wohl ihre Rücken, an einem großen Spieltische — wie eine Bank — sah, konnte nie geschehen. Mich hinderte ein Unvermögen, eine Lähmung, die in der Luft der Zimmer und in der Erhellung zu liegen schien; ich dachte mir diese Hemmung nie im ganzen, und glaubte nur jedesmal von andern Zufälligkeiten gehindert zu sein; und gedachte auch jedesmal zu meiner Gesellschaft zu kommen. Jedesmal aber, wenn ich noch sechs bis acht Zimmer von ihr entfernt war, stellte sich ein Tier in dem Zimmer ein, wo ich war, welchem ich

keinen Namen geben konnte, weil seinesgleichen nicht in der Welt war; von der Größe eines dünneren Schafes, als Schafe gewöhnlich sind; rein und weiß wie unbetasteter Schnee; halb Schaf, halb Ziege, mit einer Art von Angola-Haaren; bei der Schnauze rötlich wie der reinlichste, reizendste Marmor, Aurorfarbe, die Pfoten ebenso. Dieses Tier war mein Bekannter; ich wußte nicht, woher: es liebte mich unendlich; und wußte es mir zu sagen und zu zeigen: ich mußte es behandeln wie einen Menschen. Es drückte mir mit seinen Pfoten die Hände, und das ging mir jedesmal bis ins Herz; es sah mich so voll Liebe an, wie ich mich nicht erinnere eine größere in eines Menschen Auge gesehen zu haben; am gewöhnlichsten nahm es mich bei der Hand, und da ich immer zur Gesellschaft wollte, so durchschritten wir die Zimmer, ohne jemals hinzukommen; das Tier suchte mich zärtlich, und als hätte es wichtige Ursachen, davon abzuhalten; weil ich aber hinwollte, so ging es in Liebe gezwungen immer mit. Nicht selten auf die sonderbarste Weise; die Pfoten nämlich bis zum zweiten Gelenk unter den Dielen, durch die ich auch nach einer andern Etage hinunter sehen konnte, und die doch fest waren; manchmal ging auch ich so mit dem Tiere; bald im Erdgeschoß, bald eine Treppe hoch, meist unten. Die Bedienten merkten gar nicht auf uns, obgleich sie uns sahen; ich nannte diesen liebenden Liebling mein Tier; und wenn ich eher da war, so fragte ich nach ihm: denn es übte auch auf mich eine große Gewalt aus, und ich erinnere mich nicht, in meinem ganzen Leben wachend eine so den Sinnen nach starke Empfindung gefühlt zu haben, als mir der bloße Händedruck dieses Tieres machte. Dies aber war es nicht allein, was meine Anhänglichkeit ausmachte; sondern ein herzüberströmendes Mitleid; und daß ich ganz allein wußte, daß das Tier lieben, sprechen konnte und eine menschliche Seele hatte. Besonders aber hielt mich noch etwas Geheimes: welches zum Teil auch darin bestand, daß keiner

mein Tier sah oder beachtete, als ich; daß es sich an keinen wandte; daß es ein tiefes, vielbedeutendes Geheimnis zu verschweigen schien, und daß ich nicht ungefähr wußte, wo es war, und hinging, wenn ich es nicht sah. Doch befremdeten und beunruhigten mich diese Dinge alle nicht einmal bis zur Frage an mich selbst; und im ganzen fesselte mich des Tieres Liebe, und sein anscheinendes Leiden davon, und daß ich es durch meine bloße Gegenwart so überirdisch glücklich machte, welches es mir immer zu zeigen wußte. Manchmal nur, wenn es mich so bei der Hand führte, und ich sie ihm innig zärtlich wiederdrückte und wir uns in die Augen sahen, so erschreckte mich der Gedanke plötzlich: Wie kannst du einem Tiere solche Liebkosungen erzeigen: es ist ja ein Tier! Es blieb aber beim alten; diese Auftritte wiederholten sich mit kleinen Abwechslungen immer wieder: nämlich immer in neuen Träumen: in demselben Lokal. Es kam aber, daß ich lange diesen Traum nicht gehabt hatte; und als er mir das erstemal wieder träumte, so war alles da, das Schloß, die Zimmer, die Bedienten, der Garten, die Gesellschaft; ich wollte auch wieder hin; nur war etwas mehr Bewegung und eine Art Unruh in den Zimmern, ohne sonstige Störung noch Unordnung; ich sah mein Tier auch nicht; welches, wie mich dünkte, mir schon sehr oft gefehlt hatte, eine lange Zeit her; ohne mich besonders zu kränken noch zu befremden, obgleich ich mit den Dienern des Hauses davon gesprochen hatte. Weil die unruhige Bewegung mich noch mehr störte, als die gewöhnliche Gewalt, die mich vom letzten Zimmer abhielt, so trat ich de plain pied aus großen Glasfenstern auf die Terrasse, die sich bald in den Platz mit Bäumen ohne weitere Grenze verlor; dort waren zwischen den alten Bäumen hin und her helle Laternen auf großen Pfählen angezündet; ich betrachtete müßig die erleuchteten Fenster des Schlosses und das prächtig beschienene große Laub der Bäume; die Diener liefen häufiger und mehr als sonst hin und

wider; sie beachteten mich nicht, ich sie nicht. Mit einem Male sehe ich dicht an einem großen Baumstamm, halb auf seiner starken Wurzel, mein Tier zusammengekrümmt, mit verstecktem Kopf, auf dem Bauch schlafend liegen: es war ganz schwarz mit borstigem Haar: Mein Tier! schrei ich, mein Tier ist wieder da; zu den Bedienten, die mit Geräten in den Händen und Servietten über den Schultern, in ihren Gängen bloß gehemmt, aber nicht ganz nahe tretend, stehen bleiben. Es schläft, sag ich; und tippe es mit der Fußspitze an, um es ein wenig zu rütteln: in demselben Augenblick schlägt es aber über sich um, fällt auseinander und liegt platt da als Fell; die rauche Seite auf der Erde, trocken und rein. „Es ist ein Fell, es war also tot!" rufe ich. Der Traum schwindet; und nie hab ich wieder von dem schwarzen noch dem weißen Tier geträumt...

* * *

RAINER MARIA RILKE

SINGE die Gärten, mein Herz, die du nicht kennst; wie Glas
eingegossene Gärten, klar, unerreichbar.
Wasser und Rosen von Ispahan oder Schiras,
singe sie selig, preise sie, keinem vergleichbar.

Zeige, mein Herz, daß du sie niemals entbehrst.
Daß sie dich meinen, ihre reifenden Feigen.
Daß du mit ihren, zwischen den blühenden Zweigen
wie zum Gesicht gesteigerten Lüften verkehrst.

Meide den Irrtum, daß es Entbehrungen gebe
für den geschehnen Entschluß, diesen: zu sein!
Seidener Faden, kamst du hinein ins Gewebe.

Welchem der Bilder du auch im Innern geeint bist
(sei es selbst ein Moment aus dem Leben der Pein),
fühl, daß der ganze, der rühmliche Teppich gemeint ist.

Aus dem „Orpheus"

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Der Insel-Almanach auf das Jahr 1926 ist zu gewohnter Zeit versandt worden. Wir dürfen ihn längst in den Händen der Leser dieser Zeitschrift vermuten. Die im letzten Inselschiff angekündigten Werke: Der wiederkehrende Christus, eine groteske Erzählung von Ricarda Huch; Das Licht in der Laterne von Felix Timmermans; Valéry, Gedichte, übertragen von Rainer Maria Rilke, und Der arme Weiße von Sherwood Anderson sind nun erschienen. In Sherwood Anderson lernen unsere Freunde einen neuen Autor des Verlages kennen; einige Daten aus seinem Leben werden daher willkommen sein. Er wurde in Ohio geboren. Der Vater war Stubenmaler, die Mutter, eine vortreffliche Frau mit einem Tropfen italienischen Blutes in den Adern, leistete für die Häuslichkeit, was der trunksüchtige, sehr phantastische Vater nicht zu leisten imstande war. Der begabte Knabe verließ früh das Elternhaus und ging auf eine jahrelange, scheinbar ziellose Wanderschaft, auf der er auf manchem Strohlager genächtigt, an vieler Leute Tische gegessen hat. Oft verdiente er sein Brot, indem er in Scheunen und Gasthäusern Geschichten vortrug; denn er hatte die Gabe, wunderbar zu erzählen. Jetzt hält er Vorträge vor einem erlesenen Publikum und in überfüllten Sälen. Zehn Jahre hat es gedauert, bis seine Bücher, auf die ein kleiner Literatenkreis sehr bald aufmerksam wurde, in weitere Kreise drangen und ihn zu einem der berühmtesten amerikanischen Romanschriftsteller machten, dessen Bücher auch in Frankreich, England, Schweden und Italien verbreitet sind. Das junge Amerika blickt mit Stolz und Verehrung zu ihm auf, als zu dem Dichter, der sich von der englischen Tradition frei gemacht hat und rein amerikanisch schreibt. In dem Buche Der arme Weiße wird eine friedliche Landstadt über Nacht vom rücksichtslosesten Industrialismus erobert, sie wird vollkommen verwandelt. Die Menschen empfangen die neue Lebensform wie eine Heilsbotschaft, ein Taumel ergreift die Stadt, und der Held, bisher ein verträumter und unbrauchbarer Jüngling, wird in dem allgemeinen Schwung und Aufschwung des Geistes ein berühmter Erfinder. Es gibt wohl wenig Bücher, die dem Europäer einen solchen Einblick in die Grundlagen und Tiefen der amerikanischen Seele geben, wie dieses.

Goethes Italienische Reise ist buchtechnisch ausgezeichnet gelungen, man kann Reproduktionen zurzeit wohl kaum besser und getreuer herstellen. In der alten Ausgabe waren 167 Tafeln enthalten, in der neuen sind über 20 Zeichnungen teils ersetzt, teils neu hinzugekom-

men, vier davon sind farbig reproduziert. Der Beschauer wird manche Zeichnung erstaunt betrachten: ist das der vom konventionellen Urteil zum Dilettanten gestempelte Goethe? Wir können dieses Urteil heute nicht mehr aufrecht erhalten. Wir bewundern in vielen Zeichnungen eine geniale Unmittelbarkeit, die Goethe weit über die doch auch als Künstler, nicht als Dilettanten gewerteten römischen Kunstgenossen hinaushob, ihn Meistern wie Tiepolo und Delacroix nahebrachte. Im Gegensatz zu der alten Anschauung, die seine Blätter einer überlebten Kunstepoche zuweisen will, erscheinen sie uns erstaunlich modern, dem Impressionismus und Expressionismus nahe verwandt. Freilich ist es auffallend, wie groß die künstlerische Spannung zwischen den guten Zeichnungen und den nicht guten ist; das ist ein Problem, das noch behandelt werden will.

Die neue, innerhalb mancher Bände und um einen vollen Band vermehrte Ausgabe von Goethes Sämtlichen Werken auf Dünndruckpapier ist nunmehr erschienen und in Leinen und Leder gebunden lieferbar. In 17 Bänden, auf rund 15000 Seiten breitet sich hier nunmehr Goethes ungeheures Lebenswerk aus. Die Ausgabe ist neben der längst vergriffenen Weimarer Sophien-Ausgabe die vollständigste aller Goethe-Ausgaben. Sie zeichnet sich außerdem durch die sorgfältigste Textgestaltung und durch eine musterhafte Anordnung aus: die einzelnen Werke sind in Gruppen eingeteilt, innerhalb dieser aber zeitlich geordnet. Die Naturwissenschaftlichen Schriften sind auch als Sonderausgabe erschienen; sie enthalten auch die dazu gehörigen Abbildungen und Zeichnungen Goethes, vor allem die farbigen auf 31 Tafeln.

Unser Shakespeare in Einzel-Ausgaben ist durch König Richard III. fortgesetzt worden; Heinrich VI., ein Doppelband, wird bald folgen. – Erschienen sind ferner die schon ausführlich hier besprochenen Faksimile-Ausgaben der beiden farbigen Blockbücher, die neue Ausgabe von Villers' geistvollen Briefen eines Unbekannten, aus denen dieses Heft Proben bringt; in der Reihe der Vier-Mark-Bände die Kleist-Briefe, eingeleitet von Friedrich Michael, und Stifters Erzählungen, eingeleitet von Felix Braun, endlich der V. Band des Jahrbuchs der Sammlung Kippenberg, aus dessen reichem Inhalt wir nennen: Riemers Tagebücher 1842–1845, zahlreiche ungedruckte Briefe (u. a. von Goethe), ein Bericht über den Erfurter Kongreß und Napoleons Unterredung mit Goethe u. a.

Sodann sei wieder die vergnügliche Pflicht erfüllt, das Erscheinen neuer Auflagen zu melden. Es erscheinen: Rilke, Das Stundenbuch (55.–59. Tausend); Rilke, Malte Laurids Brigge (21. u. 22. Tausend); Dickens, David Copperfield (19.–22. Tausend); Bettina von Arnim, Die Günderode (5.–7. Tausend); Beethovens Briefe, Auswahl (32.–34. Tausend); Frank, Die Räuberbande (21.–25. Tausend); Carossa, Eine Kindheit, und Carossa, Rumänisches Tagebuch in zweiter Auflage. Von Stefan Zweigs Kampf mit dem Dämon liegt das 11. bis 22. Tausend vor, während vom Ersten Erlebnis das 23. bis 27. Tausend in Vorbereitung ist.

Zu Anfang des neuen Jahres werden erscheinen: der vierte Band von Tausendundeiner Nacht; ein neuer Band unserer Stendhal-Ausgabe, enthaltend die zwölf Novellen; Mozart, Berichte der Zeitgenossen und Briefe, herausgegeben von Albert Leitzmann (mit 16 Bildtafeln und zwei Brief-Faksimiles); die Briefe des jungen Goethe, eingeleitet von Gustav Roethe; sodann ein neuer Band der von Johannes Bühler nach den Quellen herausgegebenen Sammlung „Deutsche Vergangenheit": Die Hohenstaufen (mit 16 Bildtafeln). Nicht genug solcher Bücher können in Deutschland verbreitet werden. Wer kennte wohl genügend diese deutschen Jahrhunderte voll Ruhm und Ehre, Schwachheit und tragischem Irren, den wirklichen Barbarossa, die Geschichte des strahlenden Friedrichs II., des ersten Humanisten, den eine englische Biographie mit dem Beinamen „stupor mundi" preist? – Der Vollendung nahe ist ein Liebhaberdruck in dreihundert Exemplaren: eine Sammlung von Geschichten und Liedern, die Enno Littmann, der Bearbeiter unserer Ausgabe von Tausendundeine Nacht, unter dem Titel Der morgenländische Floh gestaltet und zu denen Marcus Behmer eine Reihe der bezauberndsten Radierungen geschaffen hat.

Bei der Herstellung des Papiers für die Faksimile-Ausgabe der Manessischen Handschrift ergaben sich große Schwierigkeiten. Nach langwierigen, mühsamen Versuchen ist es nun aber gelungen, ein für den farbigen Lichtdruck geeignetes und zugleich den Pergamentcharakter des Originals wahrendes Papier herzustellen. Die erste Lieferung wird Ende Januar an die Subskribenten versandt werden, mit den folgenden wird es dann, da die Vorarbeiten weit gediehen sind, schneller gehn, als vorausgesehen war.

* * *

DAS INSELSCHIFF

EINE ZEITSCHRIFT FÜR DIE FREUNDE DES INSELVERLAGES



IM FRÜHJAHR

1926

7. JAHRG. HEFT 2

INHALT

BILDTAFELN:

Umschlagzeichnung von Walter Tiemann

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser · Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte · Leipzig



D A S

I N S E L S C H I F F

*

E I N E

Z E I T S C H R I F T

SIEBENTER JAHRGANG / ZWEITES HEFT

OSTERN 1926

*

Um das Gute zu lesen, ist eine Bedingung, daß man das Schlechte nicht liest: denn das Leben ist kurz, Zeit und Kräfte beschränkt.
SCHOPENHAUER

ADOLF v. GROLMAN

GEORG MUNK

IN seinem Buch ‚Leonardo da Vinci' endet Mereschkowski eine beunruhigende Szene voll Zerstörung und Irrsinn mit den nachdenklichen, den überlegenen Leonardo mittelbar wundervoll charakterisierenden Worten: „Der Künstler stand unter der vertierten tollen Volksmenge, und in seinem Herzen herrschte die ewige Ruhe der Betrachtung. Sie glich dem stillen Mondlicht vor dem Widerscheine der Feuersbrünste." Löst man diese Worte aus dem darstellerischen Zusammenhang, in den Mereschkowski sie wohlweislich gestellt hat, so könnten sie gut als Motto verwendet werden: denn nicht nur sind sie bezeichnend, unsäglich eindringlich für die Erkenntnis einer bestimmten, geschichtlich und menschlich ausdeutbaren Persönlichkeit der Historie — sie gelten auch losgelöst von diesem besondern Fall zur Charakteristik einer ganz bestimmten Art künstlerischen Erlebens und Darstellens, die sich — nicht eben häufig —

in den Literaturen der Völker hie und da findet, dort schweigend und wertvoll existierend, ohne allzuviel Beachtung zu finden. Natürlich, sollte man meinen, denn so mancher Ästhetik gilt als besonderes Kennzeichen des Künstlertums eben gerade das Gegenteil von der ewigen Ruhe der Betrachtung, wenn das Wesen des Künstlers in der erschütterten, schier verkrampften Hingabe an eine Situation und deren Analyse erblickt wird, so etwa, wie Hebbel und Adalbert Stifter als höchste Repräsentanten dieser zwei Typen künstlerischer Voraussetzung einander immer wieder sich gegenüberstehen, genau so wie auf anderen Gebieten Kleist und Hölderlin es tun. Auch das Werk der unter dem Pseudonym Georg Munk schreibenden Zeitgenossin — wir dürfen den Schleier nun vollends lüften und sagen, daß Paula Buber sich unter ihm verbirgt — wird von jenem Wort Mereschkowskis in mehr als einem Sinn bedeutsam einbegriffen. Deshalb steht es am Eingang dieser kleinen Darstellung, denn die Menschen, welche Georg Munks künstlerische Welt füllen, kennen die Situation „inmitten einer vertierten tollen Menge in ewiger Ruhe der Betrachtung"; sie ist ihnen nicht fremd, ist ihnen zumeist in irgendeiner aktivistischen oder Passionscharakter tragenden Szene Ausgangspunkt oder endlich erreichtes Ziel, wobei die darstellerische Kunst Georg Munks in weiser Zurückhaltung und selbstverständlicher Überlegenheit durchaus die Stille des natürlichen Lichtes vor dem Widerschein entzündeten Brandes in sich trägt.

Die Namen und Titel von Georgs Munks Werken, welche alle im Insel-Verlag erschienen, sind bald aufgezählt: 1912 kam der Geschichtenkreis „Die unechten Kinder Adams", 1916 der bisher einzige Roman „Irregang" und 1921 die Legende von „St. Gertrauden Minne". Daneben erschienen im Insel-Almanach und Inselschiff noch drei Novellen: 1913 „Das Opfer", 1921 „Lyderik im Wald", 1924 „Die Weidenmutter". Das ist anscheinend nicht eben viel. Sieht man aber näher zu, so wird

man einer höchst anregenden Tatsache gewahr: all diese Werke und Einzelnovellen hängen untereinander in mehr als einem Bezug zusammen, sie sind sich verwandt, aber nicht durch die äußerlichen Ähnlichkeiten und flüchtigen Bezüge einer Handlung, sondern es bindet sie etwas Geheimnisvolles und nicht leicht Aussprechbares aneinander; es ist nicht nur eine gewisse Schwermut, die den meisten Situationen eigen ist, es ist nicht nur das eigentümliche, schöne Formtalent der Erzählerin, von dem noch zu sprechen sein wird. Es ist auch nicht nur die wunderbare, herbe und gewußte, farbige Fülle der Landschaften, die der Dichterin lieb sind: sondern es ist ein geheimnisvolles, man möchte fast sagen dämonischen Kräften entstammendes Daseinsgefühl gewisser Personen, welche (höchst unbürgerlich) inmitten eines Kreises von ziemlich ahnungslosen Mitmenschen ihr von eigenen, fremden und durchaus absonderlichen Gesetzen bestimmtes Leben offen oder ganz verborgen führen, führen müssen auch gegen entschlossensten Widerstand der Umwelt, der sie ein Ärgernis oder Anlaß zu blinder Furcht, jedenfalls aber ein Übel und, wenn man sich so ausdrücken soll, ein soziologischer Fremdkörper sind. Die Dichterin in ihrer Anonymität geht entschlossen und mutig Wege, die der schwersten und schwierigsten welche sind, ging sie zu einer Zeit, in der Worte vom Dämonischen noch nicht so viel gebraucht waren, wie sie es heute sind.

Der Geschichtenkreis von den „Unechten Kindern Adams“, der Auftakt also, baut sich und damit das ganze Werk Georg Munks auf einem Mythos von wehmütiger Wildheit auf: Adam und Eva ergeben sich heimlich den Dämonen der Flur, und es entsteht ein absonderliches Geschlecht. Die eigentlichen Menschenkinder und diese Kinder ungezügelter Mächte kommen nie recht zusammen und kommen nicht voneinander los. „Geht aber einer aus der nächtischen Art durch irdischen Mutterschoß heimlich ins Leben ein und mischt sich unter Adams und des

Weibes Geschlecht, so muß er viele Irrwege tun, nie wird die Welt seinem Maß gerecht, und schwer findet er unter Schmerzen den absonderlichen Pfad, der ihn ihr wieder entführt." Man wird gut tun, hier einen Augenblick zu verweilen. Dieser Mythos, der Kabbala entstammend, scheint auf den ersten Blick längst bekannt; dem Kreis der sechs Geschichten „von den unechten Kindern Adams" vorangestellt, zeigt er allerlei: er verweist auf Existenzen, die ein menschen ähnliches Dasein führen müssen, ohne zum Vorrecht reinen Menschentums je gelangen zu können, — oder aber wahre Menschen in der Vollbedeutung der Vokabel, welche von Existenzen jener absonderlichen Art dauernd oder vorübergehend, bewußt oder heimlich, im Guten oder im Bösen umgeben, umlagert, umdroht, umschmeichelt sind. Und noch mehr als das: Irrwege sind diesen Existenzen zuerteilt, absonderliche, ungemütliche Irrgänge, schwere Umwege und Abzweigungen, Wiedereinbiegen und Ausweichen. Unsicherheit, Sehnen und Geäfftsein. Jedermann kennt das Gefühl, das man hat, wenn man — auf Jahrmärkten der Vorkriegszeit etwa — in Spiegelirrgärten tappte. Zunächst ganz harmlos, ein netter Spaß, offenbar eine Kleinigkeit. Aber dann kam ein anderes. Man wußte: es sind nur wenige Quadratmeter, aber — man ging Irrwege, unermüdlich. Die Frage wird nun zum künstlerischen Problem erst mit dem Augenblick, wo — anders als auf dem Jahrmarkt — das Plakat: „Ausgang" und der Kassierer nicht vorhanden sind, wo es sich um das Leben selbst handelt, in das ein Individuum hineingestellt ist, ohne zu wissen, was seine eigene Art ist. Es handelt sich auch keineswegs um die verhältnismäßig harmlose Klage vom „Mißverstandenwerden"; sondern niemand wird dem Maß dieser Existenzen gerecht, das individuelle Gesetz dieser Erscheinungen ist doppelt unfaßbar, weil es sich gespenstisch, unerlöst und ein Hohn auf jeden Kampf um sogenannte Willensfreiheit selber aufnötigt, ein

ganz anderer rocher de bronce, ein Signal, daß Gottes Erbarmen in diesen Fällen entschieden aufgehört hat, ja, man kann sagen: eine andere Art des ewigen Todes. Grauenhafte Ausblicke gewährt dieser Mythos, wenn man anfängt, darüber nachzudenken. Und was hat die Künstlerin aus diesem Mythos gemacht?

Es ist ganz erstaunlich, wie stillschweigend und selbstverständlich die Gewalt der Künstlerin diesen vielverschlungenen Mythos aufgefangen und fruchtbar gemacht hat. Sechs Irrwege erzählt der Geschichtenkreis, darunter die schönste Weihnachtsgeschichte, die ich kenne, die Erzählung „Der Bischof und der wilde Mann“. Alle diese sechs Geschichten begeben sich an den Südhängen der Alpen, in den rhätisch-bündischen Pässen, nördlich der Lombardei. Das sind jene Strecken, welche den Gefühlen der nordischen Wanderer, die dem geliebten Süden zustreben, den ersten Willkomm zu bieten pflegen, etwa das, was Trient und Brixen, Faido und Arona andeuten. Der Bischof aber, der aus Siena stammt und in dem Bistumssitz in den Alpen seine Tage verstreichen lassen muß, er ist in fernes Land verschlagen, er ist trotz seines geistlichen und geistigen Ranges durchaus hilflos ausgeliefert, aber wem? Irregang ist sein Schicksal. Den nächtischen, dämonischen Unerlösten das Christkind zu predigen, zieht er aus. Und vermag es nicht. Zu diesen Nordländern spricht sein Toskaner Wälsch nicht, an diesen Wänden brechen seiner Seele Flügel. Und wenn des Bischofs Leiche spät, sehr spät wieder nach Siena heimgetragen wird und die Riesenhaften, die Unerlösten mit brennender Sehnsucht in den Augen dem Sarg von ferne bis zum Beginn der lombardischen Ebene folgen: weiter können sie nicht, verschlossen ist ihnen der Süden, Siena etwa, wo — wäre der Irregang nicht gekommen — des Bischofs Leben das gewesen wäre: „er hätte seine schwarze Gestalt in den mattseidenen Kleidern geruhig jahrzehntelang durch die auf- und absteigenden Straßen getragen, bis das Alter seine etwas schmalen Schultern

beugte, und hätte geruhig jahrzehntelang auf immer neue Geschlechter jener schönen Kinder herniedergelächelt, die auf den Straßen und Plätzen herzuliefen, seine Hände zu küssen, bis das immerschwebende Lächeln um seinen Mund ein Netz von Furchen gezogen hätte." Solches sind die ersten Irrwege, die Georg Munk erzählt, und sie sind voll Sehnsucht und Zügellosigkeit der Lebensgestaltungen, sind zeitlos, nur an die bestimmte Übergangslandschaft gebunden, an sie, die rätselhaft und in hellem Licht fremd und gespenstisch die Bewohner, mittäglich schon, umgibt.

„Erzählt" sind sie, und zwar alles ist erzählt. Not, Lust und Leid, und erzählt ist auch der Dialog zwischen den Menschen. Georg Munk vermeidet es grundsätzlich, die Menschen reden zu lassen. In meisterlicher Knappheit, die man sehr selten findet, erzählt sie selbst alles. Es ist das eine Eigentümlichkeit, die man zunächst nicht würdigen kann. Denn unsere zeitgenössischen Erzähler füllen lange Seiten mit Dialogen, man könnte ganze Szenen ihrer Werke in verteilten Rollen vorlesen lassen. Georg Munk berichtet, erzählt selbst. Es zeigt sich dabei ein Gefühl für die Reinheit des Romanstiles, der einheitlich und ununterbrochen als „Erzählung" durchgeführt wird, das wohl einzig in dieser Art im deutschen Schrifttum ist und hier ehrend genannt wird. Ein anderes ist es, die Kunst des Dialoges darzustellen, ein anderes, den Dialog selbst zu bieten, wie es die meisten bevorzugen. Welches das schönere sei? Georg Munk wußte, weshalb sie diesen ihren Stil unbeirrt beibehielt. Denn die Irregänge, welche aus dem grundlegenden Mythos entstammen, sind — und das ist wichtig! — so, daß sie überall erlitten werden, jetzt, drüben im Nachbarhaus etwa.

Den sechs kleinen Irrwegen folgt der siebente, der „Irregang". Das Buch einen Roman zu nennen, ist leicht irreführend. Wohl ist es ein Roman für den, der nicht weiter als drei

zählt, die Synthesis folgt auf Thesis und Antithesis; in Wirklichkeit enthält das Kunstwerk mehr und Tieferes als die Erfüllung eines hegelianisierenden Schemas. Die Handlung beginnt in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Florenz, und dort endet sie auch. Dazwischen aber liegt der Irregang im engeren Sinn: es sind das die zehn Jahre, die Teresa Ferrighi als Ehefrau eines deutschen Universitätsprofessors verbringt, im München Ludwigs I., im München der Cholera, wo Görres, Ringseis und andere (mit andern Namen, aber doch erkennbar) das Deutsche und die deutsche Wesensart an ihrem Teil repräsentieren. Aber die zarte Italienerin, in Florenz wie in München von Nächtischen, von dämonischen Existenzen umgeben und böse umstellt, hält lange Prüfungsjahre aus. Und endlich, nach abscheulichen Verwirrungen und Verleumdungen, darf sie — verwitwet — wie zu einem Gnadenort nach Süden, nach Florenz heimreisen, und an einem steilen, hochbrennenden Sommermittag hält ihr Wagen an der Gartentür des Landhauses vor der porta San Giorgio endlich wieder an. Die Qual, nördlich der Alpen in muffig-engster Kleinbürgerlichkeit leben zu müssen, ist vorüber. Und mehr als das. Vorüber ist Schlimmeres: Zu Beginn des ganzen Irreganges heißt es von Teresa: „Sie stand inmitten des Tumultes gebannt, wehrlos und mit fernen Augen." Und nun, an dieser Stelle unserer Betrachtungen erinnert man sich an das Motto aus Mereschkowski: er stand unter der vertierten, tollen Volksmenge, und in seinem Herzen herrschte die ewige Ruhe der Betrachtung. Man kann Teresa mit gutem Grund eine passive Natur nennen und sie mit der Madame Bovary und mit Frau Marie Grubbe zu vergleichen nicht unterlassen, jenen Frauengestalten, die sie verstehen würden, auch wo sie sich wesensunähnlich sind. Doch übersehe man nicht die Landschaft und die menschliche Umgebung Teresas. Da sind überall die unheimlichen Gestalten, die sie umschmeicheln und umlauern, im Süden wie im Norden. Die

Situationen wiederholen sich mit einer düsteren Gleichmäßigkeit. Aber der Süden birgt Menschen von überwindender Bedeutung. Die dämonische Sor Ermelinda, die Leonardo da Vinci in seinen Grotesken so oft gezeichnet hat, ist samt ihrem Anhang und ihren deutschen Doppelgängern nicht das Einzige in Florenz: es sind gegen sie und über ihr die prachtvollen Männergestalten, die Helfer und Nothelfer auf dem Irregang, Menschen, wie vornehmer und überlegener kaum ein deutscher Schriftsteller solche gesehen und gestaltet hat. Dies alles begibt sich in Florenz, und wenn etwas meisterhaft vor allem ist, so ist es Georg Munks gestaltende Kraft, mit der Florenz geschildert ist, das Florenz um 1820 herum, wie man es auf alten Kupfern sehen kann, und doch das Florenz, wie es bis zur Stunde seine Macht auf die Herzen ausübt, mit der Kuppel von Sta. Maria del fiore, mit dem ponte vecchio und dem Signorienplatz am Abend: wie sie lebt und atmet, im Hochsommer und im Vorfrühling, immer ist es diese Stadt, und schweigend trägt Teresa im fernen Land das Bildnis ihrer Heimat, bis sie wieder von ihr aufgenommen ist.

Die Landschaften anlangend, ist Georg Munk keineswegs voreingenommen für irgendeine. Auch das München von Teresas Ehejahren zeigt sich uns klingend und nördlich. Die Gegensätze im Landschaftlichen sind hier wie allenthalben höchst bedeutsam: Nordfrankreich gegen Belgien zu, Ravenna, die Lombardei am Alpenrand und Toskana, München und Florenz, das sind die bevorzugten Gegenden und Orte. Und ob es San Apollinare in Classe südlich Ravenna ist oder Sta. Maria del fiore, das Dämonische waltet unbeirrbar und unausweichlich. Es begibt sich im nördlichen Frankenland zur Merowingerzeit, daß Georg Munk das Thema vom Irregang noch ein drittes Mal aufnimmt, diesmal in gänzlich anderer Gestalt. Teresa Ferrighi war eine Fremdlingin unter den Menschen gewesen, ein Opfer nächtischer Gewalten, denen ihre Herzensreinheit und liebliche

Klarheit wehrlos ausgesetzt blieb; ihre Liebesfähigkeit war mißkannt, mißdeutet und mißbraucht worden, die Durchschnittsmoral versagte angesichts ihrer herzlichen Innigkeit. Diesen passiven Zug ergänzt der völlig aktiv gerichtete der heiligen Gertraude in der Legende von St. Gertrauden Minne. Die trüben Mächte erlahmen hier, sie siegen nicht, die Heilige übersteht ihre Angriffe, und ihr Irregang endet so: „Am Rand der Welt wartet sie in ihrer Burg, durch deren Dach die nahen Sterne brennen, jede Nacht der Seelen, die erdher als Pilger ihren Weg nach der Ewigkeit ziehen... Ihren Schoß schuf der Ewige zu dem Bette, darin jede Seele schläft, einmal, ehe sie übers Wasser in die Burg des Wächters zieht." Hiermit wird Teresas Irregang beschlossen, und mit dieser durchaus mystischen Landschaft erreicht jedes irdische Landschaftsbild seine krönende Erfüllung. Aus dem Dies und Das des Weltkindes in seiner erotischen Hilflosigkeit und seinem Zerspaltensein ist eine Einheit erreicht, die das Vorspiel darstellt, die Einleitung zu dem Unnennbaren, wo — uns unbekannt — die Entscheidung über die Erlösung der unechten Kinder Adams fallen kann. Bis hierher — und das ist weit — hat die Dichterin ihre Mythologie vorzutreiben gewagt, bis in das unnennbare und heilige Gebiet, dessen fernere Bezirke selbst der dichterischen Schau verschlossen sind.

Erfaßt man dergestalt die drei Buchveröffentlichungen Georg Munks als eine wohlgestaltete und tiefbesinnliche Einheit, so bleiben noch die drei kleinen Novellen übrig, die nicht übersehen werden wollen. Sie sind sehr bezeichnend nach Inhalt und Gestaltung. Sie gehören dem zentralen Gedankengang durchaus an, sind ihm in Stil, Ethos und Landschaft leicht einzugliedern. Ob es der unerhörte Vorgang ist (Das Opfer), ob das Märchen (Die Weidenmutter), ob das Naturbild (Lyderik im Wald) — jedesmal verbinden sich in womöglich noch größerer Kürze als in den Buchveröffentlichungen die geschilder-

ten Elemente von Georg Munks dichterischem Weltbild in erstaunlicher Prägnanz. In diesem Zusammenhang soll oben Angedeutetes nochmals vorgenommen werden: die „Erzählung" ist knapp und gerade dabei von erstaunlicher Vielseitigkeit, des Lebens voll, ohne daß es irgendwie gepreßt erschiene. Die Menschen in ihren so gänzlich eigenartigen und eigengesetzlichen Bildungen werden von der Dichterin niemals aphoristisch in den Rahmen der Handlung hineingestellt. Sondern die Schicksale, welche in ihrer Wechselwirkung bedingend und ursächlich sind, kommen schon in den miterzählten Vorgeschichten dieser Personen zur Geltung, sie werfen, wenn es zu sagen erlaubt ist, ihre Schatten voraus. Dabei ergibt sich die absonderliche Schattierung, daß diese Schicksale alle insgesamt unter der Leideskrone einer in aller Vielseitigkeit einheitlichen Typik stehen. Georg Munk ist eine denkbar sparsamste Gestalterin. Es wird mit größter Ökonomie gelebt, man könnte von einer gewissen hausfraulichen Sorgfalt und Vorsorge sprechen. Nur darf man diese These nicht einseitig mißverstehen. Die Vorgänge, welche den Menschen zu durchleben von der Dichterin zugemessen sind, sind verschwenderisch vielgestaltig, von großer Farbigkeit und gänzlich unvorhersehbar, wie es im Leben zu gehen pflegt. Die Ökonomie gilt der weltanschaulichen Typik. Im Gegensatz zu mancher modernen Bestrebung, einen Individualismus vorzutäuschen, der selten mehr ist als Absonderlichkeit, Eigensinn und Ungeschicklichkeit, verzichtet die Dichterin völlig auf jede irgendwie blendende oder imponierende „Originalität" ihrer Gestalten, was nicht etwa mit Fehlen von Eigengewicht verwechselt werden darf. Statt dessen zeigt sich dem genaueren Blick gar bald die Sparsamkeit der großen Natur, die alle Schicksale durchaus typisch gestaltet und schon darin Rätselhaftes genug in den Raum stellt. So verwundert man sich gar nicht, wenn das eingangs in anderem Zusammenhang Gesagte von der steten Wiederkehr der Erscheinungen

in Georg Munks Werken als ein Prinzipielles allenthalben tonangebend ist. Hieraus erklärt sich auch das Verhältnis der Dichterin zur nordischen und südlichen Landschaft samt den Menschen darin. Es kommt gar nicht darauf an, daß es hier oder dort mit größerer Billigkeit dem Menschen möglich sei, den Lauf oder Irregang zu betätigen. Sondern das Überzeitliche und Überlandschaftliche erweist nur Charakteristika einzelner Kreuzwegstationen, die sich unterscheiden, indes der Kreuzweg selbst und seine Überwindung gleichmütig unverändert bleibt. Man versteht also, warum — von aller Dichtkunst einmal abgesehen — Georg Munk mit ihren Werken einen überaus nachdenklichen Text zur religiösen Meditation geschaffen hat. Wenn man sich daran gewöhnt, von diesem Gesichtspunkt aus das Fehlen des Wortlautes irgendeines Dialogs zwischen den Figuren des Munkschen Werkes zu erwägen, dann wird gerade dabei jene „andere Beredsamkeit" lauter und immer deutlicher. Man versteht: es geht gar nicht an, daß in diesem Werk die Menschen mit Satz und Rede und Antwort und Replik auftreten. Es wäre der größte Widerspruch, womit das ganze Werk dem ihm zugrunde liegenden Mythos „Hohn sprechen" würde. Sie reden laut genug, auch wenn und gerade wenn sie nicht reden; dieser alte Satz kommt hier in einer nicht leichten, metaphysischen Begründung zu Ehren, nicht nur als ein — wohl völlig vereinzelt stehendes — literarisches Stilkriterium, sondern als eine Notwendigkeit. In der tollen Wortmenge, die der moderne Mensch über sich ergehen läßt, stehen die Munkschen Leidträger wortlos, nicht „sprachlos" (wie Hölderlin es nennt), und es ist die Kunst der Dichterin, die hier zielbewußt geblieben und keiner Versuchung erlegen ist, indem sie die ewige Ruhe der Betrachtung sich bewahrte, welche inmitten einer vertierten tollen Volksmenge im Herzen des Künstlers herrscht, dem stillen Mondlicht gleich vor dem Widerschein der Feuersbrünste.

EIN NOCH UNVERÖFFENTLICHTER BRIEF FRIEDRICH NIETZSCHES

Nizza, 11. März 1888

Meine geliebte Schwester.

DIESMAL muß ich meinem armen Lama einen recht freundlichen und lieblichen Brief schreiben, nachdem ich es das letzte, eigentlich vorletzte Mal, so arg erschreckt habe; aber es steht wirklich diesen Winter schlimm mit mir, und wenn Du es aus der Nähe sähest, würdest Du mir gewiß einen solchen schmerzlichen Schrei, wie es jener Brief war, verzeihen. Ich verliere mich mitunter ganz aus der Gewalt; ich bin beinahe die Beute der düstersten Entschließungen. Leide ich etwa an der Galle? Ich habe jahraus, jahrein zu viel Schlimmes hinunterschlucken müssen und sehe mich, rückwärts blickend, vergebens nach auch nur Einem guten Erlebniß um. Das hat eine ganz und gar lächerliche und erbärmliche Verwundbarkeit schließlich hervorgebracht, Dank der beinahe Alles, was von Außen an mich herankommt, mich krank macht und das Kleinste zum Unthier heranwächst. Eine unerträgliche Spannung liegt auf mir, Tag und Nacht, hervorgebracht durch die Aufgabe, die mir gestellt ist, und die absolute Ungunst aller sonstigen Verhältnisse zur Lösung einer solchen Aufgabe: hier steckt jedenfalls die Hauptnoth. Das Gefühl allein zu sein, der Mangel an Liebe, die allgemeine Undankbarkeit und selbst Schnödigkeit gegen mich [.....]. Aber ich will nicht in dieser Tonart fortfahren. Die Gegenrechnung ist, daß Dein Bruder ein tapferes Thier ist, daß er Erstaunliches auch wieder in dem letzten Jahre durchgesetzt hat: aber warum muß jede meiner Thaten hinterher zur Niederlage werden? Warum fehlt mir jeder Zuspruch, jede tiefe Theilnahme, jede herzliche Verehrung? —

Meine Gesundheit hat sich unter der Gunst eines außerordentlich s c h ö n e n Winters, guter Nahrung und starken

Spazierengehens ziemlich aufrecht erhalten. Nichts ist krank, nur die liebe Seele. Auch will ich nicht verschweigen, daß der Winter an geistigem Gewinn für meine Hauptsache sehr reich gewesen ist: also auch der Geist ist nicht krank, nichts ist krank, nur die liebe Seele. —

Ich fürchte mich geradezu vor dem Frühling, der ist immer meine schwache Zeit. Andrerseits weiß ich keine Stelle mehr, wo ich Menschen hätte, die mir jetzt nütze wären. Rede mir nicht von „Freunden“! Sie werden allesammt, ohne Ausnahme, von Jahr zu Jahr immer mehr zu einem Gänsefuß-Begriff. Oder darf ich Seydlitz, Gersdorff und Gast ausnehmen?

[— — — — —]

Ich möchte Dich um einen kleinen Dienst bitten. Schreib ein paar Worte an meinen Leipziger höchst abgeschmackten Verleger Fritzsch. Sage ungefähr, daß ich Dir beunruhigt geschrieben habe, daß ich nichts von den Verlagsangelegenheiten hörte. Sodann gieb ihm Auskunft, wie er Dir die neuaufgelegten Werke schicken soll; schreib ihm Alles ganz genau und deutlich, er scheint sehr ungeschickt zu sein. Wenn Dir so viel an den Vorreden liegt, könntest Du Dich auch an Euren erfahrenen Buchhändler wenden, wenigstens gehen sie dann nicht verloren, wie bei Fritzsch. Ich will Dir ja gewiß nicht meine Bücher verbieten, ich möchte Dir nur nicht das Herz damit schwer machen, da meine Schriften so feindlich gegen das Christenthum sind und besagtes Christenthum sehr vortheilhaft zur Begründung von Kolonien scheint. Siehe Nordamerika und die Puritaner! Aber vielleicht ist meine Vorsicht übertrieben?

Die zweite Hälfte Deines Briefes hat mich sehr überrascht: Du sagst das Beste, was mir bisher über meine „neuen Ideen“ gesagt worden ist, und Du schreibst es in Deiner eigenen Weise, als etwas von Dir Erlebtes, nicht als etwas dem Studium meiner Bücher Nachempfundenes. Wie stark fühle ich bei Allem, was

Du sagst und thust, daß wir derselben Rasse angehören: Du verstehst mehr von mir als die Andern, weil Du dieselbe Herkunft im Leibe hast. Das paßt sehr gut zu meiner „Philosophie".

Du darfst aber nicht über meine Briefe weinen, mein altes gutes Lama. Du weißt doch, wie schnell meine Stimmungen wechseln. Ich dachte schon, daß Dich mein Decemberbrief, mitten aus dem Winter meines Mißvergnügens, betrüben würde — dafür habe ich Dir auch vor einigen Wochen desto heiterer geschrieben, heiterer auch als heute. Denke mein liebes Lama in Liebe an Deinen

Bruder.

Aus der neuen Ausgabe von Friedrich Nietzsches „Briefen an Mutter und Schwester", herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche

* * *

FRIEDRICH SCHULZE-MAIZIER

DAS RÄTSEL DER OSTERINSEL UND DIE ETHNOGRAPHISCHE FORSCHUNG

IN den Weiten des östlichen Pazifik, viertausend Kilometer westlich Valparaiso, ragt eine kleine, kaum über drei deutsche Meilen sich ausdehnende Basaltinsel kahl und einsam aus tiefen Fluten — ein fern nach Osten versprengter, letzter Ausläufer der polynesischen Welt. Dürftig ist Fauna und Flora, alles fließende Wasser fehlt auf dem porösen Boden, kein Baum belebt die steinerne Physiognomie der durchaus vulkanischen Landschaft. Doch etwas Seltsames, Rätselhaftes überraschte schon die ersten Europäer, die vor 200 Jahren dieses noch heute ganz abseits der großen Schiffahrtslinien liegende Eiland betraten: Hunderte von mächtigen Steinstatuen, meist mehrere Meter überm Boden ragend, unter ihnen Kolosse von 23 Metern Gesamtlänge, sind über die Insel verstreut, liegen zu Dutzenden in Trümmern auf riesigen, halbverfallenen Terrassen, stehen

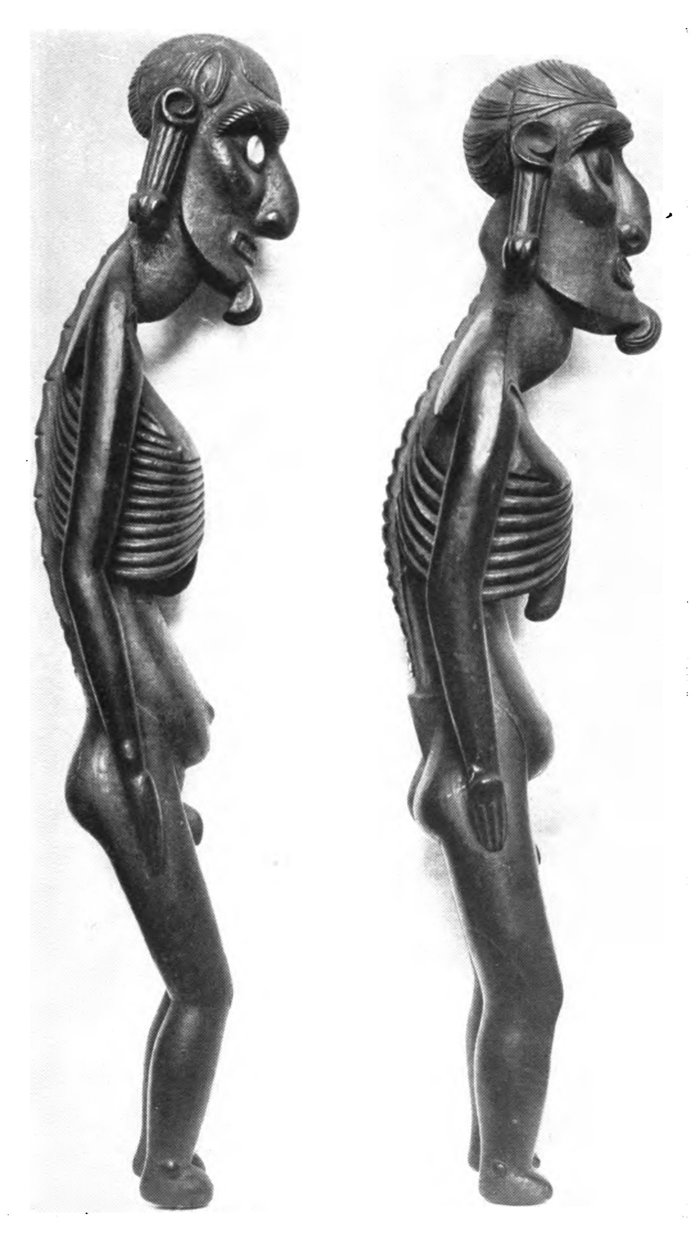
einsam an öden Plätzen, auf Strand und Hügel und starren in ganzen Scharen an den Abhängen, ja selbst an den innern Kraterwänden eines auf der Osthälfte sich erhebenden, erloschenen Vulkans. Manche dieser Figuren, obwohl fast sämtlich nach demselben Typus gestaltet, zeigen eine urwüchsige, drohende Wucht des Ausdrucks und bei aller oft fast rohen Primitivität eine von verblüffendem Stilgefühl zeugende Sicherheit der Gestaltung. Noch liegen in den verlassenen Steinbrüchen die steinernen Meißel und harten Obsidianspitzen, mit denen die Bildhauer entschwundener Zeiten diese Legion steinerner Giganten aus dem weichen Lavatuff herausmeißelten, während aus dem grasigen Boden nach allen Richtungen hin die wunderlichen Riesenköpfe herausstarren, mit schmalen Stirnen, tiefen, dunkeln Augenhöhlen, langen Ohren, großen, konkaven Nasen und strengen, fest zusammengepreßten Lippenwülsten — eine fremdartige, verwunschene Welt.

„Te pito te henua", „Nabel und Uterus" nannten die Bewohner dieses schmale Stück Felsenland mitten in der Wasserwüste, „Nabel" war ihnen der runde Kraterwall des Bildhauerberges Rano Raraku, „Uterus" aber der ungeheure Schlund des majestätischen Rano Kao-Vulkans, weil aus ihm, wie sie glaubten, dereinst die Gesteinmassen hervorquollen, welche den Leib der Insel bildeten. „Rapa nui", „große Rapa", nannten in neuerer Zeit die Tahitier das Eiland, um es von der Rapa iti-Insel, der kleinen Rapa (auch Oparo genannt), zu unterscheiden, welche viertausend Kilometer westwärts liegt. „Paasch-Eiland", Osterinsel, taufte es „zum Gedächtnis der Auferstehung unseres Herren" sein europäischer Entdecker, der holländische Admiral Jakob Roggeween, der Ostern 1722 als erster Weißer die steilen Küsten betrat.

Mit gutem Recht haben die Ethnographen betont, diese steinige, von scharfen Winden gefegte Insel sei ein wahrhaft klassisches Beispiel für die Fähigkeit des Menschen, sich allen Um-

ständen anzupassen und gerade einem minder günstigen Milieu zum Trotz Hochwertiges, ja Großes zu vollbringen. Im ganzen weiten Gebiete Polynesiens findet das Kulturniveau des alten Rapanui wohl kaum seinesgleichen. War es doch die (unseres Wissens) einzige Südseeinsel, die es zur Entwicklung einer sorgsam ausgebildeten Schrift gebracht hat.

Ein wahres Knäuel von Problemen bietet die Osterinsel dar, vielleicht das verschlungenste und verwirrteste der ozeanischen Vorgeschichte überhaupt. Wer waren die Menschen, von denen diese Überreste eines auffallend entwickelten Volkstums stammen? Wann lebten sie? Wo kamen sie her? Welches Blut floß in ihren Adern? Kamen sie vielleicht von den Gestaden Südamerikas, oder kamen sie wirklich, wie eine alte Tradition berichtet, von den heißen Galápagosinseln? Wenn sie von Westen her ihre neue Heimat besiedelten, wie brachten sie es fertig, in ihren gebrechlichen Nußschalen gegen den Ostpassat die Tausende von Kilometern zurückzulegen, welche schon die nächstgelegenen polynesischen Inseln von der Osterinsel trennen? Wenn sie Polynesier waren, woher dann die unverkennbaren Züge melanesischen Einschlags, woher dann die erst in jüngster Zeit ermittelten, höchst aufschlußreichen Beziehungen zu den 10000 Kilometer entfernten Salomo-Inseln, woher dann die überraschenden Verbindungen zur Maorie-Sprache und Kultur Neuseelands, das an der anderen Seite des Stillen Ozeans liegt? Wann und von wem, wie und warum wurden die megalithischen Figuren, die mächtigen Quaderbauten der Plattformen errichtet, welche den Küstenrand umsäumen? Waren die Skulpturen Idole von Göttern, waren sie Erinnerungsmale an Ahnen? Welcher geheimnisvolle seelische Impuls, welches metaphysische Motiv stachelte ihre Erbauer zu der immensen Arbeit an, mit ihren dürftigen Steinmeißeln viele Hunderte derartiger Kolosse mühselig dem Felsen abzuringen? Wie war es überhaupt möglich, diese mitunter 40 bis 50 Tonnen wiegenden Massen



HOLZSTATUETTEN VON DER OSTERINSEL

Dämonen darstellend

über oft recht schroffe Niveauunterschiede hin weit wegzubewegen, sie aufzustellen und ihnen obendrein mühlsteingroße Zylinder aus rotem Tuff auf die Köpfe zu praktizieren? Steckt etwa doch ein Körnchen Wahrheit in der durch okkulte Offenbarungen gestützten Behauptung der Theosophen, die gigantischen Monumente des Eilands stammten gar nicht von Menschen unseres Schlages her, sondern von den Riesen einer uralten Weltepoche, den ungetümen Bewohnern eines untergegangenen Kontinentes „Lemuria", der einst das Gebiet des Indischen und des Pazifischen Ozeans eingenommen habe und dessen letzter Überrest die Osterinsel sei? Was ist der Sinn des eigenartigen, mit höchster Leidenschaft betriebenen Vogelkultes gewesen, von dem zahlreiche große Felsenreliefs und Malereien am Klippenrand des westlichen Vulkankegels zeugen? Was bedeuten die oft so stilvollen Holzstatuetten (siehe die beigefügte Tafel) mit ihrer sonderbaren Herausarbeitung des Brustkorbes? Und woher rühren, was überliefern die kunstvoll eingravierten Hieroglyphen der hölzernen Schrifttafeln, deren einige noch in letzter Stunde vor dem Untergang gerettet wurden, deren Entzifferung aber trotz mannigfacher gelehrter Bemühungen bis heute nicht gelingen wollte? Wie kam gerade die abgelegenste Insel Polynesiens zu dem Unikum einer Schrift?

Wie so oft in der Geschichte der Entdeckungen, ist auch die Osterinsel gefunden worden auf der Suche nach einem nur in der Einbildung existierenden Phantasieland. Schon 1687 nämlich hatte der englische Flibustier Edward Davis, der an der südamerikanischen Küste kreuzte und sich dann von den Galápagosinseln aus nach Süden wandte, unterm 27. Grad südlicher Breite 500 Meilen westlich der chilenischen Küste eine niedrige und sandige Insel (die er nicht anlief) gesichtet und etwa zwölf Meilen westlich davon einen langen Strich ziemlich hohen Landes. Ob jene Insel wirklich, wie Dalrymple meinte, die

Osterinsel war, ist ungewiß; bei der mangelhaften Ortsbestimmung älterer Seefahrer kam es öfter vor, daß geographische Entdeckungen wieder verloren gingen. Auf der Suche nach jenem legendären Davisland nun fand am 6. April 1722 Jakob Roggeween, der im Auftrage der holländischen Westindischen Kompagnie mit drei besonders dazu ausgerüsteten Schiffen das im Stillen Ozean vermutete Südland entdecken sollte, die Osterinsel, war aber ausdrücklich überzeugt, daß sie mit dem von Davis gesichteten Land nicht identisch sei; unter seiner Mannschaft weilte, in der Eigenschaft eines Miliz-Sergeanten, der Mecklenburger Karl Friedrich Behrens, der gleich seinem Admiral einen längeren Bericht über diesen Besuch hinterlassen hat. Eine volle Woche lang lag Roggeween an der Nordküste vor Anker, ging aber wegen der widrigen Windverhältnisse nur für einen Tag an Land. Bei einem so kurzen Aufenthalt konnten Roggeween und Behrens natürlich nur ziemlich spärliche und flüchtige Beobachtungen machen; es ist überhaupt das Grundgebrechen fast aller früheren Berichte über die Insel, daß sie meist auf Grund eines knapp bemessenen, eilig bewerkstelligten Besuches erstattet wurden. Waren doch jene alten Seefahrer wenig geübte, nicht sonderlich objektive Beobachter; ihre Erzählung macht bisweilen den Eindruck, erst wesentlich später aus unsicherer Erinnerung heraus niedergeschrieben zu sein. Gleichwohl sind gerade die Berichte der ersten Besucher, so naiv und unvollkommen sie sich ausnehmen mögen, für uns von großem Wert. Stammen sie doch aus einer Epoche, in der das Eingeborenenleben der Insel sich noch in ungestörter Entfaltung befand, die Steinfiguren noch aufrecht standen und die alten Kulte noch lebendig waren. Da wir in bezug auf die Bedeutung der megalithischen Skulpturen noch immer im Dunkeln tappen, so ist auch die spärlichste Auskunft von Belang, wie sie uns in Roggeweens sorgfältigen Aufzeichnungen im Logbuch und in Behrens' anschaulicher

Schilderung im 11. Kapitel seines „Wohlversuchten Süd-Länders“ gegeben wird.

Was uns an diesen ersten Berichten am meisten interessiert, sind die Nachrichten über die Statuen und den Kult. Da Roggeween und Behrens von den Statuen erzählen, sie hätten eine Art „Korb“ oder „Krone“ auf dem Kopf gehabt (womit zweifellos die großen Tuffsteinzylinder auf den Häuptern gewisser Figuren gemeint sind), so kann es sich hier nur um diejenigen Figuren handeln, welche auf den Plattformen aufgestellt waren. Denn nur die auf diesen Terrassen befindlichen Figuren, die jetzt sämtlich gestürzt sind, trugen derartige Aufsätze. Wir dürfen also mit Sicherheit schließen, daß die mit einem „Hut“ versehenen Statuen der Plattformen 1722 noch aufrecht standen. Wie aus beiden Berichten unzweideutig hervorgeht, waren sie damals noch Gegenstand eines intensiven Kultes.

Ihre volle Bedeutung für das Osterinselproblem gewinnen jene frühesten Schilderungen aber erst dann, wenn man sie mit den Beobachtungen vergleicht, welche spätere Besucher ein halbes Jahrhundert darauf machten.

Nach Roggeweens kurzem Besuch nämlich sank die Insel wieder für beinahe fünf Jahrzehnte in Vergessenheit. Infolge der ganz isolierten und abseitigen Lage war es offenbar ihr Schicksal, mehrere Male „entdeckt“ und dann wieder fast vergessen zu werden. Erst 1770 wurde sie wieder von Europäern betreten. Vom 15. bis 21. November jenes Jahres lag Don Felipe Gonzalez mit zwei spanischen Kriegsschiffen vor dem Eiland, nannte es „San Carlos“ und nahm es für den König von Spanien feierlich in Besitz. Vier Jahre später, im März 1774, lief James Cook auf seiner zweiten Weltumsegelung nach 103 tägiger mühseliger Fahrt die Insel an und ankerte drei Tage lang an der Nordküste. Cook selbst ging nicht an Land, da er arg vom Skorbut geschwächt war, wohl aber Reinhold Forster, der Botaniker der Expedition, und mit ihm sein Sohn

Georg Forster nebst mehreren Offizieren. Die Engländer waren recht enttäuscht, nach ihrer strapaziösen Seereise hier nur wenig kärglichen Proviant nehmen zu können. Einen etwas günstigeren Eindruck gewann La Pérouse, dessen Expedition zwölf Jahre darauf, am 9. April 1786, die Insel besuchte, sie auf einige Stunden durchstreifte und den Eingeborenen Nutzpflanzen und Haustiere mitbrachte; nur mißfiel den Franzosen die schon von Cook gerügte unbezähmbare Stehlsucht der Insulaner, welche es besonders auf die Schnupftücher und auf die Hüte der fremden Wohltäter abgesehen hatten. Das Hütestehlen scheinen diese Kanaken mit besonderer Passion betrieben zu haben, wohl darum, weil im grellen Sonnenbrand der baumlosen Insel jede Kopfbedeckung ein vielbegehrter Gegenstand sein mußte; sind doch infolge der dauernden Blendung die Gesichtszüge der Insulaner förmlich verzerrt. Noch 1825, ein Jahrhundert nach Roggeweens ähnlicher Erfahrung, hatte die Mannschaft des Engländers Beechey einen Zusammenstoß mit hütestehlenden Osterinsulanern. Recht drastisch schildert schon Forster die schamlose Aufdringlichkeit der Rapanuifrauen; auch La Pérouses Erzählung läßt erkennen, daß eine sexuelle Moral offenbar kaum bestand.

Die Besucher von 1722 hatten gesehen, daß man mit den Statuen einen lebhaften Kult trieb; Cook aber betont, daß ein Teil der Figuren 1774 bereits umgestürzt war, daß die Eingeborenen sich gar nicht die Mühe machten, den Schaden auszubessern, und die Statuen offenbar überhaupt kaum mehr als Götterbilder ansahen. Ähnliches erzählt Forster; er fügt die wichtige Bemerkung hinzu, es scheine mit dem Lande eine unbekannte allgemeine Katastrophe vorgegangen zu sein. In diesem Hinweis liegt offenbar der Schlüssel zum Verständnis jener auffallenden Veränderungen, ja der späteren Geschichte der Osterinsel überhaupt. Die neuesten Forschungen haben nämlich ergeben, daß etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts heftige

Kämpfe zwischen den Stämmen der westlichen und denen der östlichen Inselhälfte tobten, in deren Verlauf das Land herunterkam, die Statuen gestürzt wurden und die Kulte in Vergessenheit gerieten. Die Spuren dieser Katastrophe, die offenbar erst nach Roggeweens Besuch einsetzte, fielen dann den späteren Seefahrern so deutlich in die Augen.

So verdienstlich auch alle inzwischen angestellten Forschungen sein mochten, sie muten doch nur wie Vorarbeiten an angesichts der Leistung einer englischen Ethnographin, der es vorbehalten blieb, das viel bestaunte, wenig untersuchte Eiland so gründlich zu durchforschen, wie es keinem früheren Besucher möglich gewesen war, und das Geheimnis der Osterinsel wirklich so weit zu entschleiern, wie es den Umständen nach überhaupt zu entschleiern war. Im Frühjahr 1913 segelte Mrs. Katherine Scoresby Routledge zusammen mit ihrem Gatten und mehreren wissenschaftlichen Hilfsarbeitern in dem eigens dazu ausgerüsteten Expeditionsschiff „Mana" von Southampton durch die Magellanstraße nach der Osterinsel und sichtete, sammelte, erhorchte, maß und photographierte daselbst von März 1914 bis August 1915 alles nur irgend in Betracht kommende Material. Als Frucht ihrer anderthalbjährigen Arbeit veröffentlichte sie nach Beendigung des Krieges ein lebendig geschriebenes, umfangreiches Werk: „The mystery of Easter Island".

Die deutsche Öffentlichkeit war zuerst wieder in breiterem Maße auf die Insel aufmerksam geworden, als während des Weltkrieges der größere Teil der „Seeadler"-Mannschaft dort eine Zuflucht fand, nachdem schon im Herbst 1914 Spees Geschwader auf seiner letzten Fahrt von Ostasien zur südamerikanischen Küste längere Zeit hier gelandet hatte. Nach dem großen chilenischen Erdbeben im September 1922 wurde gemeldet, bei dem furchtbaren Seebeben sei auch die Osterinsel versunken, die Zeitungen brachten Aufsätze mit dem Titel:

„Eine verschwundene Insel", und Vorträge über die Insel fanden gefüllte Auditorien. Dann aber stellte sich heraus, daß die Meldung falsch war, und es erging der Osterinsel wie einem irrtümlich Totgesagten, den man hinterdrein doppelt würdigt. Eine kleine, in ungeheurer Einsamkeit versprengte Insel, auf der einst ein überraschend reges Kulturleben geherrscht haben mußte, auf der man Hunderte unwahrscheinlich großer Figuren errichtete, eine eigene Literatur besaß und sogar gelehrte Kongresse abhielt — dieses merkwürdige Bild reizte die ethnographische Wißbegier weiterer Kreise um so mehr, als auch Künstler und Kunstgelehrte auf die Osterinselplastiken aufmerksam wurden und die ozeanische Welt überhaupt unserm Gesichtskreis endlich etwas näher rückte.

Natürlich ist es vor allem das alte, das einstige Rapanui, das uns fesselt, das Rapanui jener dunkeln Zeiten, da die Steinbrüche von Bildhauern wimmelten, hundertköpfige Arbeiterscharen die Steinkolosse transportierten und in den heute längst verödeten Ortschaften längs der Küste Feste gefeiert, Schrifttafeln geritzt und studiert wurden, da auf den monumentalen, jetzt zu Ruinen verfallenen Terrassen den Toten ein großartiger Kultus gewidmet wurde.

Das heutige Rapanui mit seinen wenigen freundlichen und auskunftsbereiten, wenn auch mit einiger Vorsicht zu behandelnden Kanaken, das seit 1888 eine chilenische Strafkolonie war, 1897 aber von der Firma Merlet in Valparaiso zur Ausbeutung gepachtet wurde und seitdem riesigen Schaf- und Rinderherden als Weideplatz dient, dieses moderne Rapanui, das trotz seiner Einsamkeit auch schon merklich von der Zivilisation beleckt wurde und sogar bereits seine Fremdenindustrie entwickelte, dieses zwar immer noch munter belebte, aber durchaus epigonenhafte Rapanui kommt für uns nur insoweit in Betracht, als es nach rückwärts weist und die Rätsel seiner Vorgeschichte aufhellen hilft.

Die Überlieferungen der Insulaner lassen keinen Zweifel daran, daß ihre Vorfahren noch in gar nicht so ferner Vergangenheit Kannibalen waren. Mancher Leser wird fragen, wie sich diese Tatsache mit dem auch für polynesische Verhältnisse auffallend hohen Niveau der alten Rapanuikultur zusammenreime. Demgegenüber sei betont, daß Kannibalismus, diese „Kinderkrankheit des Menschengeschlechts", keineswegs immer ein Merkmal besonders tiefstehender Primitivkulturen ist, noch dazu wenn ihm so ausgesprochen magische, ja religiöse Motive zugrunde liegen wie gerade in Polynesien, dem „klassischen Boden der Anthropophagie", wo das Verzehren des erlegten Feindes oft von feierlichen Riten begleitet wurde. Erst dann ist nach polynesischem Glauben der Gegner völlig unschädlich gemacht, wenn man ihn verspeiste und so des Begräbnisses beraubte; nun irrt sein Geist machtlos herum und kann seiner Sippe keinerlei Hilfe mehr leisten, seine Kräfte und Fähigkeiten aber gehen mit jenem Mahl in den Sieger über. Die heutigen Osterinsulaner leugnen zwar für ihre Person jedes noch so leise Kannibalengelüst entrüstet ab, geben aber zu, daß ihre Eltern und Großeltern noch Menschenfleisch genossen haben. Der amerikanische Schiffsarzt G. H. Cooke traf noch 1886 einen allerdings übel berüchtigten Kerl an, der mit lüsternem Lippenschmatzen offen zu verstehen gab, er habe in jüngeren Jahren „long pig" gegessen und bedauere sehr, sich diese Delikatesse nun nicht mehr leisten zu dürfen. Derselbe Cooke aber kann die kindliche Gutherzigkeit und überaus weiche, freilich auch hysterisch reizbare Gemütsart der osterinsularen Kannibalenenkel gar nicht warm genug schildern. Träge bis zur Faulheit sind sie, das gibt er zu, dolce far niente geht ihnen über alles. Aber daß die Nachkommen der alten Bildhauer nicht nur helle Köpfe, sondern auch zärtliche Herzen besitzen, beweist Cooke mit folgender rührender Geschichte:

Die katholischen Missionare, die seit 1864 auf der Insel

wirkten, standen mit einem Teil der Eingeborenen in so herzlichen Beziehungen, daß Häuptling Mati einen der Patres, den er besonders innig liebte, als seinen Sohn adoptierte. Schwer hatte ihn die Abreise seines Lieblings getroffen, und jedesmal, wenn ein Schiff die Insel anlief, galt Matis erste, sehnliche Frage dem Pater, — war er doch überzeugt, daß alle Weißen einander bekannt sein müßten. Auch als 1886, fünfzehn Jahre nach des Paters Weggang, Cookes Schiff vor Rapanui ankerte, forschte Mati den Schiffsarzt aus, ob denn sein guter Pater auch wohl und glücklich sei und ihn noch liebe. Um dem alten Mann eine Freude zu machen, sagte der Doktor ja und fingierte eine kleine Geschichte, derzufolge der Pater freundlich von seinem fernen Adoptivvater gesprochen habe. Die Wirkung war überwältigend. Mati seufzte tief auf, verzerrte schmerzvoll sein Gesicht und weinte wie ein Kind. Seine greise Lebensgefährtin legte den Arm um seine Schulter und blickte ihm traurig ins Antlitz; dann strömten auch ihre Tränen. Nun wurden alle Insulaner, die dabeistanden, von der Rührung angesteckt, und bald schluchzte und jammerte der ganze Chorus zum Steinerweichen.

So viel Gemüt ist auf einer Insel zu Hause, wo noch in gar nicht ferner Vergangenheit mancher darauf gefaßt sein mußte, bei passender Gelegenheit im Magen der lieben Nächsten zu verschwinden.

Aus dem in Vorbereitung befindlichen Buche „Die Osterinsel", in dem der Verfasser die Probleme der seltsamen Insel dem Stande der neuesten Forschung entsprechend darstellt und zum Teil löst.

★ ★ ★

ARTHUR SCHOPENHAUER

ZWEI APHORISMEN

DASS die Rechtschaffenheit die wahre und eigentliche, ja einzige Kardinaltugend ist, welche eben als solche sicher zum Heile führt, beruht darauf, daß der Recht-

schaffene nicht die Lasten und Leiden des Lebens, welche die Umstände ihm unfehlbar zuführen, durch List und Gewalt auf andre wälzt, wie der Unrechtliche tut; sondern selbst trägt, was ihm beschieden ist, wodurch er die volle Last des dem Menschenleben aufgelegten Übels unfehlbar zu tragen erhält, welche eben zum Mittel wird, ihn zur Verneinung des Willens zum Leben zu leiten, und er also die wahre Bestimmung des Menschen, welche Leiden und daraus hervorgehende Verneinung des Willens ist, sicher erreicht.

Der die Werke der Liebe übt, dem ist der Schleier der Maja von den Augen gefallen, und die Täuschung des *principii individuationis* hat ihn verlassen. Er erkennt sich in jedem Wesen, und auch in den Leidenden: die Verkehrtheit verläßt ihn, mit welcher der Wille zum Leben, der sich nicht recht erkennt, hier, als dieses Individuum flüchtige, gauklerische Wollüste genießt; während er dort als jenes Individuum leidet und darbt, und nicht sieht, daß er wie Atreus sein eigenes Fleisch gierig verzehrt, und dann dort jammert über unverschuldetes Leid, und hier frevelt ohne Scheu vor der Nemesis, in beiden Fällen, weil er nur die Erscheinung erkennt, welche der Satz vom Grunde beherrscht, nicht das Ding an sich, den Willen, der sich in allem objektiviert und doch nur Einer ist: von diesem Wahn und Blendwerk der Maja geheilt sein und Werke der Liebe üben, ist Eins: wer dahin gelangt ist, macht jedes Leiden, das er sieht, zu seinem eigenen: und indem er nun des Entbehrens und Entsagens, um die immer noch größern Leiden andrer zu mildern, kein Ende findet, so dämpft dieses stete Entsagen und dies stete Erkennen des Jammers, der vom Leben unzertrennlich ist, und der Nichtigkeit der Genüsse, die er opfert, dies alles dämpft den Willen zum Leben in ihm, bis dieser ganz verlischt und die Erlösung für ihn da ist.

Aus dem Bande: Arthur Schopenhauer, „Philosophische Aphorismen. Aus dem handschriftlichen Nachlaß gesammelt."

KLAGELIED
DES GEFANGENEN PRINZEN EL-AS'AD

Aus Tausendundeiner Nacht

QUAL des Sehnens muß ich kosten, Trauer hält mich immer fest,
Und ich bin in Leid versunken, das mich nimmer ruhen läßt.
Ach, ich finde keinen trauten Freund, der mir Erbarmen zeigt,
Der zum Kranken kommt und freundlich sich in Trauer zu ihm neigt.
Lebet denn noch ein Gefährte, der in Liebe sich mir eint,
Der um die durchwachten Nächte und die Leiden mit mir weint?
Klagen möcht ich ihm den Kummer, der in meinem Herzen brennt,
Wenn mein Auge immer wach ist und den Schlummer nicht mehr kennt.
Ach, so lange wird die Nacht mir, wenn die Folter nimmer ruht,
Und im Feuer meiner Sorgen brenn ich, in der Flammenglut.
Und die Wanzen und die Flöhe trinken von dem Blute mein
Gleichwie aus der Hand des jungen, zarten Schenken roten Wein.
Und der Leib, der durch die Bisse läst'gen Ungeziefers schwand,
Gleichet, ach, dem Geld der Waise in des bösen Richters Hand.

Aus dem soeben erschienenen, von Marcus Behmer mit 12 Radierungen geschmückten Bändchen „Vom morgenländischen Floh" von Enno Littmann.

* * *

JOHANNES BÜHLER

GUSTAV FREYTAGS BILDER AUS DER DEUTSCHEN VERGANGENHEIT

WAS von jeher und besonders jetzt wieder die tiefsten und feinsten Geister lockte und lockt: wissenschaftliche Leistung, die über das bloße Stoffsammeln zum Wesen der Dinge vordringt, ist Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ gelungen. Obwohl sie vor den die beiden letzten Menschenalter bestimmenden Ereignissen im Jahre 1866 vollendet waren, obwohl seitdem auf den Gebieten der Kulturgeschichte und Volkskunde fast unübersehbare Forschungsergebnisse erzielt und zum Teil völlig neue Gesichtspunkte gewonnen wurden, ist es doch, als wären diese Bände aus den Nöten unserer Tage geboren und eigens dazu bestimmt, in deren Dunkel Licht zu tragen. Solch stets gleichbleibende Gegenwartswirkung ist das sicherste Kennzeichen der nicht an die engen Grenzen einer bestimmten Epoche und Geistesrichtung gebundenen Werke.

Ihre unvergängliche Leuchtkraft verdanken diese „Bilder“ dem von ihnen dargestellten Gegenstand und der Art seiner Behandlung. Über beides spricht Freytag selbst in den „Erinnerungen aus meinem Leben“. Als Vorwurf seines Werkes bezeichnet er „die großen Wandlungen des deutschen Volkslebens“ und die „zweitausendjährige Entwicklung unserer Volksseele“. Um sie lebendig vor Augen zu führen, „sind, wo es immer möglich war, einzelne Menschen aus alter Zeit heraufgeholt, welche sich selbst dem Leser wert zu machen suchen, und der Verfasser beschränkt sich darauf, bescheiden von der Seite auf ihre Tracht, ihr Gebaren und Wesen hinzuweisen“.

Die Wiedergabe von Dokumenten gilt mit Recht als vorzügliches Mittel zur Erkenntnis früherer Menschen und Verhältnisse. Es müssen nur die richtigen Quellen vorgelegt werden,

das heißt solche, die nicht von Nebensächlichem, Zufälligem, sondern vom Wesentlichen Kunde geben und die dem Verständnisse des Lesers unschwer zugänglich sind. Gustav Freytag hatte sich jahrelang auf die Gelehrtenlaufbahn vorbereitet, war Schüler und Freund von Männern der Wissenschaft, die wie Karl Lachmann und Theodor Mommsen epochemachend wirkten, und von 1839 bis 1844 hielt er als Privatdozent für mittelhochdeutsche und neuere deutsche Literatur Vorlesungen an der Universität Breslau. So mit dem nötigen wissenschaftlichen Rüstzeug vertraut, konnte es dem Verfasser erfolgreicher Dramen und außerordentlich viel gelesener Romane nicht schwerfallen, mit sicherem Gefühl aus einer ungeheuren Masse besonders lebensvolle und starke Äußerungen der vergangenen Jahrhunderte herauszugreifen.

Das in den „Bildern" wiedergegebene Quellenmaterial ist das Rückgrat des ganzen Werkes. Aber den Ausführungen, die Freytag den einzelnen zeitgenössischen Berichten vorausschickt, und den Bemerkungen, mit denen er sie begleitet, kommt eine weit größere Bedeutung zu, als er selbst bescheiden annimmt. Die Auseinandersetzung mit dem Dichter Freytag, der, so beträchtlich sein Talent auch war, doch nicht zu den Fürsten des deutschen Parnasses zu zählen ist, hat bis zur Stunde Freytags Wertung als Schriftsteller beeinträchtigt. Dem deutschen Volke ist es noch immer nicht so recht zum Bewußtsein gekommen, daß es in dem Verfasser der „Bilder" einen Essayisten besitzt, der in seiner Art den großen Engländern und Franzosen von Weltruf keineswegs nachsteht.

Nach seinen eigenen Angaben war es für Freytag „keine schwere und eine behagliche Arbeit", der er sich für diese „Bilder" unterzogen hatte, und „sie sollte auch für den Leser so leicht und anmutend werden, daß sie ein Hausbuch gebildeter Familien abgeben konnte". Mit diesem bürgerlichen, deutschen Behagen, das über dem ganzen Werke liegt und der

Schilderung selbst ungeheurer Katastrophen viel von ihrem Grauen nimmt, verbindet indes Freytag einen sittlichen Ernst und eine Tiefe der Welt- und Lebensauffassung, die von dem den Reizen der anschaulichen, buntbewegten Erzählungen hingegebenen Leser nur zu oft nicht erfaßt werden. Auch dem Literaten, der sich gewöhnt hat, das Gewicht eines Gedankens am vieldeutig schimmernden Wort zu messen, bleibt der schwerkarätige Gehalt der Freytagschen Ideenwelt wegen der klaren und einfachen Form, in der sie sich darbietet, verschlossen. Eine Fülle von Problemen — so manche davon eben jetzt wieder heiß umstritten — wird in diesen Bänden aufgerollt; aber weil die Antworten auf schwierige Fragen so anspruchslos und bestimmt gegeben werden, denkt man in aufgeregter Zeit nicht daran, die hier aufgestapelten Schätze des zu Lebensweisheit erhöhten Wissens zu nützen. Um von vielem nur eines zu erwähnen: In dem Bilde „Doktor Luther" wird auf einer halben Seite mit wenigen Strichen der ewige Gegensatz zwischen „Mann und Volk", dem Führer und der Volksgemeinschaft, scharf umrissen und die Tragik, aber auch die innere Notwendigkeit dieses Konfliktes dargetan. Neben solchen Beobachtungen, die das geschichtliche Leben in seinen letzten den Menschen noch sichtbaren Wurzeln bloßlegen, finden sich zahlreiche wissenschaftliche Forschungsergebnisse. Nur der Fachmann vermag deren Bedeutung und die ihnen zugrunde liegende ausgebreitete Sachkenntnis voll zu würdigen, der Durchschnittsleser merkt bei der spannenden Lektüre kaum die mühelose und angenehme Mehrung seines Wissens.

Da wir Schärfe und Zuverlässigkeit des Urteils am besten an uns naheliegenden Dingen zu prüfen imstande sind, sei in diesem Zusammenhange zweier Äußerungen Freytags gedacht, die seine Weitsicht und Unabhängigkeit besonders deutlich zeigen. Als gegen Ende 1870 die öffentliche Meinung von der bevorstehenden Kaiserkrönung Wilhelms I. mächtig bewegt war,

riet Freytag, der glühende Verehrer der Hohenzollern und überzeugte Kämpfer für die Vormacht Preußens in Deutschland, dem preußischen Kronprinzen statt des Kaisertitels den eines Herzogs von Deutschland an, „weil Freytag in jenem Verführung der Hohenzollern zu Prunk und Hoffart witterte". Und 1886 bemerkte Freytag, als Politiker selbst Liberaler, bei einem Rückblick auf die Spaltungen innerhalb der liberalen Gruppen: „Unser parlamentarisches Leben ist seitdem für Jahrzehnte verdorben, seine Bedeutung ebenso gemindert, wie der Regierung der Wert einer Rücksichtnahme auf das liberale Element im Staatsleben. Wir zahlen jetzt unsere Buße dafür, daß wir durch die Lebensbedürfnisse des preußischen Staates und durch die Energie eines Einzelnen (Bismarck) fast plötzlich auf eine Höhe hinaufgehoben wurden, welcher die politische Schulung unserer Nation nicht gleichkam."

Liebe zu seinem Volke, zum deutschen Staate ist die beherrschende, die einzige Leidenschaft Freytags, die immer wieder und wieder in seinen „Bildern" durchbricht. Es ist eine hochgemute, eine Leidenschaft großen Stils, die Leidenschaft eines reifen Mannes mit weitem Blick und reicher Erfahrung. Darum sieht er alles Große, Gute und Schöne, aber auch die Schwächen und Fehler seines Volkes, ohne hier zum eifernden Polterer und dort zum prahlenden Lobredner zu werden. So begleitet den Strom germanischen und deutschen Lebens Freytags männliche, volltönende Prosa durch zwei Jahrtausende, mit Vorliebe verweilend, wo es breit und hoch flutet, doch auch dann ihm liebevoll nachgehend, wann es in Seichtheit zu versanden oder den Gesetzen seiner Art untreu in fremder Welt sich zu verlieren droht. Von einigen Nationen wurde die deutsche in der rein dichterischen Gestaltung der Vergangenheit da und dort übertroffen, aber keine hat von ihrer Geschichte ein so umfassendes, von einem Künstler und Gelehrten zugleich vollendetes Rundgemälde, wie wir in Freytags „Bildern".

Es ist keineswegs ein Nachteil für sie, daß sie ein Mann mit ganz bestimmten Ansichten über Volkstum, Staat und Religion geschaffen hat. Seine schon gerühmte Weite der Auffassung läßt den Preußen und Protestanten der deutschen Kirche und dem deutschen Wesen vor der Reformation vollauf gerecht werden und befähigt ihn, den Beruf des nördlichen Deutschland zur Führung nach Luther bis zur Gründung des neuen Reiches richtig zu kennzeichnen. Wer Freytags Ausführungen hierüber mit vorgefaßter, anders gearteter Meinung liest, wird freilich an einigen Stellen Anstoß nehmen. Doch weder das Lob des Preußentums und der geistigen Wirkungen des Protestantismus, noch die Einwendungen gegen die Habsburger und die Betonung des Zurücktretens des katholischen Elementes in der deutschen Kulturentwicklung führen zu eigentlichen Verzeichnungen. Man könnte höchstens wünschen, daß manche erfreuliche Erscheinung im katholischen Leben Süddeutschlands zur Zeit des Barock und der Aufklärung nicht so, wie es geschehen, übergangen ist. Doch ist in diesen und in ähnlichen Fällen zu berücksichtigen, daß sich Freytag nicht anheischig gemacht hat, das frühere deutsche Leben nach allen Seiten hin erschöpfend zu behandeln, sondern nur Bilder aus der deutschen Vergangenheit oder, anders ausgedrückt, Illustrationen und Beiträge zur deutschen Geschichte hat geben wollen. Daß sich diese Bilder zu einem einheitlichen Zyklus zusammenfügen, ist einer ihrer Vorzüge, dies wurde auch vom Verfasser beabsichtigt, doch erwächst ihm daraus keineswegs die Verpflichtung, bestimmte Dinge zu behandeln.

Immerhin mag es Befremden erregen, daß Freytag den Einfluß der großen Weimarer Dichter, der großen Philosophen Kant, Hegel und Schelling und der romantischen Bewegung auf das deutsche Volk kaum streift, obwohl er seine „Bilder" bis hart an die Stürme des Jahres 1848 herangeführt hat. Vertieft man sich indes in die Eigenart der „Bilder", dann er-

scheint diese Zurückhaltung ganz selbstverständlich. Um in den Rahmen eines Bildes von Freytagscher Art die Bedeutung einer Epoche einspannen zu können, muß sie sich nach allen Richtungen hin ausgewirkt haben. Goethe aber hatte erst ein Menschenalter vor Beendigung der „Bilder“ seine Augen geschlossen, und es zählt zu dem Erfreulichsten unserer Zeit, daß sie sich mehr und mehr von den Strahlen jener mächtigen Gestirne durchdringen läßt.

In dem, was Freytag von der deutschen Vergangenheit nicht mehr zum Bilde geformt hat, stehen wir noch mitten inne. Es ist keine Gefahr, daß Goethe, Kant oder Bismarck schon jetzt unserem Gesichtskreis entschwinden. Doch über das Jahrtausend vor diesen Heroen könnte sich in einer Zeit wie der unseren nur zu leicht Nebel und Nacht des Vergessens herabsenken. So reich wir durch die Großen der letzten hundertfünfzig Jahre noch sind, die Wurzeln eines Volkes müssen sich tiefer als in drei und vier Generationen hineinsenken. Damit ist natürlich nicht die von Natur gegebene, ins Unendliche zurückgreifende physische Abfolge der Geschlechter gemeint, sondern jene seelische Verbindung mit den Menschen früherer Zeit, wodurch ein Volk erst Charakter gewinnt. Für eine in ihren Anlagen so vielgestaltige Nation wie die deutsche ist es nun freilich mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden, das Gefühl für die Geschlossenheit ihrer Entwicklung stets lebendig zu erhalten. Doch wer Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ in sich aufnimmt, wächst von selbst in die große deutsche Gemeinschaft und Einheit hinein, dem werden die deutschen Männer und Frauen längst entschwundener Zeit zu Vätern und Müttern.

Aus der Einleitung zu der soeben erschienenen Ausgabe auf Dünndruck-Papier der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ von Gustav Freytag.

* * *



MARCUS BEHMER

Radierung aus dem Buche vom morgenländischen Floh

EIN BRIEF VON KARL SCHEFFLER
AN DEN LEITER DES INSEL-VERLAGES

GIBT es eigentlich noch Leser, die sich für das kleine Buch über Henry van de Velde interessieren, das ich vor dreizehn Jahren geschrieben, oder vielmehr aus Essais noch älteren Ursprungs zusammengestellt habe und das Sie dann in einer so hübschen Form herausgegeben? Nicht als honorarhungriger Autor frage ich, sondern weil ich wissen möchte, ob noch jemand Teilnahme für van de Velde empfindet. Ich bezweifle es, denn der Name wird in der Öffentlichkeit in Deutschland kaum noch genannt, es ist als gehöre er schon der Geschichte an; nur wenige wissen noch, daß dieser Name einst ein Programm war und daß er einmal Zukunftshoffnungen verkörpert hat.

Erinnern Sie sich noch des Abends, an dem mein kleines Buch beschlossen wurde? Es war der 3. April 1913, der fünfzigste Geburtstag van de Veldes. Gefeiert wurde der Tag auf dem Hügel in Weimar, im Nietzsche-Archiv, unter dem Präsidium der liebenswürdig geschäftigen Frau Förster-Nietzsche, in Gegenwart einiger der ältesten und besten Freunde van de Veldes und einiger seiner intimsten Feinde, in Räumen, die der Jubilar selbst einst ausgestaltet hatte. Ich hielt die Festrede, van de Velde war sehr gerührt, und Sie hatten den Verlagsplan schon fertig, als wir zu Ihnen traten. Und so wurde beschlossen, den von Ihnen verlegten Büchern von van de Velde eines über ihn folgen zu lassen. Nachher, Mitternacht war vorüber, ist dann noch ein Teil der Gesellschaft unter Ihrer sachkundigen Leitung heiter randalierend durch den Park gezogen, bevor der „Erbprinz“ und der „Elephant“ die Angeregten aufnahmen.

Anderthalb Jahre später war es mit allem Hochgefühl dieser Art vorbei. Wie sehr der Krieg alles verwandelte, spürte nie-

mand peinlicher als van de Velde in Weimar. Alle Widersacher trumpften nun patriotisch auf gegen den Belgier, der es bis heute nicht zu einem perfekten Deutsch gebracht hat und am liebsten Französisch spricht. Nach drei langen Jahren, im Moment wo besonders unangenehme Maßregeln drohten, konnte dieser Mann, dessen Arbeit in Deutschland fruchtbar revolutionierend gewirkt hatte und dessen Name wie eine Flagge gewesen war, durch die Vermittlung von Freunden, die ihm treugeblieben waren, Weimar verlassen. Es folgten dann schwere Jahre. Van de Velde lebte — als der im höheren Sinne neutrale Europäer, der er von je war, Europäer schon im Geiste jenes geeinten Europa, das unsere Enkel vielleicht einmal erleben werden — einige Jahre in der Schweiz und setzte sich dann in Holland, im Haag fest, wo er sich still mit einem einzigen großen Auftrag beschäftigte. Für uns war er wie aus der Welt. Selten nur kam eine Kunde, er schien sich von Jahr zu Jahr mehr selbst zu überleben.

Warum schreibe ich Ihnen, was Sie selbst wissen? Ich tue es, um etwas hinzuzufügen, das Sie wahrscheinlich noch nicht wissen. Plötzlich taucht jetzt nämlich der Name van de Velde wieder auf, und zwar in den vordersten Reihen der Vorkämpfer. Es geschieht keineswegs, weil Belgien endlich von seinem begabten Sohn Notiz nimmt und ihm eine Lehrstelle in Gent geschaffen hat. Es zeigt sich vielmehr, daß van de Veldes Lehren nicht tot, nicht überholt sind, daß wir mit unserer alten Schätzung recht behalten. (Was für unsere Eigenliebe sehr angenehm ist.) Unser kleines Buch wird wieder ganz aktuell. Jetzt, wo das nachgeborene Biedermeier, das den sogenannten „Jugendstil" ablöste, und den Ehrgeiz hatte, schnell zu praktisch auswertbaren Resultaten in der Architektur und im Kunstgewerbe zu kommen, abgewirtschaftet hat, taucht das alte Programm wieder auf, das in erster Linie van de Velde aufgestellt hat und das in dem Wort vom „Neuen Stil" gipfelte.

Eine neue Generation von Architekten, vor allem in Holland und Deutschland, von der wenige Zeitgenossen erst wissen, nimmt die Ideen auf und stellt Forderungen, die wir Älteren schon einmal gehört und verfochten haben. Van de Velde blieb vor dem Krieg praktisch noch im Ornament, in der Linie stecken, wenngleich seine Instinkte weit darüber hinaus zielten auf eine aus Konstruktions- und Funktionsgefühl wachsende architektonische Formenwelt von europäischer Bedeutung. Das neue Architektengeschlecht hält sich aber an dieses instinktiv Gewollte, an das, was in van de Veldes Lehren synthetisch war, nicht an die Arabeske. (Daß auch er in der Stille darüber hinausgekommen ist, in seinem Entwurf des großen Kroeller-Museums, das vorläufig leider nicht gebaut werden kann, daß auch er schon zur reinen Architekturform vorgedrungen ist, kann die Öffentlichkeit leider nicht erfahren.) Die jungen Architekten sind auf diesem Wege bereits zu beachtenswerten Resultaten gekommen, zu Resultaten, die eine Vorstellung wenigstens geben können von der Art, wie sich das zukünftige Europa architektonisch darstellen wird. Die jungen Architekten gehen über van de Velde hinaus, indem sie ihm folgen; sie sind nicht so begabt, nicht so persönlich wie er, doch beherrscht sie ein ähnlicher Wille.

Darüber wäre im einzelnen manches zu sagen. Doch wird sich dafür immer Zeit und Gelegenheit finden. Heute sei nur gesagt, daß van de Velde, den wir vor dreißig Jahren schon als eine Kraft empfunden haben, sich als eine solche erweist, daß sein Denken und Tun nicht paradox war und nicht Episode bleiben wird, sondern daß es in lebendigem Gestaltwandel fortwirkt, daß er einen Keim gepflanzt hat, der jetzt erst recht aufgehen will. Wahrscheinlich wird es so etwa sein, wie ich es in meiner Ansprache am 3. April 1913 zu formulieren versuchte:

„Es ist möglich, wenn Ihr, wenn unser aller Traum von einer

neuen Klassizität einmal Wahrheit werden sollte, daß dann von Ihren Formen unmittelbar nichts in die neue Kunst übergeht. Aber Sie werden selbst in diesem Fall nicht umsonst geschaffen haben und bleiben, der Sie sind. Immer werden Sie es sein, der die neue Vernunft mit eingeleitet hat, der die Vorurteile erschüttert, den Willen ermutigt, die Feigheit bekämpft und Grundbegriffe gelegt hat. Was nie wieder verloren gehen kann und fortwirkend sich im Ewigen verlieren wird, das ist der mächtige Impuls, den Sie der ganzen europäischen Welt gegeben haben."

Auch auf van de Velde ist anwendbar, was Hegel einmal gesagt hat: „Die welthistorischen Individuen sind es, die den Menschen erst gesagt haben, was sie wollen." Als „welthistorisches Individuum" gehört der Belgier gewiß nicht zu den Großen. Doch war und ist er von einer intuitiven Kraft beseelt und lebt als Beweis dafür, daß es auch im Geistigen und Künstlerischen etwas wie ein Gesetz von der Erhaltung der Kraft gibt.

Wenn wir uns freuen recht zu behalten, so ist es nicht törichte Eitelkeit. Wir sind älter geworden, haben das fünfzigste Lebensjahr längst überschritten und nähern uns der Zeit, wo man so stark von Erinnerungen zehrt, wie man in der Jugend von Hoffnungen lebt. Da ist es schön, einmal mehr zu wissen, daß wir das fortzeugend Lebendige wenigstens geahnt haben. Solche Bestätigungen brauchen wir zum rüstigen Weiterarbeiten. Daneben zeigt sich von fern der Plan eines neuen Buches. Es bedarf wohl nur dieser Aussicht, um Autor und Verleger — selbst in einer so leseunlustigen Zeit — in eine gewisse erwartungsvolle Erregung zu versetzen. Oder sie müßten Beide nicht sein, was sie sind.

So lassen Sie uns denn weiterhin die Zeit beobachten. Lassen Sie uns an das Leben glauben und unsere Instinkte rein erhalten. Zu van de Velde aber wollen wir hinübergrüßen und

uns dabei jener Tage erinnern, die wir bis zum letzten Atemzug lieben werden, weil wir in ihnen das höchste Glück genossen haben, dessen der Mann fähig ist: das Glück zu wachsen und zu fühlen, wie man wächst.

Ihnen herzlich ergeben
Karl Scheffler.

* * *

FELIX BRAUN

ZWEI GEDICHTE

DIE NONNEN IM BAUERNGARTEN

DURCH das Dorf im Abendgang
Sah ich, wie in einem Garten
Nonnen Heu zusammenscharrten
Mit den braunen Rechen lang.

Mich ergriff es voller Sinn,
Diese dunklen Himmelsfrauen
Bei der Erde Dienst zu schauen,
Und ich stand und sah nur hin.

Wie vom grünen Rasenland
Sich die schwarzen Kleider hoben,
Wie sie ihre Rechen schoben
Mit der ungewohnten Hand.

Und ich sagte mir: Wer weiß —
Engel schreiten neben ihnen;
Um sie her, mit sanften Mienen,
Bilden Heilige einen Kreis.

Und auf diesem Garbenbund
Sitzt, bekränzt mit Mohn und Winde,
Wohl die Jungfrau mit dem Kinde,
Hold ein Lächeln um den Mund.

DIE SEHNSUCHT AM STROME

MIR ist, ich wäre ein Bürgerssohn
In einem Marktflecken des Donaulands;
An unserm Hause flösse vorbei
Der Strom in grauem Glanz.

Ans Fenster tret ich oft zur Nacht:
Wie die Wellen wallen ... woher? wohin?
Ein schwarzer Schatten schwankt über der Flut,
Die Brückenlichter spiegeln durch ihn. —

O Alpenhauch! O Wasserhauch!
Von Wein und Wiesen welch ein Duft! —
Und jetzt ertönt das Waldhorn auch,
Das mich zu Schiffe ruft!

Aus dem kürzlich erschienenen Gedichtbuch von Felix Braun: „Das innere Leben".

* * *

GEORG MUNK

DER FEILENHAUER

DAS kleine eisengraue Haus des Feilenhauers Rydan hängt wie eine Wabe an der mächtigen Mauer, die ein Geschlecht der Vorzeit rings um den Ort aus Felsen aufgetürmt hatte. Hinter Haus und Mauer ragen die Stümpfe der Domtürme. Über ihr Himmelaufschießen haben dumpfe Hauben zielsetzend sich gestülpt. Vor dem Haus wälzt der Strom sich, die Wörth üppig bebuscht inmitten. Eine Steinbrücke schwingt vielbogig über den Wellenschwall und mündet unweit des Häuschens in einem Torrachen.

Jenseits des Stroms lagert die kleine Schwester der Stadt, mit spitzem Turm und buntem Haus vor der großen Düstern kindlich sich gebärdend. Über sie hinaus schaut man auf die Waldgebirge, in Felsengipfeln so an die Wolken rührend, daß

des Feilenhauers Knabe vom Dachfenster aus oft nicht unter ihnen zu scheiden wußte.

Der Knabe Diemar saß halbe Tage auf dem Fenstersims im Giebel neben seiner Mutter, die am Nähstock über ihre Stichelarbeit gebeugt ihm, ohne zu ermatten, auf alle Fragen Antwort wußte, mit ihm in die Wolken spähte, den Baumstämmen nachblickte, die der geschwellte Strom durch die Brückenpfeiler trieb, ihm zwischen den fernen Gipfeln den Weg wies, den der Vater jetzt etwa heimwärts wandern konnte. Denn oft zog Rydan nach den Weilern und Gehöften drüben im großen Wald, wo die Leute seine Kunst brauchten. Dann hauste mit ihrem Knaben Barbara allein in dem Häuschen.

Keiner kam in ihre Stube, und sie gingen zu keinem, es sei denn auf den Markt oder zum Krämer, ihren kleinen Bedarf einzuheimsen. Zuweilen brachte ein Kunde Arbeit, verdorbnes Werkzeug, Säg und Feile oder sonst schadhaftes Gerät, Barbara nahms und legte es in das Gewölb zu ebner Erde zu dem andern Eisenwerk neben Esse und Wetzstein und vertröstete den Gast auf Rydans baldige Heimkehr. Es setzte knappe Worte hüben und drüben, obwohl das Weib eine freudig blühende Kreatur war. Doch irgendwie mochte es wohl so gerecht sein, denn auch mit den Nachbarn pflog man außer Gruß und Dank keine Wortseligkeit.

Diemar hing an der Mutter Rock, und wenn es sie auch bei der Hantierung behinderte, sie ließ ihn gewähren, ja oftmals nahm sie, nahte ein Fremder, seine kleine Hand in ihre linde warme und schloß sie drein wie in ein köstliches Nest.

Ganz frühe, besann Diemar, als er eben auf den Beinen sich zu tragen vermochte, hatte ein einzig Mal die Mutter ihn zu den andern Kindern auf die Gasse gestellt und war ins Haus zurück in ihre Küche gegangen. Die Kinder aber waren vor ihm gewichen, und da er ihnen die schönen runden Steine bot, die der Vater ihm aus seinem Ränzel beschert hatte, schlugen sie

sie ihm mit hämischem Wort aus den Händen, stießen ihn um und rannten weg. Er stand auf, ohne Ahnung was an ihm geschah, da war schon die Mutter, nahm ihn niederlächelnd in die Arme und trug ihn ins Haus. Während sie lächelte, stürzten kleine klare Bäche über ihre glühenden Wangen, und ihre Lohaugen funkelten als Goldsterne über ihm. Er jauchzte auf und patschte in ihr nasses Gesicht, bis sie lachend mit ihm tanzte. Als sie dann die verglimmenden Kohlen unter dem Muskesselchen anfachte, daß ein Funkenregen in die Küche stob, sang sie leis und klingend.

Wenn es nachtete, die Finsternis Berg und Strom in ihrem Schoß barg, von allen Türmen über die Mauer her und das kleine Haus Feierabend schwang und das Stromrauschen schwoll an, Feuerschein fiel von der offnen Küchentür in die dunkle Stube, da kam es den Knaben bänglich an, und er rief die Mutter. Schon war sie da, weich und groß, und erriet, was seine Angst in Entzücken wandeln konnte. Sie klappte ihr Tischlein auf und überließ ihm den rosafarbnen Wunderstern aus Glas, der mit bunter Flockenseide bewickelt war. Wenn er dann gesättigt in seinem kleinen Bettkäfig schlief, löste sie es ihm behutsam wieder aus der geballten Faust.

Manchmal aber schlief er nicht alsobald ein, sondern lugte schläfrig durch die Gitterstäbe. Ein weniges Licht streute der Mond in die Stube, vom Küchenfeuer fiel ein Schein auf den Boden durch die Türöffnung, barfuß stand die Mutter vor ihrem großen Bette, über ihrem lustigen feuerroten Rock lag der weiße Nachtkittel. Sie zopfte verträumt ihr langes braunes Haar, bis in die Kniekehlen reichten die Flechten, da hob sie den Kopf, den Kamm ließ sie zur Erde sinken, ein leiser Schrei kam von ihrem Mund, als flöge ein silberner Pfeil durch den Raum. Unten die schwere Tür stöhnte in den Angeln, eiskalt schoß ein Luftzug über das Bettlein hin. Da stand schon Vaters Reisegesell und steckte seine Wolfsschnauze durch die Stäbe

auf Diemars Kopfpolster, kleine Silbersternchen zergingen auf dem dunklen Fell, seine lange Zunge deckte das Kindergesicht schier zu. Schon kam die Mutter auf leisen Füßen, setzte das zinnerne Lämpchen behutsam auf den Tisch, trat in ihre Schuhe, eilte ab und zu, tischte in Krug und Schüssel ein kleines Mahl auf. Draußen in der Küche hatte der Vater Mantel und Ranzen schwer auf die Fliesen sinken lassen. Jetzt trat er ein und warf sich auf die Ofenbank hinterm Tisch, die Mutter füllte Becher und Napf, doch aß und trank er kaum. Kein Wort wurde geredet. Seine Linke lag über der Mutter Hand auf der Tischkante. Sie schwiegen Blick in Blick. Blauer als der Wintermond draußen vor dem Fensterkreuz funkelten des Vaters Augen. War sein Gesicht so scharf und bleich als das der Mutter weich und schmelzend, so brannte ihm doch Haar und Bart wie Sommerfeuer auf den Bergen.

Der Vater stand nun häuptens über ihn geneigt an seinem Bett. Diemar meinte mit der Kammer wie in einer Schaukel durch die Nacht zu fliegen. Das war Vaters Atem, der alles trug, Tann und Kranewittstaude waren drin, gefrorner Weiher, toter Vogel, Stein kältestarr, Kohlenmeiler und Nachtfeuer im Eisenhammer. Diemar klemmte die Augen zu und hielt den Atem ein, sich nicht wach zu bekennen. Vor überstürzendem Glück schwindlig schlief er plötzlich ein.

Flußnebel brauten noch um das Kammerfenster, als der Knabe erwachte, vom Geräusch der Raspel, vom Fauchen der Esse aus dem Schlaf hervorgelockt. Die Stube war dämmergrau, aber schon saß Diemar aufrecht, rieb die Augen. Jetzt erst entsann er sich der nächtlichen Heimkehr. Er kroch in die Kleider, stürmte ohne auf die Morgensuppe zu warten hinunter ins Gewölb.

Es geschah, daß der Vater etliche Wochen im Haus verblieb, dann verschwand der große Haufen zerbrochnen Geräts, der die Ecken füllte. Rydan heilte und besserte es, Leute trugens

weg, legten Münzen auf den Schraubstock und gingen mit kargem Gruß. Oder der Vater brachte es selbst abends an die Türen, und da zog der Kleine an seiner Hand durch das mächtige Irrsal der Gassen, vorüber an Brunnen und Kirchen. Wunderlich brannte sein Herz, es war eine andre Stadt als die, durch die ihn die Mutter führte. Der Vater trug den Kopf erhoben und sah geradaus, er ging auf behenden Füßen. Zuweilen rückte er den Hut. Doch dems galt, der schiens oft nicht zu sehen, da lächelte der Feilenhauer halboffnen Mundes — Diemar fürchtete sich ein wenig vor dem Zähneblinken —, und der achtlos Stolze schrumpfte alsdann seltsam ein. Rydan drückte es so wenig, wie wenn sie ihm die Tür nur spaltweis auftaten, das geschärfte Werkzeug hastig hereinzunehmen, und spitzfingrig mit säuerlichem Lächeln den Lohn boten.

★

Als Diemar großwuchs, wurde er mitunter gewahr, daß den Vater Gäste heimsuchten, die niemals in der Mutter Küche und Stube kamen. Er pflegte dann zwischen Gerümpel und Feilspänen im Gewölbe sich zu verschlüpfen, daß man ihn vergäße, und dies gelang ihm manches Mal. Beim Schein der Esse spähte er mit bangem Vergnügen auf den Besucher. Glasbläser und wandernde Jäger aus dem großen Wald sprachen öfter vor. Selten erschien auf der Heimfahrt aus dem Gebirge ein wälscher Goldsucher im schwarzen Faltenmantel und spitzen weiten Hut, wies dem Vater Säckchen mit funkelnden Hirsekörnern und redete in Lauten, die Diemar nicht verstand. Bauern kamen aus dem Wald und heischten von dem Vater eine Hilfe an. Diemar erlauschte nur abgerissen da und dort ein paar Worte, die er auch nicht völlig begriff, nur daß der Vater etwas vermochte, was den andern verwehrt war, das aber begehrten sie in Heimlichkeit von ihm.

Eines späten Abends trat ein vornehmer Mann in die Werk-

statt, verhüllter Gestalt, den Hut über die Augen gezogen. Flehend klang seine beklommne Rede. Der Vater zögerte, der Gast flüsterte immer dringlicher. Der Vater hielt das verdunkelte Antlitz gesenkt, endlich hob ers, stimmte zu. „Gelingt es Euch," sprach der Gast rasch, „so fordert was Euch beliebt, Ihr werdet uns ohne Widerrede bereit finden." Rydan schüttelte den Kopf, daß der Brand um sein Haupt wehte, lächelnd wies er die Zähne, er neigte sich, der herrische Gast ward klein, wickelte sich fester in den Mantel, barg das Gesicht im Kragen. Der Vater öffnete ihm das Tor; verhüllt dahinzagend, mit Schielen nach rechts und links, daß kein später Gänger ihn erriete, schlich der Herr die Mauer lang.

Selbe Nacht verschwand Rydan aus dem Haus. Als der Knabe des Morgens erwachte, schwiegen Hammer und Esse. Er hätte gern die Mutter danach gefragt, allein sie hielt das Haupt nieder, barg die Augen unter tiefen Lidern, tat schweigsam ihre Arbeit, seufzte verhohlen, und unversehens heftete sie den goldnen Blick auf ihn.

Ein Mißbehagen quälte ihn um ihren unverstandnen Ernst. Er trieb seine Schalkspossen, daß er ihr ein Lachen abgewinne, und siegte. Ihr Gesicht tauchte aus der Verhüllung seiner Kümmernis als ein Stern, und da hatte der Knabe sogleich all seine Fragen vergessen.

Diemar zählte um jene Zeit etwa sieben Jahre.

Der nächste Tag brach mit einem düstern Morgen an. Es war Mittwinter um die Jahresneige. Draußen pfiff Sturm, der Strom trieb große Eisschollen krachend gegen die Brückenpfeiler, blindäugig schaute die Frühe durch die glitzernde Eiskruste des kleinen Fensters in den Raum.

Nebenan klirrte die Mutter mit dem Dreifuß, rot züngelte der Schein durch die offne Tür über den Boden.

Diemar richtete sich auf, sah um sich, kehrte mühsam aus den Schlafgründen heim, grüßte die Mutter zum Morgen.

Sie kam sogleich herein, trat an sein Bett, legte die Arme um ihn und senkte ihr Kinn in sein Haar.

Im ungewissen Licht hatte er für einen Augenblick einen Schimmer ihres Gesichts erhascht, und es kamen ihm die wächsernen Sternblumen in den Sinn, die er jüngst am Festtag auf dem Kirchplatz am Altar der Gnadenfrau gesehen hatte.

Da fing es aus ihm zu reden an, und er erzählte ihr seinen Traum der verflossenen Nacht.

Der Vater kam ganz sacht in der Dunkelheit zur Tür herein und mit ihm eine so gewaltige Kälte, daß ihm, Diemar, Hände und Wangen erstarrt seien. Wolf, der Hund, ging mit glühen Augen eng hinter dem Vater. Der hatte ein weißes Gesicht, und recht wegmüd hab er geschienen. Er streifte den Mantel ab, legte den Ranzen hinter den Ofen und warf sich auf die Bank.

Sie, die Mutter, habe ganz still hinter ihren Bettvorhängen geschlafen und sich nicht geregt.

Auf dem Strom stießen mit mächtigem Getös die Eisschollen aneinander, das Haus stand mitten in einem Wirbelwind, und miteins, als der Vater in die Stube trat, schrien auf dem Dach und auf der Stadtmauer viele Nachtvögel, des Nachbarn Hund winselte jämmerlich, und da sei Diemar bang geworden.

Er habe den Vater rufen wollen und doch nicht gekonnt, es sei ihm tief innen in der Brust der Ton verblieben.

Den Vater habe er dann aus dem Schlaf schwer atmen hören, und neben ihm im Wandgetäfel habe es leis gehämmert.

Wolf gab indes Laut. Rauchwolken kamen hinter dem Ofen hervor, Diemar sah den Dunst sich verdichten, meinte, Brand sei es, da gewahrte er im Nebel eine Gestalt, einen alten Mann mit bläulichem Gesicht, das fahl leuchtete, aber die Augen waren tief und ausgeloschen. Er trug ein schwarzes Seidenwams, feines Linnen an Hand und Hals, Ring und Kette. Er schob sich langsam ins Zimmer. Da fiel über Diemar Angst, daß er den

Vater nicht rufen konnte. Der aber erwachte, sprang auf und trat den großen Alten an. Sie rangen, und der Vater bezwang den Mann. Der flehte nunmehr, er möge ihn heimbringen. Der Vater schwieg. Da bat er, er möge ihn unter der Hausschwelle wohnen lassen. Der Vater schüttelte den Kopf. Der Alte sprach: „So laß mich in dem Baum wohnen mitten im Moor, daß ich niederschaun kann auf mein Haus und Wesen!" Da zog der Vater den Stahl vor, hob ihn und beredete den Alten mit starken Worten, daß er sich begebe. Nun habe der Vater den Ranzen hervorgeholt, und der Fremde sei zum Popanz geschrumpft, bis er nicht größer war als eine Docke. Da nahm ihn der Vater auf die Hand, steckte ihn in den Ranzen, lud sich den auf die Schulter, tat den Mantel um, nahm den Stock zur Hand und ging mit Wolf aus der Tür.

Den fremden Mann im Traum, sagte Diemar, wisse er jetzt, er kenne ihn. Vorigen Sommer sei er des Abends einmal mit dem Vater über die Straße gegangen, da seien viele Herren vom Rathaus die Treppe niedergestiegen, unter ihnen der Herr vom großen Eisenhammer im Wald, den habe ihm der Vater gewiesen. Ganz und gar sei er gewandet gewesen wie der Mann heute nacht und ganz ihm gleich an Gesicht und Gebärden.

In der Nacht aber im Traum habe er die Mutter aufwecken wollen, als der Vater fortgezogen sei, doch habe er es nicht vermocht, nicht einmal die Hand zu heben sei er mächtig gewesen.

Als Diemar einhielt, sah er, die Mutter war in ihre Knie gesunken vor seinem Bette, ihre Hände hielt sie hochgefaltet, und jetzt schloß sie die seinen in die ihren ein, sie bewegte die Lippen, ihre Stirn schimmerte fahl unter einem Kränzlein feuchter Perlen. Da wurde es Diemar angst, und er begann leis in sich hinein zu weinen.

*

Zehnjährig war Diemar schon Rydans Gehilfe am Schmiedfeuer und am Schraubstock, und als er sechzehn war, hielten

sie die Werkstatt offen, auch wenn der Vater auf den Höfen und Dörfern umherzog.

Diemar war ein großer ernsthafter Bursche, von Bildung des Gesichts aus der Mutter Art, in Gliederbau und Gang dem Vater gleichend, noch immer ohne Freundschaft und Gesellen seiner Jugend. Des Tags war er ein zäher Arbeiter am Amboß, an den Abenden ein träumender Gänger in den Dämmerstraßen der Stadt, ein Wandrer auch in Flußtal und Au.

Rydan verwehrte dem Jungen, wie der gern gewollt hätte, ihn auf seinen Fahrten zu begleiten. Auch kam er seltner und kürzer heim, immer weiter schweifte der Kreis seiner Züge. Doch wie Diemar sich seiner aus frühen Kindertagen entsann, so verblieb er, allzeit gleich scharf und geschmeidig. Und, so dünkte den Jungen, auch die Mutter hatte geringen Teil an der Weiber Geschick, zu dorren und zu bleichen.

Einst ließ ein Zufall ihn wissen, die Mutter war eines hochmütig behäbigen Stadthauses Tochter, in frühen Tagen gehegt und verwöhnt, doch um der Gemeinschaft mit dem Vater willen ausgestoßen und vom Bruder selbst, führte unerwünschter Zufall sie in seine Nähe, grußlos gemieden. Neugier ließ den Jungen die Mutter befragen, ob ihm wohl recht berichtet sei, und sie nickte, mit Mund und Augen lächelnd, ohne Reue.

Diemar hatte sein zwanzigstes Jahr eben vollendet, da wurde ihm eines Abends in der Gasse hinterm Dom eine Begegnung, die sein Blut und Wesen von Stund an verkehrte. In enger Fensterluke eines alten Gemäuers lehnte ein Mädchen. Mit zartem Arm und schmaler Schulter, silberblondem Haar und runder Wange füllte sie die dunkle Öffnung, mit ihrem Leben so den schroffen Steinrahmen, daß Diemar in Andacht stillstand, ohne Regung den Blick auf ihr haften ließ. Sie, die es inne wurde, zuckte wie zur Flucht, und mußte doch festgebannt auch sie beharren.

Selben Abends taumelte er nach Hause, aß kaum einen Bis-

sen, wachte die Nacht offenverzückten Auges. Den andern Tag gab er der Mutter fehl Bescheid auf ihre Anrede, fand am Feierabend seine Arbeit vertan, beschloß sie kommenden Tags zu bessern, ohne darüber groß Mißvergnügen zu spüren. Er schweifte allabendlich um das alte Gehäus am Dom, starrte ungemessene Fristen ins leere Fenster. Zuweilen vermochte er das helle Bild zu haschen, dann stand er und sog es in sich. Das Mädchen begegnete seinem Aug, wenn auch ohne Zeichen, so sicherlich nicht ohne Wohlgefallen. Ihre Person und ihr Umkreis wurden seinem zagen Forschen bekannt. In dem Haus lebte der letztverstorbnen Fürstin alter Leibarzt, und die Lichthaarige war seiner Schwester verwaiste Enkeltochter.

Wochen verliefen ohne Wandel. Oft trieb es ihn, der Mutter sich zu vertrauen. In ihrem Lächeln aber, mit dem sie ihn anblickte, waren Liebe, Spott und Mitleid in so inniger Untrennbarkeit, daß er nicht vermochte, ihr zu gestehen, was ihr offenbar auf irgendeine Art schon bewußt war.

An einem Spätnachmittag rief sie ihn zur ungewohnten Stunde von der Arbeit in ihre Stube. Da saß vor der Mutter auf seinem alten Kinderschemel das helle Bild seiner Verehrung und Unruhe. Er erstarrte im Türrahmen, doch Barbara beschied ihn näher, indem sie erklärte, die Jungfrau sei erschienen, einem Gerät nachzuforschen, das ihres Oheims Knecht zur Ausbesserung hergebracht habe.

Das Mädchen kam nun öfter, dies oder jenes Geschäft vorwendend, und wurde der Mutter erst vertraut und später dem scheuen Sohn. Als nach einiger Zeit der alte Oheim der schönen Maria verstarb und sie verblieb ohne Hut naher Blutsgenossen, wurde von den dreien die Heimlichkeit als unnütz erachtet, der Bund beschlossen, und unter Staunen und Hohn der Nachbarn zog die feine Jungfrau als Eheweib des Diemar in das gemiedene Haus am Ufer.

*

In einer Nacht, da alle im Hause ruhten, kehrte Rydan unversehens heim. Barbara vermeinte, von einem Anhauch kalter Luft mitten in der lastenden Sommerschwüle aufzuwachen. Rydan stand vor ihr sich selber ungleich, vermindert und versehrt. Schweigend streckte er sich neben sie aufs Lager, und wie er sich so bettete, wußte sie, tief und beschlossen, jetzt kam es, daß er zur letzten Scheidung sich von ihr löste. So erfaßte sie seine Hand, die lag in ihrer schon kühl wie Erz, so geleitete sie ihn in den Tod.

Sie saß, bis die Nacht sich endete, neben der Leiche auf dem Lager.

Morgens stieg sie auf den ersten Hammerschlag ins Gewölbe zu Diemar nieder und sagte es ihm.

Sie betteten ihn, sie wuschen und kleideten ihn in ein weißes Hemde, sie legten ihm einen blauen Mantel um und taten ihm sein Werkzeug zur Seite. Die Feiertagsschuhe mit den blanken Schnallen tat Barbara ihm an die Füße.

Gegen Abend des zweiten Tags trug man den Toten weg. Ein Mönch vom Inselkloster geleitete ihn. Wohl schlossen die Nachbarn Tür und Fenster. Doch aus Mauerecken und Torbögen schlüpften Gesellen herbei, Diemar dumpf vertraut, als habe er in ferner Kindheit sie wohlgekannt. Die hoben die Truhe und schritten aus, der Mönch folgte ihnen, dann Hand an Hand geschlossen Mutter und Sohn.

Diemars Weib, die junge Maria, mußte im Haus verbleiben, denn es war eben an der Zeit, daß sie ihr Kind gebären sollte.

Das Gefolge mit dem Toten schritt die Mauer entlang. An der Beuge, ehe das kleine Haus dem rückgewandten Blick entschwinden mußte, zwang es Diemar, daß er hinter sich schaue.

Da sah er, das Essenfeuer schlug aus dem Kamin, im Giebelfenster stand der Vater im weißen Sterbekittel, den blauen Mantel umgetan, den Wanderstecken zwischen den Händen vor

der Brust, er stand ein weniges vorgeneigt und blickte dem Zuge nach.

Durch Diemars Leib fuhr ein Riß, seine Füße erlahmten ihm. Vor ihm gingen die Vier mit der Truhe, der Mönch dahinter schritt murmelnd aus. Die Mutter umfing, da er wankte, seine Hand in der ihren wie in einer Klammer, stützte ihn, und geneigten Haupts ging er neben der Ungebeugten, bewußtlos und willig.

Eine Fähre trug den Zug nach der Insel. Ein Grab harrte. Ein Klingen, wie Glockenläuten, drang aus der Erdtiefe an Diemars Ohr. Er verlor sich an das Tönen aus dem Grunde. Als er zu sich kam, war er mit der Mutter allein, die Erde war eben, der Mönch verschwunden, die Gesellen zerstoben, der Fluß braute seine Abenddünste. Eine Fähre trug sie durch die Nebel.

Zuhaus fanden sie Diemars Weib von den Schmerzen der Geburt angefallen.

Diemar taumelte in den Lehnstuhl am Fenster. Den Kopf in beide Hände gestützt, suchte er aus Geschehen und Gesicht dieses Tags den Weg zu sich. Den Übermüden erlöste Schlaf alsbald. Er saß so, das sinkende Haupt auf den Knien, im Schein von Stern und Widerglanz vom Strom. Drinnen in der Kammer stand Barbara der Sohnsfrau bei.

Eine Hand legte um Mitternacht sich stark auf Diemars Arm. Er schrak auf, die Mutter stand vor ihm. Sie hielt Rydans wetterzerschlissenen Mantel in der Hand, den tat sie um des Sohns Schulter, dann wies sie stumm auf die Ofenbank. Da lag der Ranzen. Er schulterte ihn. Das stählerne Werkzeug drin gab ein Zusammenläuten. Wolf harrte schon keuchend an der Tür. Diemar sah auf die Mutter um ihr Geheiß.

Sie stand vor ihm, und ihn dünkte, sie wachse zur Decke empor, ja ihr Haupt trage die Balken des Daches. Ihr Antlitz war wie durchschimmernder Stein, und jetzt schien ihre ganze

Gestalt vom selben harten durchsichtigen Stoff, der ihr Herz barg und enthüllte, drin schlug das Räderwerk der Welt.

Diemar empfing den Befehl, senkte den Kopf, tat Fuß vor Fuß zur Tür, sie sprang auf, er ging die Stufen hinab, das Tor entließ ihn und verriegelte sich hinter ihm.

Eine lange Strecke wanderte er mit dem Strom, wie ein Seidenband lief die sommerweiße Straße unter seinen Füßen durch. Vor ihm im Osten und zu seiner Rechten im Norden wuchsen Tannenwald und Berg auf. Er bog alsbald in den Steig ab, der vom Strom zu den Hochwäldern zweigt. Strom und Mond liehen ihren Schein jetzt nimmer. Von der Sumpfwiese sprangen blaue Lichter herbei und zündeten vor ihm hergaukelnd ihm auf den dunkeln Weg. Wo der Pfad den Felsen schmal zerklüftet, vor der Klamm, blieben sie zurück. Jetzt aber entbrannten Adern im Gestein und erleuchteten die Mühsal des Ganges.

Er trat auf freiern Plan, hielt ein, zu veratmen. Mit dem Weg, Schritt um Schritt war die Last, die er trug, gewachsen, schwer fühlte er sie auf seinem Rücken. An seine Fersen dicht heftete der Hund sich mit stöhnendem Laut. Diemar blickte um sich. Beiderseits war der Wald gewichen. Ein moordunkler Fluß rann ihm entgegen. Dort ballte sich eine schwarze Masse in der lockeren Finsternis.

Jetzt ein Dröhnen, noch eins, hundert Hämmer fallen, Essen sprühen, Funken tanzen durch die Nacht.

Die Hammerwerke führen ihn durch den Wald, verstummen, verdunkeln hinter ihm, läuten vor ihm auf.

So gelangt er zur Stelle, wo wieder der Steig sich engt und jäh zur Höhe leitet. Die Bürde beugt ihn zu Boden, eisiger Schweiß deckt seine Stirn. Er seufzt auf. Dicht an seinem Ohr klingt der Seufzer wieder, wie aus einer zweiten Brust. Dies Echo treibt ihn fürder in die Dunkelheit. Winselnd drängt der Hund ihm nach.

Aus Gewirr von Baumbart und grauen Flechten im Tann tritt einer her, hebt die Leuchte, steigt vor ihm den Pfad hinan. Diemars Last ist so übergroß, daß er mit jedem Schritt einzubrechen meint, doch jeder läßt ihm Kraft zum nächsten.

Sie enden an einer Felswand. Obs Gemäuer ist oder Gestein, mag er nicht entscheiden. Der Führer stürzt die Fackel, stößt mit der erloschnen gegen die Mauer, entriegelt tut eine unsichtbare Tür sich auf.

Der Träger steht in einem engen Gang. Gebückt schiebt er sich vorwärts, mit seiner Last füllt er fast den Raum. Im fernen Ende lockt ein Schein.

Endlos dünkt ihn die Wanderung durch den Schacht.

Licht blendet ihn, die Bürde verläßt ihn, er richtet sich auf. Er schaut.

Er steht in einem breiten und tiefen Gewölb. Das Ende der Tiefe vermag er nicht abzusehn. Ein sanftes strömendes Licht bricht aus Wänden und Decke, Gestein und Erzadern erglühen drin. Durch die Länge des Raums zieht ein erzener Tisch ohne Maß. Ohne Zahl sitzen Männer an dem Tisch. Die in der Tiefe sitzen, sind grau und schwer, als wären sie Male aus Eisen. Die nahen, Kronen- und Waffenschmiede, Goldgräber, Hammerherren und Gießer, wagt Diemar anzusehen, und es erscheint ihm von den Allernächsten mancher bekannt. Das ist der Herr des Eisenhammers, jener große Alte, der einst nächtens seine Kammer heimgesucht hat.

Indem aber seine Augen von dem zu jenem schweifen, fühlt er eine Hand auf seiner Schulter, und da er sich wendet, erkennt er den Vater, wie er ihn des Tages im Giebel sah, im blauen Mantel.

„Wir müssen," sagt Rydan, „uns bannt Element, zu den Erzen der Mitte steigen, wenn die Zeit vollendet ist. Wie du mich trugst, trug den Vater ich einst. Viele waren mir Bürde. Der dich einst trägt, schon wiegt ihn die Mutter."

Ein Raunen geht durch den Saal, die Tischgenossen heben sich auf, den Ankömmling zu grüßen. Unter ihrer Bewegung erschüttert sich das Gewölb, bebt der Boden. Rydan tritt in ihre Reihe zu dem jüngsten Sitz. Da lassen alle sich niedersinken, ein Becher wird ihm gereicht, alle wenden sich der Tiefe, dem unsichtbaren Kern der Tafelrunde zu, wo sie im Feuer mündet.

„Kann die Kette nicht reißen?" flüstert Diemar.

„Es ist in deiner Macht", hört er nun schon von fernher aus einem Dunkel. „Lös dich von ihm, siebenmal sieben Jahrläufe trag die Fackel durch die Wirrnis, dann ist erlöst, was nach dir kommt."

★

Barbara weckte am hellen Morgen den Sohn. Ranzen und Stock lagen zu seinen Füßen. Schlafirr fuhr er hoch, sie faßte seine Hand und hielt sie, bis er zu Sinnen kam. Sie führte ihn in die Kammer, wo Maria mit ihrem hellen Knaben im Arme schlief.

Nach sieben Tagen zog Diemar Wanderkleid und Mantel an, nahm Ranzen und Werkzeug an sich, lockte den Hund und ließ das Haus.

Die Frauen warteten, daß er von der Reise kehre. Indes wuchs das Kind zwischen ihnen auf, die mit ihrer Hände Mühsal sein Brot schafften. Im Tagewerk wurden sie grau und verstarben.

Der Sohn kannte keinen Vater. Er wurde in selber Stadt ein Glockengießer. Weit — stromauf und stromab schwingt seine Stimme aus den Erzmündern der Glocken von den Türmen der Dome in die Gezeiten.

★ ★ ★

AUS ELEONORA DUSES LETZTEN LEBENSTAGEN

Im Insel-Verlag wird demnächst ein Buch von Edouard Schneider „Eleonora Duse“ in deutscher Übersetzung erscheinen. Der Verfasser ist der großen Tragödin in ihren letzten Lebensjahren — sie starb am 21. April 1924 — nahe getreten; sein Buch gibt die Eindrücke aus persönlichem Umgang wieder. Der folgende Abschnitt, der seine letzten Begegnungen mit ihr zum Gegenstand hat, führt zunächst in das Landhaus der Duse in Asolo, nordwestlich von Venedig. Er gehört in die Jahre 1922 und 23.

EINEN Monat später besuchte ich Eleonora Duse in Asolo.

Als ich zum ersten Male die zauberhafte Natur des nördlichen Venetiens erblickte, das die Alpenkette des Monte Grappa umschließt, war mir klar, was die schwermütige Seele alles mit dem lieblichen Namen Asolo verband. Die goldene Sonne geht dort über leise gewellten Hügeln auf und wieder unter, helle Bauernhäuser, deren rote Ziegeldächer wie Mohnblumen aus den üppigen Saaten hervorleuchten, liegen weithin verstreut, Glockentürme steigen zierlich vom sanften Bergrücken auf, und in zartestem Türkisblau wölbt sich der Himmel über dem weit geöffneten Tal, das zwischen den Hängen des Gebirgs wie in einer Wiege schlummert. Hier in dem Lande ruhigen Glücks hatte Eleonora Duse sich ihr Heim gegründet.

Asolo! Noch sehe ich vor mir das friedevolle Lächeln, mit dem sie mich dort empfing.

Ich überschritt die Schwelle des alten Hauses und empfand die Harmonie der Seele, die darin lebte. Die Herrin erschien im oberen Stockwerk an der Tür ihres Zimmers und streckte mir beide Hände in herzlicher Ungeduld entgegen: „Warum so spät? . . . Eben ist mir eine Schwalbe zum Fenster hereingeflogen. Das bringt Glück. Und nun sind Sie da.“ Ich lehnte neben ihr am Fenster. Vor uns dehnte sich die venetische Ebene bis in den fernen Horizont. Im Süden ahnte ich

Venedig, die Lagune, Chioggia ... Vögel kreisten pfeifend durch die himmlische Weite. „Kommen Sie, sehen Sie doch! ..." eilig zog sie mich mit sich. „Da ist er! Mein Monte Grappa!" Eingerahmt vom andern Fenster sah ich in der Ferne den mächtigen Gipfel das breite Gebirge bekrönen. Nachdem wir die Augen an Himmel und Landschaft gesättigt hatten, zeigte sie mir ihre beiden Zimmer. Erst das reizende Studio, in dem sie mich empfangen hatte, das trauliche, mit seinem Diwan, seinen englischen Ledersesseln, mit dem Tisch voll von zierlichen Dingen, den schönen Reproduktionen und Zeichnungen an den Wänden und vor allem mit den offenen Regalen, in denen die Bücher liebevoll und ehrfürchtig geordnet standen. Und dann ihr Schlafzimmer. Ein großer niedriger Raum, der durch das Fenster die unendliche Ferne in sich einsog, so daß er mitten im Himmelsraum zu schwimmen schien. In der luftigen Behausung war ich wie auf einem Schiff, das fern von den Fesseln der Küste durch die Wogen segelt. Und doch stiegen die irdischen Geräusche bis zu ihr herauf, besänftigt und verwandelt; bis sie hier eindrangen, waren die Lieder der Vögel und der Glocken von jedem schrillen Beiklang gereinigt, und mein Ohr nahm sie willig für Musik aus dem nachbarlichen Himmel. Viele Stimmen der Erde sprachen zu dem großen Herzen, wenn es hier oben seiner selbst froh wurde. Sie segneten es Tag für Tag und trugen es empor zu den verborgenen Sphären seiner andern Heimat.

Hier stand das breite niedrige Bett, dicht daneben lagen Bücher, unentbehrliche treue Freunde. Auch allerlei kunstvolles Gerät war da, ein paar Bildnisse, aber nicht von lebenden Personen, geschweige denn eins von ihr selber, — sondern Shelleys schöner Kopf, und auf einem kleinen Tisch für sich der geliebte Beethoven, stehend, im Begriff zu schreiben, die mächtige Stirn geneigt, die Feder in der Hand. Sie hatte das Bild aus Amerika mitgebracht.

Harmonie in allem! Jeder Gegenstand war an seinem Platz beredt, ich empfand auch in dem kleinsten den stillen Zufluchtsort eines lebendigen Gedankens. Eine Zelle auf dem höchsten Turm des Klosters, schwebte Eleonora Duses Heim in einer Region zwischen Zeit und Ewigkeit; die willkommene Freistatt der Betrachtung, geheimnisvoll erfüllt von dem Abglanz ihrer Person.

Aus der hohen Ferne blickte ihr Geist auf die Zufälle und Widrigkeiten des Alltags hinab und vermochte sie zu überschauen und gern zu vergessen. Und dann faßte sie wieder Mut. Frei sah sie ihren Weg vor sich liegen und überließ sich dem Zauber ihrer Entwürfe. Hier blieb von der Berührung mit den Dingen da unten nur das gegenwärtig, was hoffen hieß und stark sein.

In solcher Stimmung war sie, als sie zum ersten Male ausführlich von dem sprach, dessen Namen ich vor ihr nicht nannte. Sie kam aus Mailand. Gabriele d'Annunzio hatte gerade eine seiner funkelnden Reden gehalten. Sie hatte ihn seit fast achtzehn Jahren nicht wiedergesehen. Nun schilderte sie ihn mir, wie er sich vom Balkon des Rathauses an die Jugend wandte und sie im Namen ihrer Vaterlandsliebe beschwor, keinen Bürgerkrieg zu entzünden. Sie stand noch ganz unter dem Eindruck seiner lyrischen Gewalt, ihre Stimme tönte in jugendlicher Begeisterung. Da erzählte sie mir, wie sie damals zusammen nach Mykene reisten, als er die „Città Morta" schrieb. Er bearbeitete das Drama dann gleich für sie, damit sie es zu Beginn der nächsten Spielzeit herausbringen konnte. Jetzt hatte sie in Mailand neue Jugend getrunken aus dem *fuoco* der hingerissenen Menge, dem ihre Natur nicht zu widerstehen vermochte. Dann aber hatte sie durch Vermittlung von d'Annunzio ein paar junge Maler kennen gelernt, die den Ehrgeiz hatten, für das Bühnenbild neue Kunstgesetze zu schaffen.

Unser Gespräch wandte sich später religiösen Fragen zu.

Sie fing genau da an, wo wir in Paris aufgehört hatten. Es war, als hätten wir die Unterhaltung inzwischen gar nicht unterbrochen. Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus regten sie immer mehr zum Nachdenken an, und aus seiner klaren Erkenntnis der menschlichen Seele schöpfte sie Freude und Trost. Seit einiger Zeit aber schlug ihr Herz noch für eine andere Gestalt, für Katharina von Siena. Der Heiligen, in deren Leben sich der Glaube als unzertrennlich von der Tat erwies, ja deren Glaube schlechthin Tat war, fühlte sie sich schwesterlich verwandt. Und dann war ja Katharina von Siena die vornehmste Heilige des Dominikanerordens, dem der eng verbunden war, den sie auf der Welt am liebsten hatte... Weitere Bekenntnisse trugen dazu bei, mir eine genaue Vorstellung von dem Wesen ihrer tief lebendigen Religiosität zu geben. Aber so sehr sie auch in der Erkenntnis der ewigen Probleme und in dem Eifer, sie zu erfassen, fortschritt, immer hatte sie die gleiche Hemmung zu überwinden: „Soweit das Gefühl allein im Spiel ist, bin ich gewonnen. Mischt sich aber die starre Lehre und die rein kirchliche Anschauung der Dinge ein, dann muß ich mich dagegen auflehnen."

Wie ist diese Behauptung, die ich wortgetreu wiedergebe, mit andern Aussprüchen der Frau in Einklang zu bringen, deren Geist doch so augenscheinlich im Bann mystischer Regungen stand? Man wird nach einer Erklärung suchen müssen. Wer die Duse für streng gläubig im kirchlichen Sinne hielte, käme jedenfalls der Wahrheit nicht näher, als wer verkennen wollte, daß ihre Seele mit eben der Inbrunst nach dem Atem des Geistes begehrte wie ihre bedrängte Brust nach Luft und nach Sonne. Es tat mir weh, wie sie sich mit dem scheinbaren Widerspruch innerlich abquälte.

Trotz alledem aber ließ ich die Freundin doch in Frieden zurück. Auf ihrer Stirn glomm die Weisheit des Menschen, der verzichten und warten gelernt hat. Der Schein ihrer Augen

rann in durchsichtigen Wellen zu mir herüber. Und als ich im ersten Abendschatten von dem Hügel hinabstieg, dachte ich ihrer in dem ahnungsvollen Wohlgefühl gesammelten Geistes und weichen Abschiedswehs.

Beinahe glücklich schwebte vor meinem innern Auge ihr edles Haupt, wie es unsere Gespräche bedachte und dabei im sinkenden Abend die Schönheit der verschwenderischen Erde trank. So trug ich sie in mir wie ein unsagbar zerbrechliches Kleinod, gleich als raune mir eine Stimme fortwährend zu, ich würde dies Bild nie wiedersehen.

★

Meine Ahnung war allzu wahr.

Die neue Wanderschaft brachte ihr nichts als Kummer und Elend. Ihre Briefe und Telegramme aus Rom, aus Mailand, aus Florenz und andern Städten zeugten von wachsenden körperlichen und seelischen Nöten. Schweren Herzens suchte ich ihr wenigstens durch immer neue Versicherungen meiner Verehrung und Treue ein bißchen Labsal zu spenden. Da erhielt ich Ende März 1923 aus Florenz den schmerzlichsten Brief, den sie mir je geschrieben hat.

„Sie haben nicht an mir gezweifelt," schrieb sie[1], „haben Sie Dank! Ach wie wohl das tut! Verzeihen Sie mir alles, den Kummer so gut wie auch die Hoffnung! Hab ich denn nicht handeln wollen, handeln, ja handeln und arbeiten, arbeiten, reisen, kämpfen ... wie sehr! und hatte nicht die Kraft dazu. Am 22. Januar habe ich mich zu Bett gelegt mit Fieber, Influenza und einer Grippe, die nicht weichen wollte — nun bin ich ganz zerbrochen. Ich bin zwar auf, aber unfähig zur Arbeit, ganz starr vor Angst, ein Zustand, es läßt sich nicht sagen!

Mit Amerika ist es aus.

Mit Madrid auch.

Und von hier aus wieder anknüpfen ist so mühsam.

---

[1] auf französisch.

Und dabei die Sorge um die Truppe.

Ich weiß nicht, werde ich im April wieder ein bißchen zu Kräften kommen... Zum Fenster scheint die Sonne herein, wozu der friedevolle Strahl über dieser Unglückswelt!

Hier kümmert sich keiner um meine Arbeit — ganz im Gegenteil!

Dies Jahr ist mir manches Widrige aufgegangen, und ich habe es verstanden. Einerlei... darauf kommt es ja nicht an.

Was so weh tut, ist nur: das Vertrauen, die Illusion über meine Arbeit, die ist meiner Seele verloren gegangen.

Eleonora."

Zum Schluß noch ganz kurz: „Verzeihen Sie mir!"

★

In Paris fand ich sie wieder, in der Tat „ganz zerbrochen", wie sie mir geschrieben hatte. Sie bat uns mit ein paar Zeilen, sie im Hotel Regina zu besuchen. Schon an der Schwelle ihres bescheidenen Zimmers im fünften Stock zog sich uns das Herz zusammen.

Die schönen Züge waren aufgelöst in lauter Herzensangst. Als sie uns ansah, fragten ihre Augen: „Nun? bin ich nicht furchtbar verändert?" Fast war es, als schäme sie sich vor dem Kuß meiner Frau. In dem ganz einfachen und doch eleganten schwarzen Kleid und dem Schal, den sie sich fröstelnd um die Schultern zog, sah der abgefallene Körper sehr hager und gebrechlich aus. Das liebe Gesicht war faltiger als bisher, die Wangen hohl, und so durchsichtig die Hände. Von den blassen Lippen floß die Stimme melodisch wie früher, klagend bald und dann wieder wie gehetzt. Aber sie klang doch unheilbar zerbrochen, und jeden Augenblick zerriß ein Hustenanfall ihr die Lungen, oder vielmehr die eine Lunge, die überhaupt nur noch arbeitete.

Was sie dann sagte?... Ich gebe alles wörtlich genau

wieder, so wie ich es damals gleich nach dem ersten Wiedersehen niedergeschrieben habe.

Der Eindruck, den sie auf uns machte, war ihrem Scharfblick nicht entgangen: „Jawohl, nun sehen Sie, was aus mir geworden ist!... Ach Gott! ... Seit Januar habe ich nicht gespielt. Und hatte die Truppe doch auf dem Hals: 1060 Franken den Tag! Jetzt habe ich über zweihunderttausend Franken Verlust, und weil ich nicht soviel besaß, mußte ich eben Schulden machen, um zahlen zu können, das heißt meine Arbeit verpfänden. Ist es nicht schrecklich, daß ich nun im Alter unter solchen Bedingungen arbeiten muß?... Ich schrieb Ihnen ja, daß ich in Italien nicht den geringsten Rückhalt fand, im Gegenteil. Ich habe im Dezember in Mailand überhaupt nur zwei Vorstellungen geben können. In ganz Mailand gab es keine Bühne für mich. Die Theater da haben sich zu einem Trust zusammengetan, und ich habe das nicht einmal gewußt... Was soll ich machen? Ich gehe eben nicht ins Café, ich zeige mich nicht vor den Leuten... Von all dem bin ich dann krank geworden. Ich sage Ihnen, die Menschen haben mich krank gemacht, ja die Menschen!"

Ich sagte ihr, wie leid es mir getan, daß sie gewisse Vorschläge, die man ihr hinsichtlich ihres Auftretens gemacht, nicht angenommen hätte: „Das war mir nicht möglich. Ein Stück von d'Annunzio, was hätte das für Aufsehen gemacht!... Nein, nein, als Bannerträger Italiens kann ich nicht auftreten. Sie wissen, wie ich mein Vaterland liebhabe. Ich bin von ganzem Herzen Italienerin, allein in meiner Heimat hat sich ja auch nicht eine Seele gefunden, die mir in der schrecklichen Krankheit geholfen hätte. An Mussolini hab ich geschrieben, und er hat nichts für mich getan... Doch ja, besucht hat er mich sogar, und das ist durch die Zeitungen gegangen. Er hat mir gesagt: „Frau Duse, es gibt überhaupt nichts, was ich nicht für Sie täte!" — „Dann", hab ich ihm zur Antwort ge-

geben, „übernehmen Sie die Truppe, mich richtet sie zu Grunde; zahlen Sie die Gehälter! Für mich will ich gar nichts, nur für die Schauspieler; ich habe sie angestellt und kann sie nicht bezahlen." — Und darauf hat er nichts getan!... Der Kommandant von Fiume (so nannte sie d'Annunzio meistens), der Kommandant von Fiume hat einen sehr schönen Brief über mich in den Zeitungen veröffentlicht. Er sprach von allem, was ich je getan, über all die Arbeit von früher, über Sachen, die ich lange vergessen hatte oder die ich doch nie selbst erzählen würde. Aber es war recht von ihm, daß er sich vor den Leuten daran erinnert hat. Er erklärte, ich hätte viel für mein Vaterland getan, und jetzt wäre es an Italien, etwas für mich zu tun. Sehr schön war der Brief, ergreifend schön, aber das war auch alles! So ist er, der Kommandant von Fiume. Er hat einen Gedanken, den spricht er aus und schreibt ihn nieder. Und hat er ihm dann seinen Körper gegeben, hat er ihn literarisch zur Welt gebracht, so ist er auch mit ihm fertig. Das ist für ihn die Tat, darüber hinaus geht es bei ihm nicht. Ja richtig, er hat in meiner Sache auch noch an Freunde geschrieben. Er hätte gehört, es ginge mir nicht gut, und was wohl an solchen Gerüchten wahr wäre. Sie haben es ihm gesagt... und er hat nichts für mich getan... Also verstehen Sie nun wohl, daß ich nicht gerade jetzt eine französisch-italienische Kundgebung auf die Bühne bringen will. Nein! Solch brüderliches Getue... dafür ist heute nicht der Augenblick. Es steht nicht zum besten zwischen unsern beiden Ländern, und ich möchte nichts tun, was nach einer Verbeugung vor Mussolini und dem Kommandanten aussehen oder den Anschein haben könnte, als wollte ich auf solchen Wegen von ihnen ein Almosen erschleichen. Nein, niemals! Sie müssen doch auch einsehen, daß das nicht geht. Und obendrein wollte man noch, daß ich die „Città Morta" spielte. Die ist ja so veraltet, so völlig abgetan! Schließlich ist der Kommandant

Manns genug, sich selbst durchzusetzen, dazu hat er mich nicht nötig... Nein! Leid tut mir nur, daß ich Ihr Stück nicht spielen konnte... Ach ja, Ihr Stück!... Meine Gesundheit hat mir einen Strich durch die spanische Reise und durch die amerikanische Reise gemacht. Der Impresario, der mit mir hinüberfahren sollte, hat mich neulich besucht. Als er mich gesehen hat, nun ja!... Nein allerdings, wir können wohl nicht nach Amerika fahren, hat er mir gesagt... Und jetzt gehe ich für sechs Vorstellungen nach London. Ich möchte wissen, was wohl daraus werden soll. Jeden Morgen wache ich mit Entsetzen auf und denke darüber nach. Und doch schließlich, wer weiß!..."

* * *

DIE GESCHICHTE VON DEM MANNE, DER NIE MEHR IM LEBEN LACHTE

Eine Erzählung aus Tausendundeine Nacht

Es war einmal ein Mann, der zu den Hausbesitzern und wohlhabenden Leuten gehörte; der hatte viel Geld, Eunuchen, Sklaven und Ländereien. Als er zur Barmherzigkeit Allahs des Erhabenen einging, hinterließ er einen jungen Sohn. Doch wie der herangewachsen war, ergab er sich dem Prassen und Zechen, dem Klange der Musik und der Gesänge. Und er vertat die Güter, die ihm sein Vater hinterlassen hatte, bis er zum Bettler ward und mit den Arbeitern sein Brot verdienen mußte.

Ein Jahr lang lebte er so dahin; dann aber, als er eines Tages an einer Mauer saß und auf jemanden wartete, der ihm Arbeit geben würde, trat plötzlich ein Mann von vornehmem Aussehen und schön gekleidet an ihn heran und grüßte ihn. Da fragte der Jüngling ihn: ‚Lieber Oheim, kennst du mich vielleicht von früher her?' ‚Nein,' erwiderte jener, ‚ich kenne dich gar nicht, mein Sohn; aber ich erblicke die Spuren besserer

Zeiten an dir, obgleich du jetzt so elend aussiehst.' ,Lieber Oheim,' sagte der Jüngling darauf, ,Schicksal und Verhängnis nehmen ihren Lauf. Doch sag, du Oheim mit dem freundlichen Antlitz, hast du nicht eine Arbeit, für die du mich in Dienst nehmen kannst?' Jener gab ihm zur Antwort: ,Mein Sohn, ich will deine Dienste für eine leichte Sache in Anspruch nehmen.' ,Was ist das, lieber Oheim?' fragte der Jüngling; und der Fremde erwiderte: ,Außer mir sind noch zehn Scheiche im gleichen Hause; und wir haben niemanden, der uns bedient. Du kannst bei uns Nahrung und Kleidung genug erhalten, wenn du den Dienst bei uns versehen willst. Auch soll dir bei uns Geld und Gut zuteil werden; vielleicht wird Allah dann durch uns dir deinen Wohlstand wiedergeben.' ,Ich höre und gehorche!' sagte der Jüngling; und der Alte fuhr fort: ,Ich muß dir aber eine Bedingung auferlegen.' Als der Jüngling dann fragte: ,Und was ist deine Bedingung, mein Oheim?' antwortete er: ,Mein Sohn, die ist, daß du in allem, was du bei uns siehst, unser Geheimnis hütest und, wenn du uns weinen siehst, nicht nach dem Grunde unserer Tränen fragst.' ,Gut, mein Oheim!' sagte der Jüngling; und nun forderte der Alte ihn auf: ,Mein Sohn, so laß uns denn gehen mit dem Segen Allahs des Erhabenen!' Dann folgte der Jüngling dem Scheich; und der brachte ihn zu einem Bade, führte ihn hinein und ließ seinen Leib von dem Schmutze reinigen, der darauf war. Ferner entsandte der Alte einen Mann, und der kam mit einem schönen Linnengewand zurück. Nachdem er ihm das angelegt hatte, ging der Scheich mit ihm in seine Wohnung zu seinen Gefährten.

Als der Jüngling dort eintrat, sah er, daß es ein hoher, festgefügter und geräumiger Bau war; dort waren Gemächer, die einander gegenüber lagen, und Hallen, deren jede einen Springbrunnen hatte, über dem die Vöglein zwitscherten, und auf allen Seiten schauten Fenster in einen schönen Garten, der

sich innerhalb des Baues befand. Der Alte führte ihn in eines der Gemächer, das mit buntem Marmor ausgelegt war, während die Decke mit Malereien in Lasur und glänzendem Golde verziert war; auf dem Boden aber lagen seidene Teppiche. Dort sah er zehn Scheiche einander gegenüber sitzen; die waren in Trauergewänder gehüllt und weinten und klagten. In seiner Verwunderung wollte er den Scheich darüber befragen, aber er dachte an die Bedingung und hielt seine Zunge im Zaume. Darauf übergab der Alte ihm eine Truhe mit dreißigtausend Dinaren und sprach zu ihm: ‚Mein Sohn, verwende das, was in dieser Truhe ist, für uns und für dich selbst ganz nach Belieben als getreuer Sachwalter; hüte aber, was ich dir anvertraue!' ‚Ich höre und gehorche!' erwiderte der Jüngling und begann nun für sie das Geld zu verwenden.

Das dauerte eine Reihe von Tagen und Nächten, bis einer von ihnen starb. Da nahmen die Gefährten den Toten, wuschen ihn, hüllten ihn ins Leichentuch und begruben ihn in einem Garten hinter dem Hause. Und dann raffte der Tod immerfort einen nach dem anderen von ihnen dahin, bis nur noch jener Scheich übrigblieb, der den Jüngling in Dienst genommen hatte. Nun blieben die beiden allein in dem Hause, der Junge und der Alte, und es war kein dritter bei ihnen.

So verbrachten sie manches Jahr miteinander; doch da erkrankte der Scheich, und als der Jüngling die Hoffnung auf sein Leben aufgab, trat er zu ihm und trauerte mit ihm. Dann sprach er zu ihm: ‚Lieber Oheim, ich habe euch zwölf Jahre lang gedient und habe in meinem Dienste bei euch nicht eine einzige Stunde die Pflicht versäumt; ich bin euch stets ein treuer und eifriger und gehorsamer Diener gewesen.' ‚Ja, mein Sohn,' erwiderte der Alte, ‚du hast uns treu gedient, bis alle diese Scheiche zu Allah, dem Allgewaltigen und Glorreichen, eingegangen sind; und nun muß auch ich sterben.' ‚Mein guter Herr,' sagte darauf der Jüngling, ‚du bist in Todesgefahr, und

jetzt bitte ich dich, tu mir kund, weshalb ihr weintet und immerdar klagtet und trauertet und seufztet.‘ Doch der Alte erwiderte: ‚Mein Sohn, das geht dich nichts an; drum quäle mich nicht mit dem, was ich nicht tun kann! Ich habe Allah den Erhabenen gebeten, Er möge niemanden mit dem Leid heimsuchen, das mir widerfahren ist. Wenn du vor dem behütet sein willst, was uns betroffen hat, so hüte dich, jene Tür dort zu öffnen!‘ Und dabei wies er mit der Hand auf sie und warnte ihn vor ihr. Dann schloß er mit den Worten: ‚Wenn du aber willst, daß dir die Not widerfahre, die uns betroffen hat, so öffne sie; dann wirst du auch wissen, warum du uns also handeln sahst, denn du wirst bereuen, wenn die Reue nichts mehr fruchtet.‘ Danach übermannte die Krankheit den Alten, und er starb. Der Jüngling wusch ihn mit eigener Hand, hüllte ihn in das Totenlaken und begrub ihn bei seinen Gefährten. Nun blieb er an jener Stätte und war im Besitze alles dessen, was sich dort fand. Doch er ward unruhig und dachte darüber nach, was es mit dem Alten auf sich gehabt haben möchte.

Und wie er eines Tages ob der Worte des letzten Scheichs nachgrübelte und ob seiner Mahnung, jene Tür nicht zu öffnen, da kam es ihm in den Sinn, sie einmal anzuschauen. Er ging also nach jener Seite des Hauses, auf die der Alte gewiesen hatte, und suchte nach, bis er eine kleine Tür fand, die von Spinngeweben bedeckt war; an der befanden sich vier Schlösser aus Stahl. Wie er sie sah, erinnerte er sich an die Warnung des Alten und kehrte wieder um. Doch seine Seele suchte ihn zu verlocken, daß er die Tür öffne; sieben Tage lang widerstand er ihr, aber am achten Tage überwältigte ihn seine Neugier, und er sprach: ‚Es geht nicht anders, ich muß diese Tür öffnen und sehen, was mir dann geschieht. Was Allah der Erhabene beschlossen und vorherbestimmt hat, das kann durch nichts abgewendet werden, und nichts geschieht in der Welt ohne Seinen Willen.‘ Also machte er sich auf, zerbrach die Schlösser

und öffnete die Tür. Nachdem er das getan hatte, sah er einen engen Gang vor sich; in dem ging er weiter und weiter, drei Stunden lang. Da endlich trat er ins Freie hinaus, am Ufer eines großen Wassers.

Voll Staunen schritt er am Strand entlang, indem er nach rechts und nach links schaute. Plötzlich aber schoß ein großer Adler aus der Luft auf ihn herab und trug ihn in seinen Fängen empor; zwischen Himmel und Erde schwebte er mit ihm dahin, bis er zu einer Insel mitten im Meere kam. Dort ließ der Adler ihn fallen und flog davon. Der Jüngling aber war ganz ratlos und wußte nicht, wohin er sich wenden sollte.

Und während er in seiner Not so dasaß, sah er eines Tages auf hoher See das Segel eines Schiffes gleichwie einen Stern am Himmel aufleuchten. Auf dies Schiff setzte er seine Hoffnung, als ob er dadurch gerettet werden könnte. Immerfort starrte er es an, bis es in seine Nähe kam. Da sah er, daß es ein Boot aus Elfenbein und Ebenholz war, mit Rudern aus Sandelholz und Aloenholz; und alles war mit glänzendem Golde überzogen. In ihm saßen zehn Mädchen, Jungfrauen, wie Monde anzuschauen. Als die ihn erblickten, kamen sie aus dem Boote zu ihm heraus, küßten ihm die Hände und sprachen zu ihm: ‚Du bist der König, der Bräutigam!‘ Dann trat eine Maid auf ihn zu, schön wie der strahlende Sonnenball im blauen Weltenall; die trug ein seidenes Tuch, darin ein königliches Gewand lag und eine goldene Krone, mit allerlei Edelsteinen besetzt. Sie trat an ihn heran, legte ihm das Gewand über und setzte ihm die Krone aufs Haupt; dann trugen die Mädchen ihn auf ihren Händen in das Boot, und er sah, daß es mit vielen seidenen Teppichen von mancherlei Farben ausgelegt war. Alsbald breiteten sie die Segel und fuhren dahin über das wogende Meer.

‚Und wie ich mit ihnen dahinfuhr — so erzählte der Jüngling später —, glaubte ich, es sei ein Traum, und ich wußte nicht,

wohin sie mit mir zogen. Dann kamen wir nahe ans Land, und da sah ich, daß der ganze Strand von Truppen erfüllt war, ja, es waren so viele, daß nur Allah, der Hochgepriesene und Erhabene, ihre Zahl ermessen konnte; und alle waren in Panzer gekleidet. Dann brachte man mir fünf Rosse von edler Abkunft mit goldenen Sätteln, die mit vielerlei Perlen und kostbaren Steinen besetzt waren. Ich wählte mir eines davon aus und saß auf, während die anderen vier mir folgten. Und wie ich dahinritt, wurden über meinem Haupte die Banner und Standarten entfaltet, die Trommeln wirbelten, und die Zimbeln wurden geschlagen; und die Truppen reihten sich zur Rechten und zur Linken auf. Ich aber fragte mich immer wieder, ob ich schlafe oder wache. So zog ich dahin; doch ich konnte die ganze Pracht, die mich umgab, nicht für wirklich halten, sondern dachte, es wären Irrgänge von Träumen. Schließlich kamen wir zu einer grünen Matte mit Schlössern und Gärten, in denen Bäume sprossen und Bächlein flossen, und über der Blüten Prangen die Vöglein ihr Lied zum Lobe Allahs, des Einzigen, Allgewaltigen, sangen. Da brach plötzlich zwischen den Schlössern und den Gärten ein Heer hervor, dem niederbrausenden Sturzbach gleich, bis es die ganze Matte überflutet hatte. Als das Heer in meine Nähe kam, hielt es an; dann ritt ein König aus ihm hervor, ganz allein, nur einige seiner Vertrauten schritten ihm zu Fuß vorauf.‘ Als der König sich dem Jüngling näherte — so berichtet der Erzähler —, stieg er von seinem Rosse ab; und wie der den König absitzen sah, sprang auch er von seinem Pferde herunter. Dann begrüßten die beiden einander aufs herzlichste. Nachdem sie wieder aufgesessen waren, sprach der König zu dem Jüngling: ‚Komm mit uns; denn du bist mein Gast!‘

So ritten denn beide zusammen weiter und plauderten miteinander, die Truppen in Reihen vorauf, bis sie bei dem Schlosse des Königs anlangten. Dort saßen sie ab und zogen alle ein.

Dann ließ der König ihn auf einem goldenen Throne sitzen, während er sich selbst neben ihm niedersetzte. Wie er aber den Schleier von seinem Antlitz nahm, siehe, da war jener König eine Maid, gleichwie der strahlende Sonnenball im blauen Weltenall, in Schönheit und Lieblichkeit, Anmut und Vollkommenheit, Stolz und Versonnenheit. Das war für den Jüngling ein Anblick von wundersamer Herrlichkeit und höchster Glückseligkeit, und er war von ihrer Schönheit und Anmut ganz berückt. Sie aber hub an: ‚Wisse, o König, ich bin die Königin dieses Landes, und all die Truppen, die du gesehen hast, sämtliche Reiter und Mannen, die du erblickt hast, sind lauter Frauen; kein Mann ist unter ihnen. In unserem Lande ist es die Aufgabe der Männer, zu pflügen und zu säen, zu ernten, das Land zu bebauen und die Städte zu errichten und alle Künste und Handwerke der Menschen auszuüben; die Frauen aber regieren und bekleiden die hohen Staatsämter und bilden die Wehrmacht.‘

Gar seltsam klangen diese Worte in dem Ohre des Jünglings. Und während sie noch plauderten, trat der Wesir zu ihnen ein; das war eine Alte in schneeweißem Haar, eine Ehrfurcht gebietende Gestalt voll Würde und Hoheit. Zu ihr sprach die Königin: ‚Rufe uns den Kadi und die Zeugen!‘

Nachdem die Alte gegangen war, wandte die Königin sich wieder dem Jüngling zu und plauderte freundlich mit ihm, um seine Schüchternheit durch ihre lieblichen Worte zu bannen; und zuletzt hub sie an und fragte ihn: ‚Bist du es zufrieden, daß ich deine Gemahlin werde?‘ Da erhob er sich und wollte niederfallen, um den Boden vor ihr zu küssen; aber sie verwehrte es ihm. Dann sprach er zu ihr: ‚Hohe Herrin, ich bin der geringste unter den Knechten, die dir dienen!‘ Sie fragte nun: ‚Siehst du nicht all die Diener und Krieger, die vor deinen Augen stehen, und die Schätze und Reichtümer und Kostbarkeiten?‘ ‚Jawohl‘, erwiderte er; und sie fuhr fort: ‚All

das ist dein; dir steht es zu Gebote, und du kannst davon schenken und spenden, wie es dich gut dünkt.' Doch dann zeigte sie ihm eine verborgene Tür und sagte: ‚Alles steht dir zu Gebote, nur diese Tür nicht; die darfst du nicht öffnen. So du es aber doch tust, wirst du es bereuen, wenn die Reue nichts mehr fruchtet.'

Kaum hatte sie ihre Worte beendet, da kamen die Wesirin und mit ihr der Kadi und die Zeugen. Sie traten ein, lauter alte Frauen, denen die Haare auf die Schultern wallten, voll Würde und Hoheit. Und als sie vor der Königin standen, befahl sie ihnen, den Ehebund zu schließen; so vermählten sie den Jüngling mit der Königin. Und nun rüstete sie die Hochzeitsmahle und versammelte alle Krieger um sich. Nachdem sie gegessen und getrunken hatten, ging jener Jüngling zu seiner Gemahlin ein und fand in ihr eine unberührte Jungfrau. Er nahm ihr das Mädchentum und lebte mit ihr sieben Jahre lang, herrlich und in Freuden, in lauter Fröhlichkeit und Seligkeit.

Aber dann dachte er eines Tages daran, die Tür zu öffnen, und sagte sich: ‚Wenn da drinnen nicht herrliche Schätze wären, noch schöner als alles, was ich gesehen habe, so hätte sie mir die Tür nicht verboten!' Da machte er sie auf; und drinnen war der Vogel, der ihn einst von der Küste des Meeres emporgetragen und auf der Insel niedergesetzt hatte! Als jener Vogel ihn sah, rief er: ‚Kein Willkommen dem Angesicht, dem es nie mehr gut ergehen soll!' Wie der Jüngling den Vogel erblickte und seine Worte vernahm, wollte er entfliehen. Der Vogel aber folgte ihm und ergriff ihn und flog mit ihm eine Stunde lang zwischen Himmel und Erde dahin. Dann setzte er ihn an ebenderselben Stelle nieder, von der er ihn früher entführt hatte, verließ ihn und kehrte an seine Stätte zurück.

Als der Jüngling wieder zur Besinnung kam, dachte er an das, was er erlebt hatte, an das Glück, die Macht und die

Herrlichkeit, an die Truppen, die vor ihm herritten, und wie er hatte befehlen und verbieten können; und er begann zu weinen und zu klagen.

Zwei Monate blieb er an der Meeresküste, wo der Vogel ihn niedergesetzt hatte, und wünschte immer, zu seiner Gemahlin zurückzukehren. Eines Nachts aber, als er schlaflos, trauernd und grübelnd dasaß, hörte er eine Stimme, die da rief, ohne daß er den Sprecher sah: ‚Wie groß war das Glück! Doch nie, nie kehrt das Vergangene zu dir zurück! Nun magst du noch mehr klagen in all deinen Tagen!' Als der Jüngling das hörte, gab er die Hoffnung auf, seine Königin je wiederzusehen und das Glück, das er genossen hatte, wiederzugewinnen.

So kehrte er denn in das Haus zurück, in dem die Scheiche gewesen waren; jetzt wußte er, daß es ihnen ergangen sein mußte wie ihm und daß dies der Grund ihres Weinens und Trauerns gewesen war, und er verstand sie hinfort. Trauer und Kummer ergriffen ihn, als er wieder in ihr Gemach trat; und von nun ab weinte und klagte er immerdar, ohne Speise und Trank, ohne Wohlgerüche und ohne Lachen, bis daß er starb. Da begrub man ihn zur Seite der Scheiche.

Aus dem vierten Bande der Erzählungen aus den „Tausendundein Nächten", übertragen von Enno Littmann.

* * *

GUSTAV ROETHE

GOETHE IN SEINEN BRIEFEN

In einer dreifachen dichterischen Lebensoffenbarung, im „Faust", im „Wilhelm Meister", in den farbig schillernden und doch einheitlichen Bekenntnissen seiner Lyrik hat Goethe uns einen Abriß seines ganzen Selbst, des werdenden und des vollendeten, hinterlassen. Dazu tritt nun aber ein ungewolltes viertes Zeugnis in seinen Briefen, die uns jetzt in 50 stattlichen Bänden, etwa 14000 an der Zahl, vorliegen, immer

nur eine halb zufällige Auswahl, aber doch ein kostbares Abbild dieser unverwüstlichen Lebensfülle von unreifer Knabenweisheit und brausendem Stürmertum bis zu der abgeklärten, zuweilen allzu stilisierten Würde und Ruhe des Alters, unter deren steifen Formen es doch immer noch schafft und glüht. Und hier erscheint diese Kraft in einer besonderen Betätigung, im schriftlichen Gespräch mit den andern: der Briefschreiber paßt sich dem Unterreder an, auf ihn wirkend, sich gegen ihn wehrend, von ihm lernend, den Weg vereinend oder trennend. Das Persönliche tritt hier viel reiner, ungebrochener heraus als in den Gesprächen, von denen wir wissen: nicht nur, daß diese Kunde noch zufälliger ist, es schiebt sich da doch immer ein anderer Zeuge entstellend dazwischen.

Freilich entbehren gerade die Briefe der Jugend fast ganz der Gegenbriefe, ohne die sie sich nie ganz verstehen lassen. Der Briefaustausch verlangt eben den Wechsel: aber weder Annette noch Friederike noch Lotte, weder Auguste von Stolberg noch Charlotte von Stein sprechen mit eigner Hand zu uns. Bei den Männern ist die Ergänzung eher einmal erhalten, aber auch da nur durch besonders glückliche Zufälle. Hatte Goethe doch im Juli 1797, vor Antritt seiner dritten Schweizerreise, „aus entschiedener Abneigung gegen Publikation des stillen Ganges freundschaftlicher Mitteilung“ alle an ihn seit 1772 gerichteten Briefe verbrannt. Mit großer Ruhe: freut er sich doch gar an der schönen grünen Farbe der Flamme, wenn das Papier nah am Drahtgitter brannte. Uns erregt der Verlust noch beim Zurückschauen. Doch die warme Leuchtkraft in den Briefen des genialen Jünglings erhellt oft genug auch das Dunkel, in das er selbst die Gegenseite getaucht hat.

Die Kunst des deutschen Briefes hat unter den schweren Hemmungen unserer geistigen Kultur, unserer deutschen Prosa, von jeher besonders gelitten. Das deutsche Volk, dessen eigentümliche Stärke stets die selbständigen Persönlichkeiten wa-

ren, die den eigenen Weg gehen, unbekümmert um Mode, Gesellschaft, Zeitgeist, wäre, scheints, besonders berufen, sich selbst in den Briefen seiner Besten wiederzufinden. Aber es sind doch nicht nur Mängel der Überlieferung, die diese Erwartung täuschen. Im Mittelalter ist es erst ganz zuletzt zum deutschen Brief gekommen, und der lateinische war fast immer stilisiert, theologisch, kanzleihaft, humanistisch; die deutsche Seele schöpft in der Weltsprache Roms so wenig Atem wie in der regelrechten französischen Briefschreiberei des 17. und 18. Jahrhunderts. Aber beide Fremdsprachen haben in die deutschen Briefe ihrer Zeit herübergewirkt: in Kurialien, Floskeln, Anreden und Schlüssen und allerlei bewußtem und unbewußtem Zeremoniell: die deutschen Briefsteller überbieten sich bis ins 19. Jahrhundert in dem Häufen von höflichem, standesgemäßem, ängstlich abstufendem Formelkram; heute noch kommt im Ein- und Ausgang unserer Briefe die wahre Meinung am wenigsten zur Geltung. Die Formeln nehmen im Brief fast immer mehr Raum in Anspruch als anderswo. Und der rein tatsächliche Geschäftsstil, der nur Tatsache an Tatsache reiht, früher mit einem jeden neuen Punkt einleitenden „item", jetzt ohne jede Vermittlung, verzichtet zu bereitwillig auf jede persönliche Wirkung. So scheiden ungeheure Massen an Briefen aus oder sind nur mit Vorsicht zu gebrauchen, wo der deutsche Brief als Ausdruck persönlichen Lebens (ich rede gar nicht vom künstlerischen Werte) betrachtet werden soll.

Es darf der deutschen Frau, wie sie einst war, nachgerühmt werden, daß sie es glücklicher als die Männer verstanden hat, den Briefen, die sie schrieb und in deren Gesichtskreis sie stand, Wärme und Wahrheit einzuhauchen, natürlicher zu bleiben und Natur zu verbreiten. Nicht nur die Briefe der Frau, auch die Briefe an die Frau sind meist echteren Empfindens. Vom eigentlichen Liebesbrief zu geschweigen: auch der Mystiker schreibt sein schlichtestes Deutsch, wenn er sich der gei-

stigen Freundin offenbart; die derbe Gesundheit und herzliche Wärme des deutschen Familienbriefes, gleichviel ob im Hause des Hohenzollern Albrecht Achilles oder der Nürnberger Patrizier, der Beheim und Baumgärtner, wurzelt wieder in der Macht der Hausfrau und Mutter; wie weit schreitet die prachtvolle Liselotte den Männern ihrer Zeit briefschreibend voraus, und wie unglaublich übertrifft Frau Gottsched in der rührenden Anmut ihrer Briefe den feierlichen Gatten, der bei allem guten Willen die Sprache des Herzens nicht findet! Die Briefe eines großen Mannes wie Leibniz gehen uns nicht tief, erregen höchstens sachliche Bewunderung, nicht menschliche Wärme: die Frau hat zu wenig für ihn bedeutet. Und es bedurfte der vollen tragischen Größe im Leben Friedrichs des Einzigen, um seine (französischen!) Briefe über diesen Mangel hinauszuheben. Luther aber und Bismarck — und Goethe —: wenn hier die ebenso gewaltige wie bis in den Seelenkern durchwärmte und gesunde Persönlichkeit den Brief zur kraftvollsten und zartesten Offenbarung ihrer genialen Menschlichkeit macht, nun, wir wissen, was den drei Großen die Frau bedeutete, die echte deutsche Frau; auch Luthers Briefe erreichen ihre menschliche Fülle erst, als Käthe ihm zur Seite steht. Und was Goethe seinen Lehrmeisterinnen dankt, vom Weinwirtstöchterlein bis zur Fürstin, das bekennt vom zweiten Briefe dieser kleinen Sammlung an jede Zeile; mit Mutter und Schwester beginnt es, und noch im letzten Lebensjahre erquicken die Briefe an Marianne durch eine einfachere, leichtere, natürlichere Art: als ob der Greis noch befreit und verjüngt wird durch den Gedanken an die geliebte Frau. Es ist schon etwas anderes, Freieres, wenn der briefschreibende Mann der Frau huldigt als dem andern Mann, den er sich durch die verehrende Form nur ferner rückt und ferner rücken will...

Der Wert der ersten Goethischen Briefperiode liegt zunächst in dem unwiderstehlichen Jugendzauber, der

diese Blätter und Zettel durchtränkt und der auf Schaffen und Werden des unaufhaltsam aufwärts sich Entwickelnden helle Blitzlichter wirft. Aber dazu tritt noch ein eigner Wert. Abgesehen von den bei aller drolligen Anmut doch knabenhaft unreifen Briefen an die Schwester und von der schulmäßig angehauchten Straßburger Kladde, fesselt uns vor allem die Ursprünglichkeit des Bekenntnisses. Der junge Goethe wühlt hin, was er empfindet und denkt, und er sieht die Adressaten mit prachtvoller Deutlichkeit vor sich. Die Kunst, sich mit seinen Phantasiegebilden zu unterhalten, wiederholt sich hier in eigner Art. Die Formel ist überall durch eine produktive Unbefangenheit verscheucht, die ganz aus der Situation erwächst. So haben diese Fetzen und Würfe etwas überaus Wechselvolles, das auch von dem formalen Reichtum Goethischer Schriftstellerei einen großen Begriff gibt. Vor dem Freunde, zumal vor der geliebten oder verehrten Frau, erschließt sich im Briefe vieles, was selbst der Dichter nur bei diesem engsten Austausch sich selbst enthüllt. Und wie sah er schon damals in das Frauenherz! Im Grunde leitet ihn, mehr oder weniger, überall das Bedürfnis, von der Ganzheit der Persönlichkeit auch in diesen Scherben des Spiegels eine Ahnung zu geben: das Bild bricht sich nur verschieden, je nach dem Empfänger. Goethe sucht sich selbst in andern: „man weiß erst, daß man ist, wenn man sich im andern wiederfindet“.

In Weimar wird vieles bald anders. Nur in dem Hauptstock der Briefe aus den zehn Jahren nicht. An Charlotte von Stein schreibt er genau so unmittelbar, persönlich, überall das Ganze, das Innerste offenbarend, wie in Frankfurt; ja diese Zettel, diese Tagebücher, diese Aufschreie und Sehnsüchte und Kleinigkeiten, sie lassen in ihrer verklärt leidenschaftlichen Form wundersamer denn früher ahnen, daß sich hier die unvergleichlichste Persönlichkeit hingab, die Wirklichkeiten trägt und durch Träume sich durchringt: „die Liebe gibt mir

alles, und wo die nicht ist, dresch ich Stroh". Dieses köstliche Anderthalbtausend von Briefen schreitet auf der Frankfurter Linie aufwärts, das Allzuirdische des Sturmes und Dranges überwindend, aber boden- und herzwüchsig wie er. Nicht nur die derben Töne, sondern auch die Aufrichtigkeit des Sturmes und Dranges treten weiter noch in den Briefen an Merck, Herder auf, vor allem zunächst dem jungen Herzog gegenüber, der diese Züge bei dem genialen Freunde erwartete, der nun aber der rücksichtslosen Persönlichkeitswelt eben durch den entsagenden Dichter leise, bald gar ein wenig lehrhaft entführt wird. Persönlich tüchtig, wenn auch immer gehaltener als früher klingt es in der männlichen Freundschaft mit Knebel: auch er noch mit Frankfurter Erinnerungen verknüpft. Die sorglosen Zettel an Einsiedel sind lässig, aber unpersönlich. Und im übrigen steigern sich von Jahr zu Jahr die Formen, wächst die Sachlichkeit, wandelt sich das Persönliche mehr in das Menschliche, das Genial-Ahnende in das Erkennen aus straffer Arbeit. In Form und Inhalt der Briefe vollzieht sich der Wandel, den dann die Italienische Reise, sie selbst noch hie und da zurückwinkend in geniale Jugendtage, ganz vollendet.

Von 1788 an weicht das genial Persönliche auf der ganzen Linie hinter dem Sachlichen, ja Fachlichen, hinter der menschlichen Erfahrungsreife und der ruhigen überlegten Sprache, wie sie den Konzepten und Diktaten entspricht, zurück. Der Charakter der Briefe wird ein anderer: amtliche, wissenschaftliche, politische, ästhetische Erörterungen nehmen immer mehr Raum ein, wenn sie auch nie sich der Abhandlung nähern. Denn knapp, ja tatsächlich bleibt Goethes Brief. Er wird einsamer, er wills und verschließt sich; er sucht sich nicht mehr in andern. Noch einmal wird ihm hohes Freundschaftsglück zuteil: in Schillers Briefen steigt etwas auf von unbegrenzter Hingabe; Goethe wahrt gegen den verehrten späten Freund in seiner Art die Distanz genau wie gegen seinen Landesherrn,

dem das gar nicht recht war. Die behaglich unbefangene Greisenfreundschaft mit Zelter will nur vertraulich plaudern, persönlich gräbt sie nicht tief, auch wo sie ernste Weisheit spendet. Auch die Frauen haben den Bann nicht mehr gebrochen. Aus den ehelichen Liebkosungen für Christiane redet nicht der ganze Goethe. Zu Mariannen spricht sein Herz in Versen; die wenigen kurzen, ganz eigenhändigen Briefchen reden eine gewähltere Sprache, und meist geht es da (wie einst an Lotte und doch ganz anders) durch den Gatten, und auch die Hand des Schreibers.

Mit der Bedeutung und Größe des Briefwechsels mit Schiller können sich die Leipzig-Frankfurter Briefe nicht messen, so wenig wie etwa „Wanderers Sturmlied“ mit „Zueignung“ und „Marienbader Elegie“. Dafür sind sie jung, und die selige Jugendkraft des größten Deutschen, wie sie sich in froher Zuversicht und Liebe rückhaltlos hingibt, schenkt uns ein unersetzbar Köstliches, gibt uns eigne Jugend, etwas von jener Jugend, die immer aus dem Innersten zum Höchsten strebt, wenn die ungeübten Flügel auch nicht immer die Höhe erreichen. Die Deutschen können sie brauchen, diese schöpferische Jugend.

Aus der Einleitung von Roethes Ausgabe der „Briefe des jungen Goethe“ (in der Sammlung der Vier-Mark-Bücher.)

* * *

DER SPIEGEL

DIE MANESSESCHE LIEDERHANDSCHRIFT

DIESEN unschätzbaren Thesaurus des deutschen Minnesanges, diese herrliche Prachthandschrift nun mit allen Mitteln moderner Reproduktionskunst in einer dem Original bis in die minutiösesten Einzelheiten getreuen Reproduktion herauszugeben, bedeutet ein Unternehmen, dessen wissenschaftliche und künstlerische Bedeutung groß genug ist, daß sein Gelingen das Interesse aller gebildeten Kreise, vor allem Deutschlands, angeht, dazu ein verlegerisches Unternehmen von einer Größe, wie es bisher kaum je gewagt worden ist. Der deutsche Verlag, der den Wagemut zu dieser kulturellen Großtat selbst in der heutigen traurigen

Gegenwart aufgebracht hat, ist derselbe Insel-Verlag, der vor noch nicht langen Jahren mit seiner grandiosen Reproduktion der 42 zeiligen Bibel Gutenbergs seinen Ruhm weit über Deutschlands Grenzen getragen und internationale Anerkennung gefunden hat.

Nun übersteigt aber die Faksimile-Ausgabe der Manesseschen Liederhandschrift, von der der Verlag vor kurzem die erste Lieferung hat erscheinen lassen, die eben genannte Reproduktion an Größe und erlesener Qualität des Gelingens erheblich. Kein Kunst- und Bücherfreund versäume, sich dieses Prachtwerk einmal anzusehen. Man betrachte die Miniaturen, diese prachtvoll wiedergegebenen Farben und vor allem die wundervolle Patina des Alters, die in der Reproduktion in einer Weise, wie man das bisher nicht für möglich gehalten hätte, geradezu unübertrefflich festgehalten ist, als hätte man das kostbare Original selber vor sich. Und dann vergleiche man einmal damit die früheren farbigen Wiedergaben von Einzelblättern aus der Manesseschen Liederhandschrift, wie man sie z. B. hier und da in Könneckes Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Literatur, in den illustrierten großen deutschen Literaturgeschichten, vor allem aber in den bekannten Werken von F. X. Kraus und Öchelhäuser und an vielen anderen Stellen findet. Durch einen solchen Vergleich wird man leicht erkennen, welch großer Fortschritt über alles bisher Dagewesene hinaus hier mit der Faksimile-Ausgabe der Manesseschen Liederhandschrift erreicht worden ist, zum Ruhme deutscher Druckkunst und Technik.

Hermann Kreyenborg im „Münsterischen Anzeiger".

★

MYSTISCHE DICHTUNGEN AUS SIEBEN JAHRHUNDERTEN

Aus der deutschen Dichtung der Vergangenheit liegen mir einige Neuausgaben vor, darunter weitaus die wichtigste und gehaltvollste: ein neuer Band des „Dom" im Insel-Verlag, mit dem Titel „Mystische Dichtung aus sieben Jahrhunderten", gesammelt, übertragen und eingeleitet von Friedrich Schulze-Maizier. Dieser schöne, herzlich zu begrüßende Versuch, wohl der erste auf diesem Gebiet, wirkt außerordentlich anregend und selbst aufregend, da er eine Anthologie aus so weiten Zeiträumen und so vielen verschieden gefärbten Kulturzonen der deutschen Vergangenheit darstellt. Die mystisch-religiöse Dichtung Deutschlands, ohne Trennung nach Konfessionen und bis in die neuere Zeit reichend – das ist ein Stoff ohnegleichen, und das bloße Durchlesen des Inhaltsverzeichnisses ist ein Erlebnis ... Indessen gerät man, sobald man den Umfang und die Kompliziertheit der Aufgabe erfaßt hat, in ein Staunen über die Gediegenheit dieser Leistung. Und man geht dankbar, oft er-

griffen, oft auch freudig lachend, durch diese wunderlichen Gänge... Die „Mystische Dichtung" gehört zu den wichtigsten deutschen Büchern dieses Jahres. Hermann Hesse in der „Frankfurter Zeitung".

★

SHERWOOD ANDERSON, DER ARME WEISSE

Wenn ich auf dieses Buch hinweise, glaube ich dem Leser wirklich ein Geschenk zu machen. Es ist ein amerikanischer Roman; Beitrag zur Geschichte der großen amerikanischen Vermögen. Dargestellt wird der Weg des Industrialismus an der Entwicklung eines kleinen Ortes am Mississippi. Dargestellt wird auch der Geist dieser Entwicklung, das Molochartige des Systems, in dessen Gewalt die Menschen geraten sind. Die Form des Buches ist die des Entwicklungsromans... Im knappen Rahmen eines kleinen Ortes wird ein ganzes Bild des Industrialismus von seiner Entstehung bis zur sich überschlagenden Hybris des Allmachtdünkels gegeben. Ohne tendenziöses Wort, ohne kritische Zwischenbemerkung wird sein zerstörerischer Charakter aufgezeigt. Als Gestaltung aber ist dieses Buch beste Klasse. Es ist belebt von Figuren, die mit glänzendem plastischen Vermögen herausgearbeitet sind und deren jede in ihrer Art repräsentativ und zugleich unvergeßlich ist. Die Handlung aber ist mit großer Konsequenz zum Gipfel geführt. Ich möchte diesem Buche, das im Nachdenken erregenden Spiegelbilde das Gesicht des erfolgbesessenen Zeitalters erkennen läßt, recht viele Leser wünschen.

Peter Hamecher in der „Welt am Montag".

★ ★ ★

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

WIE wir am Schluß unserer Mitteilungen im letzten Hefte versprochen haben, ist die erste Lieferung unserer Reproduktion der Manesseschen Handschrift nun endlich erschienen. Sie ist mit Freude, ja mit Enthusiasmus aufgenommen worden. Wir drucken eine der ersten Beurteilungen, die die Ausgabe fand, in unserem „Spiegel" ab. In einer Reihe von Städten sind die Blätter der ersten Lieferung in Museen und Buchhandlungen ausgestellt, näheres darüber teilen wir auf Wunsch unseren Lesern gern mit. Zur selben Zeit ist der erste Band einer anderen Monumental-Ausgabe erschienen: Shakespeares Works in englischer Sprache, auf der Ernst-Ludwig-Presse zu Darmstadt gedruckt. 250 Exemplare auf bestem Handpapier, von denen 100 für den Freundeskreis der Ernst-Ludwig-Presse bestimmt sind, 150 aber durch uns in den Handel gelangen. Die Ausgabe umfaßt 16 Bände, jährlich erscheinen 2–3 Bände; der erste, The Poems enthaltend, liegt fertig vor. Satz und Druck erfolgen durch Christian Heinrich Kleukens auf

einem Handpapier der Firma J. W. Zanders. Den Schnitt der neuen Type, die dafür verwendet wird, hat eine kunstfreundliche deutsche Regierung ermöglicht. Auf die Textgestaltung wird das größte Gewicht gelegt; sie besorgt Professor Dr. Heinrich Brie in Freiburg im Breisgau. Wir laden zur Subskription auf das hervorragende Werk hierdurch ein. Ankündigungen mit beigelegter Probeseite auf dem Originalpapier stellen wir unberechnet zur Verfügung. Jeder Band kostet in Halbpergament 80 Mark, in Maroquin 125 Mark, beides mit der Hand gebunden.

Erschienen sind ferner:

Der vierte Band aus den Tausendundein Nächten;

Die Zwölf Novellen von Stendhal, übertragen von Arthur Schurig;

Mozart, Berichte der Zeitgenossen und Briefe, mit 16 Brieftafeln und zwei Brieffaksimiles, herausgegeben von Albert Leitzmann;

Die Briefe des jungen Goethe, eingeleitet von Gustav Roethe;

Die Hohenstaufen, herausgegeben von Johannes Bühler in der Sammlung Deutsche Vergangenheit;

Vom morgenländischen Floh, herausgegeben von Enno Littmann, mit 12 Radierungen von Marcus Behmer.

Als wichtige Neuerscheinung zeigen wir einen Roman von Otto von Taube an: Das Opferfest. Ein kraftvolles, durchaus originelles Werk, bei bitterem Ernst ein höchst amüsantes Buch. Man könnte es mit dem Satz Stefan Georges überschreiben: Und Opfer steigt nicht in verruchter Zeit. Es ist ein Roman des deutschen Verfalls, ein deutscher Gesellschaftsroman, wie er viel ersehnt, selten gelungen ist.

In gewissem Sinne als ein neues Buch, da es bisher nur in teurer Liebhaberausgabe vorlag, dürfen wir auch das Buch von Helene von Nostitz: Aus dem alten Europa bezeichnen. „Wenn in 30 oder 40 Jahren", schreibt der Hannoversche Kurier, „die Letzten derer, die noch das alte Deutschland gekannt haben, gestorben sein und die neuen Menschen fragen werden, was denn an jenem verklungenen Zeitalter köstlich gewesen sei, wird man sie auf den Band verweisen dürfen, in dem Helene von Nostitz ihre Lebenserinnerungen aufgezeichnet hat. Eine feine, wahrhaft adlige, den Musen ergebene Frau läßt vor unseren Augen ein Bild der alten Gesellschaft erstehen, der Krieg und Inflation das Grab geschaufelt haben."

Von Felix Braun ist ein Band Gedichte erschienen, das Reichste und Reinste, was aus innerlichen Erlebnissen bei ihm in langen Jahren sich herausgeklärt hat. Das Innere Leben nennt Braun das schöne innige Buch.

Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" haben wir in die Reihe unserer Dünndruckausgaben aufgenommen, in zwei handlichen Bänden, die 2400 Seiten ausmachen; in einem Einband, den Emil Rudolf Weiß entwarf, liegt das klassische Werk nun vor. Johannes Bühler hat, wie sich als sehr notwendig erwies, den Text auf Grund der maßgebenden früheren Ausgaben festgelegt, hat eine ausgezeichnete Einleitung geschrieben und durch ein ausführliches Perso-

VENUS
AND ADONIS

EVEN as the sun with purple-colour'd face
Had ta'en his last leave of the weeping morn,
Rose-cheek'd Adonis hied him to the chase;
Hunting he lov'd, but love he laugh'd to scorn
Sick-thoughted Venus makes amain unto him,
And like a bold-fac'd suitor 'gins to woo him.

'Thrice fairer than myself,' thus she began,
'The field's chief flower, sweet above compare,
Stain to all nymphs, more lovely than a man,
More white and red than doves or roses are;
Nature that made thee, with herself at strife,
Saith that the world hath ending with thy life.

'Vouchsafe, thou wonder, to alight thy steed,
And rein his proud head to the saddle-bow;
If thou wilt deign this favour, for thy meed
A thousand honey secrets shalt thou know:
Here come and sit, where never serpent hisses;
And being set, I'll smother thee with kisses:

'And yet not cloy thy lips with loath'd satiety,
But rather famish them amid their plenty,
Making them red and pale with fresh variety;
Ten kisses short as one, one long as twenty:
A summer's day will seem an hour but short,
Being wasted in such time-beguiling sport.'

Probeseite aus „Shakespeares Works"
Monumental-Ausgabe der Ernst Ludwig-Presse zu Darmstadt. (Seitengröße 19 zu 28,2 cm)

nen- und Sachregister dem Werk zugleich den Charakter eines Nachschlagebuches für die deutsche Geschichte gegeben.

Eine der am weitesten verbreiteten Sammlungen des Insel-Verlages wird in allernächster Zeit neu erscheinen bezw. zu Ende geführt werden: Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen. Die ersten vier Hefte erscheinen textlich und bildlich fast unverändert, die neuen vier Hefte sind geschmückt mit Bildern und Silhouetten von Cecilie Leo (5. Heft), Hans Meid (6. Heft), Ludwig Richter (7. Heft), Moritz von Schwind, Ludwig Richter, Pocci, Adolph Menzel u. a. (8. Heft). Allen Melodien wurde neu hinzugefügt ein Lautensatz, den anerkannte Meister auf diesem Gebiete gestaltet haben. Neben den Ausgaben in einzelnen Heften wird eine Gesamtausgabe in einem schmiegsamen Leinenbande erscheinen.

An neuen Auflagen sind erschienen:
Bethge, Chinesische Flöte, 37.–40. Tausend.
Timmermans, Licht in der Laterne, 6.–10. Tausend.
Huch, Der wiederkehrende Christus, 5.–7. Tausend.
Zweig, Erstes Erlebnis, 23.–27. Tausend.
Nietzsche, Briefe an Mutter und Schwester, Neue Ausgabe in einem Bande.
Humboldt, Briefe an eine Freundin, 27.–31. Tausend.

In Vorbereitung befindet sich ein Buch über Eleonore Duse, von dem wir in diesem Hefte einen Abschnitt geben, und die Osterinsel von Fr. Schulze-Maizier. Fast möchte man sagen, der Roman von der Osterinsel, so reich an Verwicklungen und Abenteuern ist die Geschichte des kleinen Eilands, dessen Rätsel ja auch die theosophische Spekulation beschäftigt hat.

Albrecht Schaeffer hat den Goldenen Esel von Apuleius aus dem Griechischen übertragen. Georg Munk arbeitet an einem neuen Legendenbuch mit dem Titel Die Gäste; Stefan Zweig an einem Novellenband Verwirrung des Gefühls. Rudolf Alexander Schröder hat seine Übertragung der Ilias in letzter Zeit sehr gefördert und in Zürich unter großem Beifall aus dem Manuskript vorgelesen. Das Komitee für die geistige Zusammenarbeit des Völkerbundes hat den amerikanischen Ausschuß aufgefordert, ihm die vierzig wichtigsten amerikanischen Bücher des Jahres zu nennen, und dieser Ausschuß hat unter den literarischen Werken The Story Teller's Story von Sherwood Anderson empfohlen, dem Verfasser des kürzlich bei uns erschienenen Buches „Der arme Weiße". Auch The Story Teller's Story wird in Übertragung von uns herausgegeben werden.

* * *

DAS
INSELSCHIFF

EINE ZEITSCHRIFT FÜR DIE FREUNDE

DES INSELVERLAGES



IM SOMMER

1926

7. JAHRG. HEFT 3

INHALT

BILDER:

Umschlagzeichnung von Walter Tiemann

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser · Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte · Leipzig

DAS

INSELSCHIFF

*

EINE

ZEITSCHRIFT

SIEBENTER JAHRGANG / DRITTES HEFT

SOMMER 1926

*

Die Sonne fühle ich mit ihrem großen Wollen:
Des Lichtes Schicksal wirkt in mir entsprossen:
Der Sonne Weltverheißung senke ich in Schollen!

Ich bin das Nordlicht, bin der Nacht entsprossen.
Ich bin der Sonne nah und kann ihr Schaffen wittern
Und bleibe fromm zu Sonnenfolgschaften entschlossen.

THEODOR DÄUBLER

FRANZ SPUNDA

THEODOR DÄUBLER

Zum fünfzigsten Geburtstag des Dichters

17. August

WENN in den folgenden Zeilen versucht werden soll, einem Dichter und seiner Idee sinnfällig gerecht zu werden, so möge als Klarstellung vorweggenommen werden, daß die Freundschaft, die ihn mit mir verbindet, kein Vorwand sein soll, Apologie oder Apotheose mit einem Künstler zu treiben, den ich mit glühender Begeisterung verehrte, bevor ich seine persönliche Bekanntschaft gemacht hatte. Es kann auch nicht Aufgabe des Schreibenden sein, hier einen Abriß und eine Würdigung eines Werkes zu geben, dessen Fülle an Gedanken in einem umfangreichen Buch kaum zur Genüge dargelegt werden könnte, sondern der Sinn dieser Zeilen soll ein Ruf an das

Kulturgewissen der deutschen Nation sein: ein großer Dichter lebt unter euch, ein Auftürmer ungeheurer Gedankenblöcke. Aber statt von seiner Größe ergriffen zu sein, ist eure Einstellung anerkennende Distanz ohne Wärme des Gefühls. Es geht nicht an, in Däubler einen Dichter zu sehen, wie es heutzutage viele Dichter gibt. Sicherlich gibt es Gedichte, die einzelnen Dichtungen Däublers ebenbürtig sind, aber nirgendwo gibt es eine gleich große Weltidee, einen Gedankenflug durch alle Höllen und Himmel. Nirgends seit Dante! Nirgends einen solchen Weltenbau vom Chaos bis zu Gott!

Und schon bin ich bei der Kernfrage, weshalb dieser Dichter, wohl den Besten der Nation seit Jahren vertraut, keinen Anhang im großen Volk der Leser finden konnte. Weil er zu schwer ist? Nein, die Schuld liegt nicht an ihm, sondern in der Furcht vor seinem synthetischen Denken. Die letzten Jahrzehnte waren nichts als ein Training der analysierenden Ratio. Das Weltbild der Technik ließ die analytischen Denkfunktionen auch in der Kunst immer deutlicheren Ausdruck finden, das Hochkommen Halbintellektueller fand im „Erklären" ausreichenden Kunstgenuß, und da man keine Werte schaffen konnte, kam man überein, das bloße Analysieren als Sinn der Kunst zu proklamieren. Gewiß hat eine tiefere Seelenkunde auch die Möglichkeit einer tieferen Kunst im Gefolge, aber das ist nur der halbe Weg, es gilt auch, synthetisch den Rückweg zum schöpferischen Genius zu finden, nicht nur die Erscheinungen zu erweitern, sondern auch ihren Sinn, die kleine Welt mit der großen zu verbinden. Kurz, das schöpferische Ingenium fehlte. Der neue Mensch mit den entdeckten psychischen Komplexen steckte noch immer in dem starren System des materialistischen Weltbilds, und Gott war ein poetischer Verlegenheitsausdruck geworden.

Nun kommt der dichtende Schöpfer, der das Wachsen der Weltkräfte belauscht, der die poetische Gottfiktion in not-

wendige Geistdynamik erhöht, der intuitiv die Welt erfühlt und den Atem des Kosmos in sich fluten spürt und seine Gestaltung in dichterischer Inbrunst formt. Das ist die Nordlicht-Idee! Auf die Weltanalyse folgt der geniale Wurf der Weltsynthese, keine Poesie des lyrisch Beiläufigen, sondern das Epos der kosmischen Geist-Verwirklichung, mit naturwissenschaftlichem Unterbau und letzten Folgerungen einer metaphysischen Ethik. Däublers „Nordlicht" ist der Sang vom verklärten Menschen auf der verklärten Erde, beide in notwendiger Wechselbeziehung. Denn so gewiß der Mensch nach größerer Vervollkommnung strebt, so gewiß entfaltet sich auch unser Planet zu immer lichtvollerem Glanz. Einst war die Erde eine Sonne, so wie auch wir einst leuchtende Geistwesen waren, und gleiches Geschick hat uns wie sie verdunkelt. Doch wir sind nicht verlassen: liebende Gestirne und helfende höhere Wesen bemühen sich um uns, uns das Paradies wiedergewinnen zu lassen. Denn Liebe lenkt die Sterne wie die Herzen. Die Anfangsworte des Nordlichts verkünden:

Es sind die Sonnen und Planeten, alle,
Die hehren Lebensspender in der Welt,
Die Liebeslichter in der Tempelhalle
Der Gottheit, die sie aus dem Herzen schwellt.

Nur Liebe sind sie, tief zur Kraft gedichtet!
Ihr Lichtruf ist urmächtig angespannt.
Er ist als Lebensschwall ins All gerichtet:
Was er erreicht, ist an den Tag gebannt!

Dieser Lebensschwall durchflutet mit heißem Atem die Geschichte der Menschheit; alles große Geschehen ist Ausdruck und Versuch der Erde, sich als Geist-Licht zu manifestieren. Aus dem uranischen Ursprung über Indien, Iran, Ägypten und Europa zuckt der Lichtstrahl in immer neuen Versuchen empor, in jedem Volk ist ein Funken des Urfeuers verwirklicht,

aber als unzulänglich verworfen worden. Einmal aber wird der große Wurf glücken: der vollkommene Mensch.

Doch auch ohne den Menschen als Mittler will sich die Erde aus sich selbst heraus als Licht neu gebären. Einst war sie ja ein glühender Stern. Nun ist sie erkaltet, aber die Kälte ließ organisches Leben ihrem Schoß entkeimen. Und dort, wo ihre Zusammenziehung durch die Kälte am stärksten ist, dort geschieht das Wunder — dort im ewigen Eis bricht aus ihr ein magisches Licht hervor, die Flammenkrone des Polarlichts! In ihm verkündet sich der Sinn und die Zukunft der Erde und des Menschen: das Urlicht der Welt entbrennt auch in uns, im Herzen! Dort, wo die Nacht am tiefsten und das Herz am verlassensten ist, dort flimmert der Eigenschein einer tragischen Feuersbrunst, die das Leben der Sinne auflöst und das innere Leben im Nordlichtschein erweckt, ein Leben astraler Verpflichtung. Der Dichter sagt im Vorwort: „Wir verkünden: die Erde will wieder leuchtend werden, aber die Völker sind verantwortlich, daß dieser Stern, der ein dunkler ist, einst der allerhellste sei.“ Das ist die Ethik des Nordlichts, daß der Mensch die Mitte des Kosmos werde. Er trägt die Verantwortung für alle Gestirne.

Das ist Religion, ist Pan-Philosophie, ist Welt-Dichtung! Der Mensch war in Gefahr, durch einseitige Psychologie weganalysiert zu werden, es blieb bloß ein Substrat von psychischen Komplexen übrig, ein anatomisches Seelenpräparat ohne Sinn und Kraft. Nun gewinnt er wieder Verbindung mit oben und unten, steht fest in Naturgesetzen verwurzelt da und reicht doch mit dem Scheitel bis an die Sterne.

Das hat ein Menschenhirn nicht erklügelt, sondern dem vierzehnjährigen Knaben kam diese Idee, er weiß selbst nicht wie, als Gnadengeschenk der Intuition — ein Pfingstwunder innerster Welt-Erleuchtung. Was der Dichter dazu tat, das war nur die Synthese der sich kreuzenden und befruchtenden Intuitionen

unter dem Aspekt seines dichterischen Ingeniums. Er selbst fühlt sich nur als Exponent einer planetarischen Entwicklung. Was bei ihm als Dichtung geschah, soll einen jeden andern mit gleichem Erleben erfüllen: so hat die Dichtung beispielgebenden Wert. Wir alle sind dazu berufen, der Mutter Erde weiter zu helfen. Die Erdentwicklung enthält die Summe aller Möglichkeiten der Menschheitsentfaltungen, und jedes Einzelschicksal ist ein Sonderfall des Planetarischen. Ist ja doch jeder Mensch eine Erde für sich, sein Nordlichtwunder glänze als Liebeswillen über ihn hinaus! Über Ängste und Entsetzen, die im Urlaut Ra aufkrächzen, im speienden Ararat, in alexandrinischen Phantasmagorien will sich das Geisteslicht als Schöpfung erweisen, aber erst als aus dem Norden Roland kommt, der Held von Mitternacht, schwillt das Toben der chaotischen Lichtströme ab und wird zum Licht des Parakleten, zum Seelenlicht christlicher Erlösung. Die Nordlichtengel schweben heran, und wir fluten empor mit der befreiten, leuchtend gewordenen Erde ins Urlicht des unsäglichen Gottesfeuers.

Die Fülle der Visionen erdrückt und betäubt. Noch nie hat ein Dichter so viel verlangt wie dieser: ein Miterfühlen kosmischer Gestaltungen in Form mythischer Anschauung. Das ursprüngliche Gefühl für den geheimen Sinn der Welt ist durch das Staunen vor ihren Erscheinungen verloren gegangen, wir können nicht mehr mythisch fühlen trotz aller Hochspannungen des Gedanklichen. Denn nicht auf das Denken kommt es diesem Dichter an, sondern auf das Urerleben der Naturkräfte. Denn Mythos ist der menschliche Ausdruck des Naturwillens. Wir bemühen uns um Religion und Religionen, aber das Wissen um ihre Grundlagen, um die mythisch-magische Naturerfassung ist uns abhanden gekommen. Und das eben fordert Däubler! Sein Werk ist also keine Nomenklatur des Mythischen, nicht Mytho-logie, sondern Mytho-phanie, nicht

Lehre, sondern Sinn-Gebung und Sinn-Aufzeigung eines tellurischen Bewußtseins. Alles bei ihm ist in das Koordinatensystem der Nord-Südrichtung eingespannt, die männliche Lichtentfaltung, die von der weiblichen Ost-Westlinie gekreuzt wird. Was auch immer sich ereignet, hat seinen geometrischen Ort im Erd-Bewußtsein: also eine Psychologie des Planetarischen als Beziehungskonstante zum Menschlichen.

Dabei ist im ganzen Werk nirgends ein leerer Raum. Alles ist mit lebendigen Urkräften erfüllt, mit Verbindungsströmen, mit Fanalen bewehrt, die auf dem Meer des Poetischen nach stillen Gedankenbuchten hinweisen, wenn nach Kraftgewittern die Seele sich im ebenen Gewissen des Göttlichen spiegeln will. So ist das Epos das Werk einer Wanderung aus dem Chaos des Beiläufigen in den Kosmos einer dynamischen Theologie, nein, Theurgie. Man muß bis zur Äonenlehre des Markion oder zur Pistis Sophia zurückgreifen, wenn man eine ähnliche Konzeption von gleicher Spannweite finden will. Die Däublersche Äonenlehre weiß aber nichts von der Gnosis. Sein Demiurg ist der Mensch, und dessen Mittler ist der Planet Tellus. Viele besangen vor Däubler die Urkräfte der Erde, Paracelsus und Saint Martin sprachen von ihrem Erlösungswillen und fanden ihn in der Natur, in der sie ein Göttliches sahen, ja sogar den Heiligen Geist! „Die Natur und der Heilig Geist sind eins“, heißt es bei Paracelsus. Aber der Mensch als Vollstrecker ihrer Gesetze, der die Erde zu sich emporreißt, diese unkatholische Eigenkraft des Menschen innerhalb des theologischen Determinismus ist ganz einzigartig neu. Hat auch die Scholastik in der Ratio die Gotteskraft gefunden, die als Schlüssel alle Geheimnisse der Welt öffnet, so ist hier ein hermetisches Lichtprinzip Sinn und Ziel der Welt, die Agape des Johannes, vermischt mit antiken Bewußtseinselementen, in denen man mitunter die kathartischen Funktionen Griechenlands erkennen kann.

Die beiden Pole seiner Welterkenntnis sind der Paraklet und Luzifer. Beide flammen in überirdischen Feuern, tönen im Lichtgebraus siderischer Urflammen. Zur Sonne will die Erde werden, ihr zu helfen, ist uns Sterngebot.

Wir aber vermögen es noch nicht, die Erde ist aus sich noch zu schwach, um überall zu leuchten. Nur Treppen, die zum Feuertempel astraler Verklärung führen, können wir aus Traumgespinsten dichten. Nur Ahnung, nicht Gestaltung ist uns gegeben und die Pflicht der Lehre und Verantwortung:

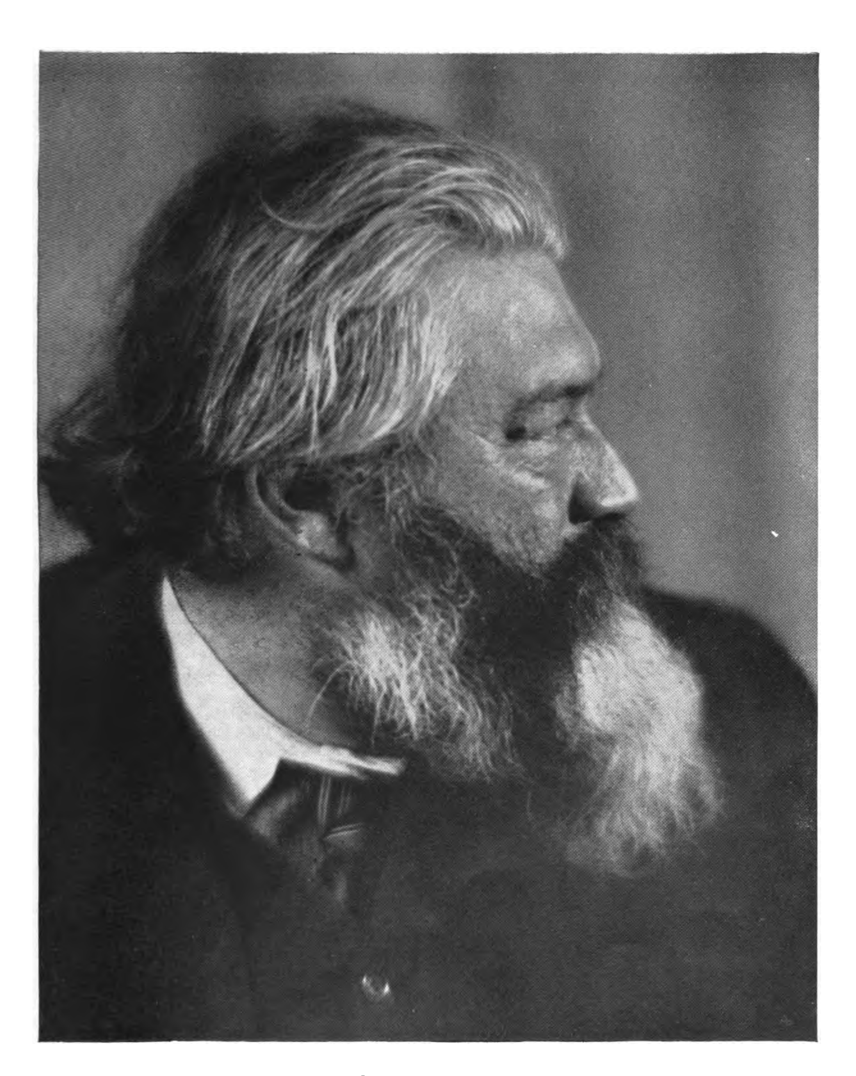
> Ich will mich auch vom Flug zur Wanderung bekehren.
> Ich weiß vielleicht etwas vom Staunen und Belehren,
> Mein Abenteuer stelle sich bei Menschen ein:
> Ich darf ein Bettler auf der eignen Treppe sein!

An dieser Treppe, die sich vor dem Leben auftürmt, verbranden die Kulturen aller Erdenzeiten. Und Sehnsucht färbt die Welt mit immer glühenderem Traumgewog. Vom Nordlicht aber läßt sichs nur im Süden träumen. Je mehr die Sinne sich am Nordlichtschein entzünden, desto farbiger glüht die südliche Welt als Wirklichkeit. In Däubler schlägt der Rhythmus des Mittelmeers. Sein Nordlandswunder findet in der Kultur der Mediterranen gleichnishaft seine Bestätigung. Die Aureole des Nordens erweckte in Italien das Wunder der Kunst. Schon früher glühten die „Perlen von Venedig“ im gleichen milden Glanze. In den „Hymnen an Italien“ ist der Dichter inbrünstig der schönen Landschaft hingeneigt. Ein frommes Hinhorchen in sie, dann heldischer Aufruck, dann die Wunder der Wanderung zwischen Hainen, immer im Wohlklang des beglückten Gefühls, tönend im Siebengesang der apollinischen Leier. Im „Nordlicht“ war Däubler dem Heiligen Geist (antikisch dem Hermes) untertan, in „Hesperien“ und in den erwähnten Hymnen bekennt er sich inbrünstig zu Apollo.

Hier verdichtet sich das nordwärts gesichtete Feuer zur kon-

zentrischen Glutsonne der mittelländischen Landschaft. Italien ist im Rahmen der Däublerschen Ideenlokalisierung nicht die Heimat des Poetisch-Schönen, sondern ein Versuch im Nordlichtfeuer. Das Eigenlicht eines Landes scheint hier in vielen Jahrhunderten verwirklicht worden zu sein. Es ist uns Verheißung, daß jedes Land zur Erleuchtung berufen ist. In dieser Seelenstimmung kann sich ein poetisches Bild begeisterter Loderfarben gestalten, die Vorstellungen gehen nicht weiter als das außen und innen Geschaute, der Blick vertieft sich in gereiften Kulturen und spiegelt im Widerschein des ruhig atmenden Gefühls die fernen Aspekte der Welt wie hinter einem flimmernden Schlummerschleier zurück. Uralte Städte staunen erhaben über dunstigen Ebenen empor, frevlerischer Hochmut der Felsenburgen läßt sich nicht von den Konturen der Umgebung bändigen, in Pinienhainen dämmern träumerisch die alten Heidengötter, und stille Mönche gedenken der Liebe Gottes zu den Menschen. Die Mignonsehnsucht ist gestillt. Das runde Staunen der Natur ergibt sich willig der wissenden Liebe des Menschen. Leicht umfährt das Ruderschiff der Reime die lieblichen Abendbuchten; über dem Sarazenenschloß erglüht der Liebesstern; für jedes sinnende Gefühl versprüht die Welle ihren Silberschaum. —

Nach dem Kyklopenwerk des Nordlichts die Idylle: die Welt ist verzaubert. Daß es eine Landschaft wie die Italiens gibt, das allein ist schon ein Wunder! Doch diese Verwunderung löst sich nicht gern figural in Stilfragen aus, sondern packt das Problem, wo es am tiefsten ist, in dem lapidaren Satz: Stil ist Schicksal. Was den Alten die Moira war, das ist uns der Stil als Form des Geistlebens. Und immer deutlicher wird dem Dichter die Kunst als Signaturenlehre des Lebens. Kunst ist eben nicht nur vergeistigte Sinnlichkeit, sondern vor allem Sichtbarwerden immanenter Lebensströme. „Der neue Standpunkt" sieht die neuere Kunst nicht vom Gesichtswinkel des psycho-



logisierenden Artisten, sondern aus dem Blickpunkt eines werdenden Weltbewußtseins. Die geistige Produktion der Welt zerlegt sich im Prisma der Kunst in optische Willensfunktionen, die, mag ihr Werturteil wie immer ausfallen, deutlich genug als Merkpunkte einer sichtbar gewordenen Seelenentfaltung geworden sind. Der Analytiker sieht nur die einzelnen Persönlichkeiten als Punkte eines pointillistischen Weltpanoramas, dem Synthetiker wird aber der Blick zur Verpflichtung und Rechenschaft, die Ursache der notwendigen Zusammenfassungen zu ergründen. Auf dem Gebiet der expressionistischen Kulturgeschichte ist aber jeder Standpunkt verfrüht und nur die Gesinnung und der Ernst dürfen richtend entscheiden. Darüber, was Däubler über die neue französische Malerei sagt, vermag ich kein Urteil zu fällen, aber auch dem Laien dient seine Schrift als Dokument der Weltverwirklichung innerhalb des farbig Anschaulichen. Wie ein leiser Unterton klingen mitunter Motive aus der Nordlichtsymphonie heraus, nur insoweit vernehmbar, als der Ausdruck im Malerischen gestaltbar ist.

In gleicher Harmonik, aber ungleich sinnlicher, baut sich das autobiographische Fragment „Wir wollen nicht verweilen“ auf, in lyrischen Schattierungen des Naturgefühls schwelgt die meisterhafte Prosa des Bandes „Mit silberner Sichel“; beide Werke ergänzen einander. — Es ist leicht, das Leben des Dichters als Ablauf von Entwicklungskomplexen darzustellen, Jugend, Liebe, Kampf und geläuterten Verzicht unter der Spezies einer antizipierten Verklärung zu sehen. Sich selbst aber auf die intuitiv übernommenen Verpflichtungen zurückzuführen, die Keimideen in allen Aggregaten des Knaben-, Jünglings- und Mannesalters fremdartig verwandelt nochmals zu erleben, jetzt nur von einem reifen Staunen überhöht und in ein täglich neues Wachstum übergegangen: das alles noch als „Ich-selbst“ zu erkennen, kann nur einem Geiste glücken, der nicht im überkommenen Typus der Begriffs-Form „Dichter“ erstarrt ist,

sondern nur einem Menschen, der, durch die Wucht des eigenen Beispiels überzeugt, nichts anderes als Künder und Exponent alles dessen sein will, was auf Erden geschehen soll. Sich selbst als ersten Darsteller dieses Weltgedankens zu wissen: stolz durch die Erweckung für ein ungeheures Ziel, demütig als Dienender am Werk.

„Der sternhelle Weg“ ist ihm also gewiß. Die Welt ist vielleicht zu groß, als daß sie in einer einzigen zielstrebigen Idee ausgedrückt werden könnte. Aber sicher ist, daß bei den Sternen der Sinn unseres Planetensterns ist. Mit dieser poetischen Einsicht, die sich fürsorglich mit einem Einblick in das Sinnvolle der Dinge bescheidet, erreicht Däublers dichterische Potenz ihren stärksten Ausdruck seines lyrischen Weltgefühls. Die Erscheinungen auf unserer Erde sind schön im eigenen Schein. Und Eigenschein ist Sternenschicksal. So wird jede Landschaft, jeder Baum und jedes Meer zur Sternverheißung, und unser Erdenschicksal wird von gütigen Aspekten übersternt. Aber nicht das siderische Dogma, sondern seine poetische Gleichniskraft gibt dem Buch den Reiz seiner innigsten Lyrik. Stimmungen und Tönungen der Seele überreden uns zur Sternbereitschaft, Frage hallt und Widerwort, die klare Luft der Gotik haucht in schwebender Geisttektonik himmelwärts, die Erde blüht, und jede Seele erahnt die Seligkeit des Sternendaseins. Der Hymnus an das Sternbild der Fische, das an den Kräften unseres Äons hilfreich mitarbeitet, klingt zum Beschluß wie ein feierliches „Sursum corda“ nach dem Weihgefühl des lyrischen Hochamts.

Von den Sternen kam es, zu ihnen kehrt des Dichters Bekenntnis zurück. Von nun an gäbe es nur noch Deutungen und Erweiterungen: der Kreis ist geschlossen, das Werk der Schöpfung getan. Sein Weltblick hat sich im Geheimnis der Überwelten gespiegelt und das Gleichnis der Seele erkannt. Er hat die kostbare Last einer ungeheuren Idee als Knabe auf seine

Schultern genommen, sie wie ein Atlas getragen, obwohl sie bei jedem Schritt nordlichtwärts schwerer und bedeutsamer wurde. Der Urkern war dichterische Begnadung. Aber seine Gestaltung und Verwirklichung und der Mut des Verkünders sind menschlich faßbar. Je größer die Wucht des Gedankens, desto verantwortungsvoller das Wort. Daher muß sich die Sprache auch wie die Erde versternen, muß das Signum ihres Gestirns in ihren Wurzeln suchen. Urworte sind aber nicht mehr da. Entweder man schafft solche aus früheren Sprachzuständen, wie es Borchardt gelingt, oder man gibt dem vorhandenen Wortschatz diejenigen Vibrationen und Obertöne, die der Meister seinem Instrument entzaubert, und die Seele erzittert im Sphärengesang. Däublers Sprache ist das Wunder der Sinnbeziehung im Reim. Ihre Melodik sucht südliche Süße mit der Verpflichtung des Nordens zu vereinen, die der Reim dem Sinn auferlegt. Der Versschwung reißt Bilder und Gefühle in Katarakten mit sich fort, staut sich in Besinnungen und strömt dann befreit im breiten Ebenmaß, weit wie ein Strom dem Meer der Ewigkeit zu. Die Leichtflüssigkeit seiner Sonette, Stanzen und Terzinen ist groß, doch staunenswert ist nicht der Ton der alten Formen, sondern das Nichterliegen einer Verführung, die von der Verantwortung vor dem Gewissen des Denkers wegführen könnte. Eben diese moralische Kraft der Gesinnung unterscheidet den wahren Dichter vom Literaten. Die Genialität des Stils darf nicht zur Versuchung am dichterischen Effekt werden. Weil Däubler die Schönheit nur als Ordnung anerkennt (oder umgekehrt), also immer ein lebendiges Ganzes will, kann er den Ansprüchen der Gegenwart kaum gerecht werden, die nur ein Viertel oder ein Achtel verträgt, nur das Beiläufige, nie das Verpflichtende. Das eben ist die Groteske der jetzigen Zeit, die inbrünstig einem Ganzen zustrebt, es bei Sektierern des Philosophischen und Häretikern Europas sucht, aber gerade dem ganz außerordentlichen Fall,

wo eine Ganzheit dargeboten wird, mit Hochachtung aus dem Wege geht.

★

Die Versternung der Seele im Verein mit dem Schicksal der Erde immer intensiver zu erleben, dies mußte den Dichter immer mehr in einen Seelenzustand führen, wo ein gestirntes Weltgefühl zur deutlich erkennbaren Ausdrucksform des Lebens geworden ist, nach Griechenland. Weil Däubler nichts metaphorice gelten läßt, was er nicht realiter erfahren hat, reiste er dorthin. Denn Hellas ist sowohl ein Land, als auch ein Seelenzustand. Nicht das Griechenland der deutschen Klassik, nein, das Hellas der mythologischen, vorgeschichtlichen Seelenspannungen, das Bereich der heroischen Enkrateia. Vom Norden aus betrachtet ist die hellenische Welt nur unter der Anschauungsform des Akademismus bekannt gewesen, selbst Goethe hatte einen Hauch des wirklichen Griechenlands nur auf italischem Boden, in Pästum und in Sizilien, gespürt. Aber wenn das Schiff, von Brindisi kommend, in Korfù zum erstenmal landet, da sind auf einmal alle früheren Vorstellungen von Griechenland verflogen, und der Genius dieses Erdstrichs wird zum Erlebnis: das Licht als Apollowunder! Mehr als Bild und Buch weiß die griechische Sonne. Sie saugt aus den Poren der Seele Besinnungen, die der Norden nicht kennt, und verwandelt das Bewußtsein allmählich in die gleiche Stimmung, in der die weiten Golfe und die braungebrannten Berge schwingen.

Mehr als vier Jahre lebte Däubler in Griechenland. Es gibt keine Landschaft in Hellas, deren Aura er nicht in sich aufgenommen hätte. „Die Gschrifft wird erforschet durch ihre Buchstaben, die Natur aber von Land zu Land, als offt ein Land, als offt ein Blat. Also ist Codex naturae, also muß man ihre Bleter umbkehren“, sagt Paracelsus. Erfahrung durch Fahren, Erkenntnis durch Bekanntschaft, Wissen aus dem Naturgesetz der betreffenden Landschaft. Geniales als Selbstver-

ständlichkeit, aus dem Instinkt. Die Distanz zu seinem früheren Werk hilft ihm, die Gegensätze zwischen Seelenbild und der Wirklichkeit zu überbrücken. Der Hauch des Landes hat die mantische Kraft, Schatten von Heroen und Weisen aus der Vorwelt hervorzurufen und verzeihend die gnadenlose Gegenwart zu verstehen. Dort unten verliert auch das Groteske seinen bitteren Stachel: ich traf mit Däubler auf dem geheiligten Boden von Argos zusammen, in einem Tohuwabohu toller Balkangeschäftigkeit. Und dennoch war es Argos, die Stadt der Atriden.

Nur so kann man es verstehen, wie aus dem Hauch der Erde Erkenntnis wachsen kann. Dort unten gibt es keine andere Verpflichtung zum Griechentum, ohne Ressentiment, als ein Wohlgefallen an allem, was ist. Alles andere Hellenisieren ist Konstruktion vom Schreibtisch her. Gaben zwar schon früher Dichter von der griechischen Landschaft Kunde, so wird jetzt bei Däubler ein Land sichtbar in allen seinen Urschichtungen der abgelagerten Ideenhüllen, und es ist, als ob erst durch ihn die dynamische Geistplastik der Griechen entdeckt worden wäre. Denn ihm lebt alles. Die Götter leben und weben, sind da als wirksame Geistkräfte. Apollo strahlt als Gottesfeuer heute wie in den Tagen der großen Dichter und Helden. Alles, was die Welt seither hervorgebracht hat, das sind nur neuere Inkarnationen der alten griechischen Urgötter. Das freilich ist nicht Klassik, die den Mythos als Vorwand für Halbgesagtes nimmt und in Allegorien entkräftet. Däubler nimmt die Mythen beim Wort und durchleuchtet mit ihrem Urlicht die Welt. Und in der Seele bricht sich vielfärbig Apollos uranischer Strahl. Nordlichtswonne überglüht den Gipfel des Parnaß.

Hellas bleibe uns als Erbe für immer erhalten! Die Klassik in ihren tiefsten Durchblicken, Goethe, Hölderlin, dann Nietzsche und jetzt Borchardt waren und sind lautere Diener am Werk. Es waren einzelne in den Griechenhimmel lodernde

Flammen. Nun aber sammeln sie sich zu neuerlicher Befruchtung der Welt in Däublers Erleuchtung. Daß dieses große Werk gelinge, dazu mögen diese Zeilen die Nation anfeuern. Schon sind bedeutsame Arbeiten erschienen — Athos, Sparta, Päan, die Attischen Sonette, der apollinische Delos-Aufsatz in der Deutschen Rundschau 1925. — Möge die Zusammenfassung aller verstreuten Hellas-Ideen dem Dichter bald glücken!

„Sparta" ist ein metaphysisches Formproblem des Eros. Aus der gleichgeschlechtlichen Liebe Altdoriens entwickelte sich Helena, die Mondgöttin. Das ist der Schlüssel zur Helenaszene im Faust. Das Buch ist eine Aufzeigung einer primitiven Nordlichtidee innerhalb der mythologischen Bewußtseinswelt. Helena ist ursprünglich nicht Schönheit, sondern Begeisterung durch das Wechselvolle, Abenteuer, und dadurch Steigerung des Eros zur unfaßbaren Schönheit. Nirgends verweilt Helena, und wo immer ein Abenteuer die Seele verlockt, ist sie die Ursache. Doch die Welt würde in Wagnissen zerflattern, wie ja auch der Genius der Griechen sich zerwirkt hat, gäbe es nicht irgendwo Bestand. Die Götter erliegen dem Wechsel. Wo aber gibt es im Notwendigen Dauer?

Der Athos ragt auf, der Olymp des orthodoxen Christentums. Dem sündigen Wechsel entrückt, hat hier die Schönheit der Seele eine Verwirklichung im Gebet gefunden. Das stille Seelenlicht der gottversunkenen Athosmönche — was ist es anderes als das christliche Nordlicht? Schon Gottesgemeinschaft, doch ohne Überschwang, naturhafte Steigerung der Landschaft im Bewußtsein erkennender Seelen. So befreit sich der Grieche von der Dämonie der Helena. Der Geist des Athos ist wohl christlich, aber die Form der Erlösung griechisch. Ist ja doch bis heute Byzanz der legitime Erbe der Antike, nicht Rom! Das östliche Christentum ist nichts anderes als die letzte Sublimierung und Fortsetzung Platos und der Stoa. Im byzanti-

nischen Kloster Althellas zu erleben, das ist Däublers kulturgeschichtliche Entdeckung.

Doch woher ist diese Welt, woher Helena, woher der Athos? Urkräfte schaffen an ihr jetzt so wie ehedem. Däubler denkt den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal. Ist das Nordlicht eine Projektion in die Zukunft, so ist sein „Päan" seine Inversion in die Vergangenheit, in die chaotische Urnacht, der sich vor Äonen die erste Gestaltung entrang; vorgeburtlich, vorgeistig und schon in matter Ahnung des astralen Vorlichts:

Kolkrabe: Anfangnacht. Traumgewölk?
Hekate sichelt sichs:
Bleichheit und Weibgespenst.
Licht: tiefster Strich —

So wurde die Welt. Europa landete in Kreta, Minos gab das Gesetz, schon tauchen Gottgestalten hinter Schicksalswolken hervor, der Mensch greift fühlend in seine Brust und läßt seine Seele mit Göttern bevölkern. Nun wächst seine Lichtkraft, von Dionysos befeuert, von Apollo durchglüht. Eine theurgische Phantasmagorie durchtaumelt die Welt, Urkräfte toben ineinander, Mythen rauschen und berauschen, Heroen suchen Entscheidung. Für den, der die Mythologie nicht versteht, sind es nicht Götter, sondern vorpsychische Zustände, die sich in Kämpfen befreien. Die Reinheit des Geistes ist das Ziel: aus dem Chaos wird unsere Welt.

Diese Kosmologie, umfassender als die des Hesiod, erfordert allerdings eine gründliche Vertrautheit mit den mythischen Voraussetzungen und wird dadurch zum schwierigsten der letzten Bücher Däublers. Die Poesie darf aber niemals ein hohes Ziel auf Umwegen gewinnen. Sie ist berechtigt, viel vorauszusetzen, wenn sie viel zu sagen hat — oder sie bleibe eine Befriedigung des Trieblebens.

Daß sich der Dichter nicht ganz in Labyrinthe von Gottideen verirrte, davor schützte ihn sein eiserner Formwille. Der

Päan ist die vorhesiodische Welt, in den „Attischen Sonetten“ haben wir den Boden des mühevoll errungenen Weltengleichgewichts unter unseren Füßen. Nun sind die Elemente dem Göttlichen willig gehorsam. Die Erde atmet den Hauch neuverwandelter Kosmoskraft, und der Mensch weiß seine Stellung zu den Gestirnen. Nun kann reine Schönheit erblühen, nicht mehr bedroht von der Dämonie Helenens, nicht zur Form erstarrt wie auf dem heiligen Berg Athos. Attika ist die Seelenlandschaft zwischen Wechsel und Dauer; beide gelten von nun an nur metaphorisch; nur in der Setzung des Gleichgewichts will Athen herrschen. Es ist ein Reich der Fülle und Freiheit. Was auch immer der Geist erschaut, weiß er anmutig zu durchschwingen und sinnlich darzustellen, daß die Natur im Seelenschein aufleuchtet und der Mensch vor seiner Göttlichkeit erstaunt.

Das Tiefste aber über Griechenland hat Däubler noch nicht gesagt. Der „Delos“-Aufsatz, eine Rhapsodie über die Wandlung der Apollokraft durch die Jahrhunderte bis zu uns, berührt Geistesverästelungen, die bis zu den Urwurzeln der Gottheit zurückführen. Hier wurde Apollo erkannt und entthront: seine Herrschaft hat Hermes angetreten, der tiefste der olympischen Götter. Die hier ausgestreuten Gottbegriffe sind Saatkörner zukünftiger Theologien, die mehr als begriffliche Zergliederungen, sondern dynamisch durchblutete Ideenzeugung sein wollen.

Däublers Schauen dringt immer tiefer in die Urgründe des Religiösen, oder besser, in die Bewußtseinslagen des Vorreligiösen, des mythisch Magischen. Ehe denn Götter wurden, nachteten Dämonen. Schon im Päan ringen sich aus ihnen Gottgeburten hervor, und der Dichter belauscht das Kreißen der Ideen. Mitten hinein in die Dämonologie führt uns seine Erzählung „Der Schatz der Insel“, in der sich modernes Fühlen seltsam mit magischen Inhalten erfüllt, beides in Reflexen

eines religiösen Patriotismus aus der Zeit der griechischen Befreiungskämpfe.

Aber nicht im epischen Bericht, der sich an Geschehenes anrankt, sondern in der Erstgestaltung von Weltideen liegt die eigentliche Bedeutung Däublers. Einfälle und Gedanken hat jedes bessere Talent, aber diese sinnvoll ins Geistnotwendige einzureihen und weiterwachsen zu lassen im Bewußtsein einer erkorenen Verantwortung, das erst gibt der Mission des Genius ihren moralischen Wert. In diesem Sinn ist Däublers Werk eminent genialisch. Jede andere Zeit, die weniger den Blendungen geschickter Literaten erliegt, hätte in ihm schon längst ihren Dante erkannt. Doch Däublers Kunst ist spröde, oft unsinnlich, mehr harmonikal als melisch. Wenn er einen Ton anschlägt, ertönt gleich ein ganzes Register. Die Geistesfuge reißt oft die Melodien mit sich fort, und das an romantischen Sängen verzärtelte Ohr kann leicht verwirrt werden. Eine Überfülle von Großartigem überschauert uns, Feuerkaskaden schäumen herab, und Glutorkane rasen über unsere Sinne dahin, daß wir vor ihnen wie vor einer Naturgewalt erbeben.

Wie stark muß das Herz dessen sein, der solches erschaffen konnte! Wie ein Riese der Urzeit, ein Heros seiner Gesichte, ragt er in eine Zeit, der er tiefe Verpflichtungen auferlegt, in eine Zeit, die sich vorlaut selbst als Maß göttlicher Kräfte aufwirft. Andere wiederum suchen die Götter in fremden Ländern, in Indien, China, Mexiko. Doch all dies bleibt uns fremd. Wir können nur das erfühlen, was wir in unserem Blute haben: Europa. Und jeder Blick nach Griechenland sagt uns, daß hier die geistige Heimat unseres europäischen Gewissens und Fühlens ist. Jeder Blick dorthin gibt uns Kraft und Selbstvertrauen.

Um Griechenland so zu verstehen wie Däubler, müssen wir synoptisch schauen und die Periode der Analyse überwinden. Dann werden wir wieder Ehrfurcht vor wirklicher Schöpfer-

kraft bekommen, und wir werden nur den als Dichter ansprechen können, dem diese Gabe des seelenvollen Weltaufbaus eignet. Das Bewußtsein seiner exemplarischen Notwendigkeit gab dem Dichter Däubler die Kraft, jahrelange Mühsal und Arbeit auf sich zu nehmen, um eine Idee zu verwirklichen, an deren Tragfähigkeit sich kommende Generationen erproben werden.

Darum hat die Gegenwart die Pflicht, in Däubler einen großen Dichter einer gigantischen Weltidee zu verehren, wofern sie nicht in ihrem Kulturgewissen erschüttert werden will.

Dem Dichter des Nordlichts ist der sternhelle Weg gewiß.

* * *

NORDLICHT-STROPHEN

Es ist unmöglich, die Idee der in des Wortes wahrster Bedeutung unerhörten Kosmogonie, die das Nordlicht darstellt, durch eine Auswahl auch nur annähernd wiederzugeben; die folgenden Proben wollen daher nur auf die von allen philosophischen Gedanken unabhängigen Schönheiten des großen Gedichtwerks hinweisen.

Venedig

VENEDIG, bunt ergießt sich deine Ernte
Aus Blumenseelen in die frohe Welt,
Denn jeder Duft, der sich von dir entfernte,
Trug Samen in der Zukunft Blütenfeld.

Die Nelken deiner Vorwelt sind erstanden.
Ihr Zauber hat Carpaccios Traum durchwebt.
In Basaitis blühenden Girlanden
Sind Mohnblumen, Zyanen traut belebt.

Mansueti hat ein holdes Sonnenmotto:
Das Veilchen blüht in seiner keuschen Hand;
Die großen Glocken des Lorenzo Lotto
Umträumen oft ein goldnes Sommerland.

Bellinis: du Giovanni, du Gentile,
Ich pflücke Astern oft in eurem Traum!
Die Distel flicht sich dicht zum dürren Stiele,
Doch über euch grünt fromm ein Lorbeerbaum!

O Tintoretto, lauter goldne Trauben,
Ein braunes Erntefeld hast du erschaut,
Des Herbstes Wolkengold und Kupferlauben
Sind abendhold in dir emporgegraut.

Venedig, ganz Arkadien ist erstanden!
Dein Veronese flüstert für den Lenz.
Die Träumer, die an deinem Strande landen,
Erstaunt Venedigs Weltmagnifizenz.

★

Namenlos sind meine Lieder,
Sagbar kaum, wie sie entstehn,
Laute tauchen auf und nieder,
Bis sie klar zusammengehn.

Endlich freuen mich die Rhythmen,
Die ein Lied sich ausgewiegt,
Und ich will mich ihnen widmen,
Ihre Stimmung hat gesiegt.

Würde ich durch die Gefühle
Tiefer Liebe überrascht,
Hätte ich im Truggewühle
Alles Wirkliche erhascht.

So vertrau ich meinen Liedern
Nur die wahrste Sehnsucht an.
Kann ein Wesen sie erwidern,
Steh ich schon in einem Bann?

Meine gutgemeinten Worte,
Zieht denn hin und immer fort;
Horcht an manchem fernen Orte,
Ob ein Herz, ein Strauch verdorrt!

Lispelt leiser als die Blätter,
Daß kein Schmerz euch überhör,
Seid der letzten Hoffnung Retter,
Fädelt euch durchs feinste Öhr.

Findet ihr ein keusches Wesen,
Das euch wirklich ganz vernimmt,
O, so kann ich fern genesen:
Plötzlich werd ich gut gestimmt.

Namenlos sind meine Lieder,
Soll ich ihnen widerstehn?
Mein Geschick klingt drinnen wieder,
Was da kommt, ist schon geschehn!

*

Florenz

Nun bist du mein! Denn wunderbar ist Liebe,
Ein Tag von Stimmen, über uns gekommen!
Wir haben uns im trüben Lautgetriebe
Nur allzu tief und klar, ja ganz vernommen.

Sanft überwellten Wünsche deine Brüste,
Und ich bedrückte dich durch Liebesschwüre,
Doch heute ruhen diese Herzgelüste,
Und deinen Nacken zieren Perlenschnüre.

Erinnerungen schimmern durch die Freuden:
Vertraut und traurig seh ich Bilder wieder,
Ich harre in unendlichen Gebäuden,
Und Träume wachen auf als lauter Lieder.

Ich will das Unvergleichliche verstehen
Und sehe mich im Mondlicht über Seen:
Ein Fieberwind kann mich so mild umwehen,
Daß alle Sterne zitternd untergehen.

Aus Perlen können zarte Träume tauen:
In ihrem Wesen schläft ein Abgrundgrauen,
Das sie geängstigt immerdar erschauen,
Und Schicksal scheint aus ihnen aufzublauen.

Auf einmal wandle ich in toten Hallen.
Sie scheinen gotisch und zum Mond entstanden:
In Gängen seh ich Wesen heimisch wallen,
Und schon gefall ich mir in diesen Landen!

Unweigerliche, ehrliche Zypressen
Umwuchten dort das einfachste Gebäude:
Da drinnen kannst du eine Welt vergessen,
Ich schöpf aus Seelenbrunnen Himmelsfreude.

Ein Marmorhaus mit seltnem Kirchengiebel
Erschimmert jetzt in sanfter Perlenbleiche,
Und hehre Bildergruppen aus der Bibel
Erwundern sich im goldnen Himmelreiche.

Orkane, die zumeist als Traum verblaßten,
Vielleicht das Mittelalter meiner Ahnen,
Gewalten, die sich niemals klar erfaßten,
Beginnen mich bestimmt an sich zu mahnen.

Ein Dom, gewiß dem Monde zugewendet,
Versteinert seine tiefergrünten Muster.
Dort, wo die Hostie ruht, bin ich geblendet.
Was glimmt? Ich werde urbewußter!

Ich trete vor und höre hohle Stimmen:
Das ist das Krypta-Echo meiner Toten!
Jetzt fängt das Blut der Steine an zu glimmen,
O Gott, der Mensch erkennt dich in Geboten:

Hier singt der Fels sein Lied in Strahlengarben.
O Herr, gestatte, daß ich einsam werde!
Ich mag um sanfte Marmorstille darben.
Beruht auf ihrer Nordkrone die Erde?

O kalte Flamme, leichter als das Leben
Und stiller als die nackten Felsenriesen,
Ich will dich wie der Stein in mir erstreben:
O Herr, du seist im jüngsten Glück gepriesen!

Der Tempel ist noch immer nicht verschwunden.
Wie kann ich diesen Traum so lange bannen?
Ich bin ihm jetzt durch Wirklichkeit verbunden,
Und bloß ein Wille bringt mich sanft von dannen.

Da schwelgt die Stadt in bleicher Perlenzierde!
Mit Marmortürmen blickt sie zu den Hügeln.
Doch keine Rhythmen zeigen hier Begierde,
Und Linien seh ich nirgends Sehnsucht zügeln.

Der Fluß mit seinen Waldvertraulichkeiten
Verteilt gerecht des Tales Ernst und Milde.
Voll Schillerlust durchglänzt er Mondlichtweiten:
Vor Mauern wartet er im Silberschilde.

In heimlicher Entfernung ragen Festen:
Der stille Perlenstrom gelangt zu jeder.
Auch ruht ein Nebel fern auf Burgenresten
Und scheint mir eine Gibellinenfeder.

★

Die Apokalypse

Mein Grab ist keine Pyramide,
Mein Grab ist ein Vulkan!
Das Nordlicht strahlt aus vollem Liede,
Schon ist die Nacht mir untertan!
Verdrießlich wird mir dieser Friede,
Der Freiheit opfre ich den Wahn!
Die Künstlichkeit, durch die wir uns erhalten,
Den Ararat, wird meine Glut zerspalten!

Der Adam sei zu Grab getragen,
Und übrig bleibt sein Weltinstinkt.
Der baut sich auf aus tausend Marmorsagen:
Ich selbst, ein Schatten, der zur Arbeit hinkt,
Vermag bloß um den Ahnen tief zu klagen,
Da er durch mich, im Schacht, um Fassung ringt.
Das Grab, das er sich aufbaut, ist sein Glaube,
Daß ihm Vergänglichkeit das Urbild nimmer raube!

Ich fühle, stolzer Erdenvater,
Dein Leid, das die Gesetze sprengt:
Ein Drama denkst du im Theater,
Das tausendstufig dich umdrängt.
Du atmest Freiheit aus dem Krater,
Der furchtbar sich zusammenengt:
Auf deine Grabesruhe trachte zu verzichten,
Dann wird dein Herzensstern die Welt belichten!

Ich selber bin ein Freiheitsfunke,
Das Gleichgewicht ertrag ich nicht!
Hinweg mit dem Erfahrungsprunke,
Ich leiste auf ein Grab Verzicht!

Die Gnade schäumt im Urgluttrunke
Als Übermaß ins Weltgericht;
Doch das will ich mit meinem Schatten halten,
Ich träume euch, befreite Erdgewalten!

Mein Grab ist keine Pyramide,
Mein Grab ist ein Vulkan.
Mein Hirn ist eine Funkenschmiede,
Das Werk der Umkehr sei getan!
Kein Friede klingt aus frohem Liede,
Mein Wollen wird zum Weltorkan.
Das Atmen schaffe klare Taggestalten,
Die, kaum erschaut, den Ararat zerspalten!

* * *

HONORÉ DE BALZAC

EL VERDUGO

Diese Novelle „aus der napoleonischen Sphäre" ist dem neunten Bande unserer Ausgabe von Balzacs „Menschlicher Komödie" entnommen.

VOM Turm der kleinen Stadt Menda hatte es eben Mitternacht geschlagen. In diesem Augenblick lehnte ein junger französischer Offizier an der Brüstung einer langen Terrasse, die sich an den Gärten des Schlosses von Menda hinzog; er schien in tieferes Sinnen versunken zu sein, als es sonst mit der Sorglosigkeit des militärischen Lebens vereinbar ist; aber man muß auch sagen, daß nie eine Stunde, eine Landschaft und eine Nacht mehr für die Nachdenklichkeit geschaffen war. Der schöne Himmel Spaniens breitete über seinem Kopfe ein Azurzelt. Das Funkeln der Sterne und das milde Licht des Mondes erhellten ein entzückendes Tal, das sich verlockend zu seinen Füßen breitete. Der Bataillonschef, der sich gegen einen blühenden Orangenbaum stützte, sah hundert Fuß unter sich die Stadt

Menda; sie schien sich vor den Nordwinden hinter den Felsen geflüchtet zu haben, auf dem das Schloß erbaut war. Wenn er den Kopf wandte, sah er das Meer, dessen funkelndes Wasser die Landschaft mit einer breiten Silberleiste einrahmte. Das Schloß war erleuchtet. Der freudige Tumult eines Balls, die Klänge des Orchesters, das Lachen einiger Offiziere und ihrer Tänzerinnen, all das drang zu ihm, vermischt mit dem fernen Murmeln der Fluten. Die Frische der Nacht verlieh seinem von der Hitze des Tages erschlafften Körper eine gewisse Kraft. Endlich waren die Gärten mit so duftenden Bäumen und so lieblichen Blumen bepflanzt, daß der junge Mann gleichsam in ein Bad von Düften getaucht dastand.

Das Schloß von Menda gehörte einem spanischen Granden, der es augenblicklich mit den Seinen bewohnte. Während des ganzen Abends hatte die ältere der Töchter den Offizier mit einem Interesse so voller Trauer angesehen, daß die Empfindung des Mitgefühls, der die Spanierin Ausdruck gab, gar wohl das Sinnen des Franzosen erklären konnte. Klara war schön; und obwohl sie drei Brüder und eine Schwester hatte, schien der Besitz der Marquis von Legañes doch beträchtlich genug zu sein, um in Viktor Marchand den Glauben zu erwecken, daß das junge Mädchen eine reiche Mitgift erhalten würde. Aber wie sollte man annehmen, daß der Greis, der mehr in seine Grandenwürde vernarrt war als irgendein Spanier, seine Tochter dem Sohn eines Pariser Krämers geben könnte! Übrigens waren die Franzosen verhaßt. Der Marquis stand bei dem General G..t..r, der die Provinz verwaltete, im Verdacht, daß er zugunsten Ferdinands VII. einen Aufstand vorbereitete; deshalb war das von Viktor Marchand befehligte Bataillon in der kleinen Stadt Menda einquartiert worden, um die benachbarten Landschaften, die dem Marquis gehorchten, in Schach zu halten. Eine vor kurzem eingetroffene Depesche des Marschalls Ney ließ befürchten, daß die Engländer demnächst an der Küste landen würden; und

sie bezeichnete den Marquis als den Mann, der die Beziehungen zum Londoner Kabinett aufrechterhielt. Der junge Offizier war also trotz des vortrefflichen Empfangs, den dieser Spanier ihm und seinen Soldaten bereitet hatte, beständig auf der Hut. Als er auf diese Terrasse trat, von der aus er eben den Zustand der Stadt und der seiner Überwachung anvertrauten Landschaften geprüft hatte, fragte er sich, wie er die Freundschaft zu deuten hätte, die ihm der Marquis unablässig bezeigte, und wie die Ruhe des Landes in Einklang zu bringen wäre mit den Besorgnissen seines Generals; aber seit einem Augenblick waren diese Gedanken durch ein Gefühl der Vorsicht und durch eine sehr berechtigte Neugier aus dem Geist des jungen Kommandanten verdrängt worden. Er hatte in der Stadt eine ziemlich große Menge von Lichtern bemerkt. Obgleich man das Fest des heiligen Jakob feierte, hatte er noch am Morgen befohlen, daß alle Feuer zu der durch seine Verordnung bestimmten Stunde gelöscht würden. Nur das Schloß war von dieser Maßregel ausgenommen. Wohl sah er hier und da auf den gewohnten Posten die Bajonette seiner Soldaten blitzen; aber es herrschte feierliche Stille, und nichts ließ darauf schließen, daß die Spanier sich dem Rausch eines Festes hingegeben hätten. Nachdem er versucht hatte, sich die Übertretung, deren die Einwohner sich schuldig machten, zu erklären, erschien ihm dies Vergehen um so geheimnisvoller und unverständlicher, als er Offiziere in der Stadt gelassen hatte, die mit der nächtlichen Polizei und den Patrouillengängen beauftragt waren. Mit dem Ungestüm der Jugend eilte er zu einer Bresche, um schnell durch die Felsen hinabzuklettern und auf diese Weise rascher als auf dem gewöhnlichen Wege zu einem kleinen Posten zu gelangen, der auf der Seite des Schlosses, am Eingang der Stadt stand. Ein leichtes Geräusch hielt ihn im Lauf zurück; er glaubte den Sand der Alleen unter dem leichten Schritt einer Frau knirschen zu hören. Er wandte den Kopf und sah nichts weiter; aber seine

Augen wurden angezogen von dem außerordentlichen Glanz des Ozeans. Plötzlich sah er dort ein so unheimliches Schauspiel, daß er vor Überraschung reglos stehen blieb, denn er traute seinen Sinnen nicht. Die bleichenden Strahlen des Mondes erlaubten ihm, in ziemlich weiter Ferne Segel zu erkennen. Er erzitterte und versuchte sich zu überreden, daß diese Vision auf einer optischen Täuschung beruhe, hervorgerufen durch die Launen der Wellen und des Mondlichts. In diesem Augenblick sprach eine heisere Stimme den Namen des Offiziers aus, der den Blick auf die Bresche richtete und dort langsam den Kopf des Soldaten aufsteigen sah, von dem er sich hatte ins Schloß begleiten lassen.

„Sind Sie es, Herr Kommandant?“ „Ja. Nun?“ sagte der junge Mann mit leiser Stimme; denn eine Art Ahnung trieb ihn zu vorsichtigem Handeln. „Die Halunken regen sich wie die Würmer, und ich beeile mich, wenn Sie erlauben, Ihnen meine kleinen Beobachtungen mitzuteilen.“ „Rede!“ erwiderte Viktor Marchand. „Ich bin eben einem Manne aus dem Schloß gefolgt, der mit einer Laterne in der Hand hierher schlich. Eine Laterne ist verwünscht verdächtig! Ich glaube nicht, daß dieser Christ das Bedürfnis hat, um diese Stunde Kerzen zu entzünden... ‚Die wollen uns fressen!‘ hab ich mir gesagt, und ich begann, ihm auf die Fersen zu spähen. Da hab ich denn auch drei Schritte von hier, Herr Kommandant, auf einer Felsplatte einen Reisighaufen entdeckt...“

Ein furchtbarer Schrei, der plötzlich in der Stadt widerhallte, unterbrach den Soldaten. Eine plötzliche Helle beleuchtete den Kommandanten. Der arme Grenadier erhielt eine Kugel in den Kopf und fiel. Ein Feuer aus Stroh und trocknem Holz glänzte zehn Schritte vor dem jungen Mann, gleich einer Feuersbrunst. Im Ballsaal verstummten Musik und Lachen. Eine Totenstille, die nur von einem Stöhnen unterbrochen wurde, war plötzlich an Stelle des Festlärms und der Musik getreten. Auf der weißen

Fläche des Ozeans hallte ein Kanonenschuß. Kalter Schweiß trat dem jungen Offizier auf die Stirn. Er war ohne Schwert. Er begriff, daß seine Soldaten umgekommen waren und daß die Engländer landen würden. Er sah sich entehrt, wenn er am Leben blieb; er sah sich schon vor einem Kriegsgericht; dann maß er mit einem Blick die Tiefe des Tals und wollte sich eben hinunterstürzen, als Klaras Hand die seine ergriff.

„Fliehen Sie!" sagte sie; „meine Brüder folgen mir, um Sie zu töten. Unten am Felsen werden Sie Juanitos Pferd finden. Gehen Sie!" Sie drängte ihn vorwärts. Der junge Mann sah sie einen Augenblick bestürzt an, gleich darauf aber gehorchte er dem Selbsterhaltungstrieb, der den Menschen, selbst den stärksten, nie verläßt, und er stürzte in der angegebenen Richtung in den Park davon; er lief über die Felsen dahin, die bisher nur die Ziegen aufgesucht hatten. Er hörte, wie Klara ihren Brüdern zurief, ihm zu folgen; er hörte die Schritte seiner Mörder; er hörte die Kugeln mehrerer Salven an seinen Ohren vorüberpfeifen, aber er erreichte das Tal, fand das Pferd, saß auf und verschwand mit der Geschwindigkeit des Blitzes.

In wenigen Stunden erreichte der junge Offizier das Quartier des Generals G . . t . . r, den er mit seinem Stab an der Tafel traf. „Ich bringe Ihnen meinen Kopf!" rief der Bataillonschef, als er blaß und aufgelöst eintrat. Er setzte sich und erzählte das grauenhafte Abenteuer. Furchtbares Schweigen folgte seinem Bericht. „Ich finde, Sie haben mehr Unglück als Schuld", erwiderte endlich der furchtbare General. „Sie sind nicht verantwortlich für den Frevel der Spanier; und wenn nicht der Marschall eine andere Entscheidung fällt, so spreche ich Sie frei."

Diese Worte gaben dem unglücklichen Offizier nur wenig Trost. „Wenn der Kaiser das erfährt!" rief er aus. „So wird er Sie füsilieren lassen wollen", sagte der General. „Nun, reden wir darüber nur noch," fügte er in strengem Ton hinzu, „um

eine Rache zu nehmen, die diesem Lande, wo man wie bei den Wilden Krieg führt, heilsamen Schrecken einjagen soll."

Eine Stunde darauf war ein ganzes Regiment, eine Kavallerieabteilung und eine Artilleriebedeckung unterwegs. Der General und Viktor marschierten an der Spitze dieser Kolonne. Die Soldaten, denen man von dem Meuchelmord an ihren Kameraden Mitteilung gemacht hatte, waren von beispielloser Wut erfüllt. Die Strecke zwischen der Stadt Menda und dem Hauptquartier wurde mit wunderbarer Schnelligkeit durchquert. Unterwegs fand der General die ganzen Dörfer unter den Waffen; all diese elenden Flecken wurden umringt und ihre Bewohner dezimiert.

Durch eins jener unerklärlichen Verhängnisse waren die englischen Schiffe draußen liegen geblieben, ohne weiter vorzurücken; erst später erfuhr man, daß diese Fahrzeuge nur Artillerie trugen und schneller gesegelt waren als der Rest der Transporte. Daher wurde die Stadt Menda, die von den erwarteten Verteidigern, wie das Auftauchen der englischen Segel sie zu versprechen schien, im Stich gelassen worden war, fast ohne einen Schwertstreich von den französischen Truppen eingeschlossen. Die angsterfüllten Einwohner erboten sich, auf Gnade und Ungnade zu kapitulieren. Aber aufopfernde Regungen sind nicht selten auf der Halbinsel; und da die Mörder der Franzosen voraussahen, daß Menda bei der bekannten Grausamkeit des Generals wahrscheinlich eingeäschert und die ganze Bevölkerung hingemordet werden würde, so schlugen sie vor, sich selbst dem General zu stellen. Er nahm das Angebot an, indem er die Bedingung stellte, daß ihm die Bewohner des Schlosses vom letzten Diener bis zum Marquis ausgeliefert würden. Wenn man diese Kapitulation annähme, so versprach der General, die übrige Einwohnerschaft zu begnadigen und seine Soldaten an der Plünderung und Einäscherung der Stadt zu hindern. Dem Ort wurde eine ungeheure Kriegssteuer auferlegt, und die reichen

Einwohner stellten sich als Geiseln, um die Zahlung zu verbürgen, die innerhalb von vierundzwanzig Stunden geleistet werden sollte.

Der General ergriff alle Maßregeln, die zur Sicherung seiner Truppen nötig waren, sorgte für die Verteidigung des Landes und lehnte es ab, seine Soldaten in den Häusern einzuquartieren. Nachdem er sie hatte ein Lager beziehen lassen, stieg er zum Schloß empor und nahm es mit Waffengewalt ein. Die Mitglieder der Familie von Legañes und die Bedienten wurden sorgfältigst bewacht; man brachte sie geknebelt in dem Saal unter, in dem der Ball stattgefunden hatte. Von den Fenstern dieses Raums aus konnte man die Terrasse, die die Stadt beherrschte, leicht überblicken. Der Stab richtete sich in einer nächstgelegenen Galerie ein, wo der General zunächst einen Kriegsrat über die Maßregeln abhielt, die zu treffen waren, um eine Landung zu hindern. Nachdem man einen Adjutanten an den Marschall Ney abgeschickt und Befehl erteilt hatte, die Batterien an der Küste aufzustellen, beschäftigten der General und sein Stab sich mit den Gefangenen. Zweihundert Spanier, die die Einwohner ausgeliefert hatten, wurden sofort auf der Terrasse füsiliert. Nach dieser militärischen Exekution befahl der General, so viel Galgen auf der Terrasse zu errichten, wie im Saal des Schlosses Leute vorhanden waren, und den Henker der Stadt kommen zu lassen. Viktor Marchand benutzte die Zeit, die bis zum Diner verstreichen mußte, um die Gefangenen aufzusuchen. Er kehrte bald zum General zurück.

„Ich eile herbei," sagte er mit bewegter Stimme, „um ein paar Gnadenbeweise zu erbitten." „Sie!" sagte der General mit bitterer Ironie im Ton. „Ach!" erwiderte Viktor, „ich bitte Sie um recht traurige Gnadenbeweise. Als der Marquis die Galgen errichten sah, ist ihm die Hoffnung gekommen, Sie würden für seine Familie von dieser Art der Hinrichtung absehen; er fleht Sie an, die Adligen köpfen zu lassen." „Gut", sagte der General.

„Sie bitten ferner, daß man ihnen den Beistand der Religion gewährt und ihnen die Fesseln abnimmt; sie versprechen, keinen Fluchtversuch zu machen." „Ich willige ein," sagte der General; „aber Sie werden mir für sie bürgen." „Der Greis bietet Ihnen ferner sein ganzes Vermögen, wenn Sie seinen jungen Sohn begnadigen wollen." „Wahrhaftig!" erwiderte der Befehlshaber. „Sein Besitz gehört ohnehin schon dem König Joseph." Er hielt inne. Seine Stirn zog sich unter einem geringschätzigen Gedanken zusammen; dann fügte er hinzu: „Ich will ihren Wunsch noch übertreffen. Ich errate die Bedeutung seiner letzten Bitte. Nun, er möge sich die Dauer seines Namens erkaufen; aber ewig soll Spanien seines Verrats und seiner Hinrichtung gedenken. Ich lasse demjenigen seiner Söhne Leben und Vermögen, der das Amt des Henkers übernimmt. Jetzt gehen Sie und reden Sie mir nicht mehr davon."

Das Diner war serviert. Die Offiziere stillten an der Tafel einen Hunger, den die Anstrengung noch vermehrt hatte. Ein einziger von ihnen fehlte bei dem Festmahl: Viktor Marchand. Nach langem Zögern trat er in den Saal, in dem die stolze Familie de Legañes stöhnte, und er warf einen traurigen Blick auf das Schauspiel, das dieser Saal jetzt darbot, wo er vor zwei Tagen die Köpfe der beiden jungen Mädchen und der drei jungen Leute im Walzer hatte kreisen sehen; er zitterte bei dem Gedanken, daß sie binnen kurzem herabrollen sollten, abgeschlagen vom Schwert des Henkers. An die vergoldeten Sessel gefesselt, saßen Vater und Mutter, die drei Söhne und die beiden Töchter in vollständiger Reglosigkeit da. Acht Diener standen, die Hände auf dem Rücken gefesselt. Diese fünfzehn Personen sahen sich ernst an; ihre Augen verrieten kaum, welche Empfindungen sie bewegten. Eine tiefe Ergebenheit und das Bedauern über das Mißlingen ihres Unternehmens waren auf einigen Stirnen zu lesen. Reglose Soldaten sahen sie an und achteten den Schmerz dieser grausamen Feinde. Eine Bewegung

der Neugier belebte die Gesichter, als Viktor erschien. Er gab den Befehl, die Verurteilten von ihren Fesseln zu befreien, und löste selbst die Stricke, die Klara an ihren Sessel banden. Sie lächelte traurig. Der Offizier konnte es sich nicht versagen, die Arme des jungen Mädchens zu streifen, während er ihr schwarzes Haar und ihren geschmeidigen Wuchs bewunderte. Sie war eine echte Spanierin: sie hatte den spanischen Teint, die spanischen Augen, lange, gewölbte Wimpern und eine Pupille, schwärzer als der Flügel eines Raben.

„Ist es Ihnen gelungen?“ fragte sie, indem sie ihn mit jenem Todeslächeln ansah, das doch noch etwas vom jungen Mädchen hat. Viktor konnte sich nicht enthalten, aufzustöhnen. Er sah nacheinander die drei Brüder und Klara an. Der eine, der älteste, war dreißig Jahre alt. Er war klein, ziemlich schlecht gewachsen und ermangelte bei einer stolzen, verächtlichen Haltung doch nicht eines gewissen Adels im Wesen; es schien, als sei er jener Feinheit des Empfindens nicht ganz fremd, die einst die spanische Galanterie so berühmt gemacht hatte. Er hieß Juanito. Der zweite, Philipp, war etwa zwanzig Jahre alt; er glich Klara. Der jüngste war acht Jahre alt. Ein Maler hätte in Manuels Zügen etwas von jener römischen Standhaftigkeit entdeckt, die David den Kindern in seinen republikanischen Blättern verliehen hat. Der alte Marquis zeigte ein von weißen Haaren bedecktes Haupt, das aus einem Gemälde Murillos herausgetreten zu sein schien. Bei diesem Anblick warf der junge Offizier den Kopf zurück, denn er verzweifelte daran, daß einer dieser Menschen das Angebot des Generals annehmen würde; trotzdem gewann er es über sich, es Klara anzuvertrauen. Die Spanierin erbebte zunächst; aber plötzlich wurde ihr Gesicht wieder ruhig, und sie kniete vor ihrem Vater nieder.

„Oh!“ sagte sie zu ihm, „lassen Sie Juanito schwören, daß er den Befehlen, die Sie ihm geben werden, treulich gehorchen will; dann können wir zufrieden sein.“

Die Marquise zitterte vor Hoffnung; aber als sie sich zu ihrem Gatten hinüberneigte und Klaras furchtbare Mitteilung hörte, sank diese Mutter in Ohnmacht. Juanito erriet alles; er sprang auf wie ein Löwe im Käfig. Viktor übernahm es, die Soldaten fortzuschicken, nachdem er von dem Marquis das Versprechen vollkommener Unterwerfung erhalten hatte. Die Bedienten wurden hinausgeführt und dem Henker übergeben, der sie aufhing. Als die Familie nur noch Viktor zum Wächter hatte, stand der alte Vater auf. „Juanito!" sagte er.

Juanito antwortete nur durch eine Kopfbewegung, die einem Nein gleichkam. Er fiel in seinen Sessel zurück und sah seine Eltern mit trocknem und furchtbarem Auge an. Klara setzte sich ihm auf die Knie und sagte mit heiterm Gesicht, indem sie ihm den Arm um den Hals legte und ihn auf die Wimpern küßte: „Mein teurer Juanito, wenn du wüßtest, wie süß mir durch deine Hand der Tod sein wird! Ich brauche mich dann nicht der verhaßten Berührung durch die Hände eines Henkers zu fügen. Du wirst mich heilen von den Leiden, die auf mich warteten, und ... mein guter Juanito, du wolltest nicht sehen, wie ich irgend jemandem angehörte, nun ..." Ihre samtartigen Augen warfen einen feurigen Blick auf Viktor, als wollte sie in Juanitos Herzen seinen Abscheu gegen die Franzosen wecken. „Fasse Mut!" sagte sein Bruder Philipp, „sonst ist unser fast königliches Geschlecht erloschen."

Plötzlich stand Klara auf; die Gruppe, die sich um Juanito gebildet hatte, trat auseinander, und dieses mit gutem Recht rebellische Kind sah seinen alten Vater vor sich stehen, der in feierlichem Tone rief: „Juanito, ich befehle es dir!"

Da der junge Graf reglos sitzen blieb, so warf sein Vater sich ihm zu Füßen. Unwillkürlich folgten Klara, Manuel und Philipp seinem Beispiel. Alle streckten die Hände nach dem aus, der die Familie vor dem Vergessen bewahren sollte; es war, als wiederholten sie diese Worte des Vaters: „Mein Sohn, sollte

es dir an der spanischen Kraft und am echten Gefühl gebrechen? Willst du mich noch lange auf den Knien liegen lassen, und darfst du an dein Leben und deine Leiden denken? — Ist er mein Sohn, gnädige Frau?“ fragte der Greis, indem er sich an die Marquise wandte.

„Er willigt ein!“ rief die Mutter verzweifelt, als sie Juanito mit den Augenbrauen eine Bewegung machen sah, deren Sinn nur ihr bekannt war.

Mariquita, die zweite Tochter, lag auf den Knien und hielt mit den schwachen Armen ihre Mutter umschlungen; und da sie heiße Tränen weinte, so trat ihr kleiner Bruder Manuel herbei, um sie zu schelten. In diesem Augenblick kam der Almosenpfleger des Schlosses; er wurde sofort von der ganzen Familie umringt und zu Juanito geführt. Viktor, der die Szene nicht mehr mit ansehen konnte, gab Klara einen Wink und beeilte sich, bei dem General einen letzten Versuch zu unternehmen. Er fand ihn in bester Laune mitten beim Diner, und er trank mit seinen Offizieren, die lustige Reden zu halten begannen.

Eine Stunde darauf kamen hundert der vornehmsten Einwohner Mendas auf die Terrasse, um nach den Befehlen des Generals Zeugen der Hinrichtung der Familie Legañes zu sein. Man stellte eine Abteilung Soldaten auf, um die Spanier, die man unter die Galgen treten ließ, an denen die Bedienten des Marquis hingen, in Schach zu halten.

Die Köpfe dieser Bürger berührten fast die Füße der Märtyrer. Zwanzig Schritte vor ihnen erhob sich ein Block und glänzte ein Krummsäbel. Der Henker war anwesend, falls etwa Juanito sich weigern sollte. Bald hörten die Spanier mitten in der tiefsten Stille die Schritte mehrerer Personen, den gemessenen Gang eines Soldatenfähnleins und das leichte Klirren ihrer Gewehre. Diese verschiedenen Geräusche mischten sich unter die fröhlichen Klänge vom Festmahl der Offiziere, wie noch kürzlich die Tänze eines Balls die Rüstungen zum blutigen Ver-

rat gedeckt hatten. Aller Blicke wandten sich aufs Schloß, und man sah die adlige Familie, die mit unglaublicher Ruhe daherkam. Alle Stirnen waren ruhig und heiter. Nur einer stützte sich bleich und erschöpft auf den Priester, der diesem Manne, dem einzigen, der am Leben bleiben sollte, alle Tröstungen der Religion spendete. Der Henker begriff wie jedermann, daß Juanito auf einen Tag sein Amt übernommen hatte. Der alte Marquis und seine Frau, Klara, Mariquita und ihre beiden Brüder knieten ein paar Schritte vor der Todesstätte nieder. Juanito wurde von dem Priester geführt. Als er bei dem Block ankam, faßte der Henker ihn beim Ärmel, nahm ihn beiseite und gab ihm vermutlich ein paar Anweisungen. Der Beichtvater stellte die Opfer so auf, daß sie die Hinrichtung nicht sehen konnten. Aber sie waren echte Spanier, die ohne Schwäche aufrecht stehen blieben.

Klara trat als erste zu ihrem Bruder. „Juanito," sagte sie, „habe Mitleid mit meinem geringen Mut! Beginne mit mir."

In diesem Augenblick erschollen die eiligen Schritte eines Mannes; Viktor erschien auf dem Schauplatz. Klara kniete schon; ihr entblößter Hals rief nach dem Schwert. Der Offizier erblich, aber er fand die Kraft herbeizueilen. „Der General schenkt dir dein Leben, wenn du mich zum Manne nehmen willst", sagte er mit leiser Stimme. Die Spanierin warf einen Blick der Verachtung und des Stolzes auf den Offizier. „Komm, Juanito!" sagte sie mit einem tiefen Klang im Ton.

Ihr Haupt rollte Viktor vor die Füße. Der Marquise von Legañes entschlüpfte eine krampfhafte Bewegung, als sie das Geräusch vernahm; es war das einzige Zeichen ihres Schmerzes.

„Stehe ich so gut, mein lieber Juanito?" fragte der kleine Manuel seinen Bruder. „Ach, du weinst, Mariquita!" sagte Juanito zu seiner Schwester. „O ja!" erwiderte das junge Mädchen. „Ich denke an dich, mein armer Juanito: du wirst ohne uns recht unglücklich sein!"

Gleich darauf erschien die hohe Gestalt des Marquis. Er blickte auf das Blut seiner Kinder, wandte sich zu den stummen und reglosen Zuschauern, streckte die Arme nach Juanito aus und sagte mit kräftiger Stimme: „Spanier, ich gebe meinem Sohn meinen väterlichen Segen! Jetzt, Marquis, schlag furchtlos zu, du bist ohne Tadel!"

Als aber Juanito seine Mutter vortreten sah, die der Beichtvater stützte, rief er aus: „Sie hat mich gesäugt!" Seine Stimme entriß den Versammelten einen Schrei des Grauens. Der Lärm des Festes und das lustige Lachen der Offiziere verstummten bei diesen furchtbaren Rufen. Die Marquise begriff, daß Juanitos Mut erschöpft war; mit einem einzigen Satz stürzte sie sich über die Balustrade und zerschellte sich den Kopf an den Felsen. Ein Schrei der Bewunderung erhob sich, Juanito war ohnmächtig zusammengebrochen.

„Herr General," sagte ein halb betrunkener Offizier, „Marchand hat mir eben einiges von dieser Hinrichtung erzählt; ich wette, Sie haben sie nicht befohlen . . ." „Vergessen Sie, meine Herren," rief der General G . . t . . r, „daß in einem Monat fünfhundert französische Familien in Tränen schwimmen werden, und daß wir in Spanien sind? Wollen Sie, daß wir die Knochen hier lassen?"

Nach dieser Anrede fand sich keiner mehr, nicht einmal ein Unterleutnant, der sein Glas zu leeren gewagt hätte.

Trotz der Achtung, von der er umgeben ist, trotz des Titels El Verdugo (der Henker), den der König von Spanien dem Marquis von Legañes als Adelstitel verliehen hat, wird er vom Kummer verzehrt; er lebt einsam und zeigt sich selten. Von der Last seines bewunderungswürdigen Frevels niedergebeugt, scheint er voll Ungeduld darauf zu warten, daß ihm die Geburt eines zweiten Sohnes das Recht gibt, sich den Schatten anzuschließen, die ihn unablässig begleiten.

* * *





Der letzte Tanz







Schwesterlein, Schwesterlein,
Wann gehn wir nach Haus?
„Morgen, wenn der Tag anbricht,
Eh endet die Freude nicht,
Brüderlein, Brüderlein,
Der fröhliche Braus.“

Schwesterlein, Schwesterlein,
Wohl ist es nun Zeit!
„Mein Liebster tanzt mit mir.
Geh ich, tanzt er mit ihr.
Brüderlein, Brüderlein,
Laß du mich heut!“

Schwesterlein, Schwesterlein,
Was bist du so blaß?
„Das macht der Morgenschein
Auf meinen Wängelein,
Brüderlein, Brüderlein,
Die vom Taue naß.“

Schwesterlein, Schwesterlein,
Du wankest so matt?
„Suche die Kammertür,
Suche mein Bettlein mir!
Brüderlein, es wird fein
Unterm Rasen sein.“

Anton Wilhelm von Zuccalmaglio, 1838

Aus dem sechsten Heft der „Alten und neuen Lieder“. Zeichnung von Hans Meid.

CHINESISCHE ANEKDOTEN

Das Porträt

MISSMUTIG saß Herr Li, ein junger Porträtmaler, mit seiner Frau vor der leeren Staffelei. Kein Kunde wollte kommen und einen Auftrag erteilen. Und Herr Li klagte sein Leid Herrn Ki, seinem Nachbarn. Der riet ihm, zunächst einmal sich selbst an der Seite seiner hübschen Gattin zu porträtieren und das Bild draußen an der Tür als Reklame aufzuhängen. Dann würden schon die Kunden kommen. Herr Li befolgte diesen Rat.

Da kam eines Tages sein Schwiegervater vorüber. Er begrüßte den Schwiegersohn und fragte: „Wer ist denn das Frauenzimmer, dessen Bild draußen vor der Tür hängt?" — „Eure Tochter, edler Schwiegervater." — „So? Ja, wie kommt denn deine Frau dazu, sich so Seite an Seite neben einem fremden jungen Mann malen zu lassen? Das läßt du dir gefallen?"

★

Gute Nachbarn

Ein stiller Bücherfreund wohnte mitten zwischen einer Kupferschmiede und einer Eisenschmiede. Den ganzen Tag über dröhnte aus den nahen Werkstätten der Lärm der Schmiedehämmer an seine Ohren und raubte ihm seine Ruhe. Wiederholt gab er seinen Nachbarn zu verstehen, daß er ihnen ein üppiges Freudenmahl bereiten würde, wenn sie auszögen.

Eines Tages kamen sie zu ihm und teilten ihm mit, sie gedächten demnächst auszuziehen, und erlaubten sich, ihn an sein Versprechen zu erinnern. Hocherfreut richtete der andere einen festlichen Schmaus her und lud seine beiden Nachbarn zu Gast. Nachdem sich die zwei an Speise und Trank gütlich getan hatten, fragte er sie höflich: „Und wohin gedachtet ihr zu

ziehen?" Da antworteten sie vergnügt: „Er zieht in meine Wohnung und ich in seine!"

*

Der rücksichtsvolle Schuldner

Herr Li war von Gläubigern arg bedrängt. Eines Tages saß sein ganzes Haus voll von Gläubigern, die alle auf die Bezahlung ihrer Forderung warteten. Kein Stuhl, keine Bank war unbesetzt. Zuletzt kam noch ein Gläubiger, und der mußte stehen. Da raunte ihm der Schuldner leise ins Ohr, er möchte doch am nächsten Tage wiederkommen, aber recht früh. Der Gläubiger glaubte sich vor den andern bevorzugt und zog hocherfreut ab.

Am nächsten Tage bei Morgengrauen stellte er sich wieder ein und wollte sein Geld haben. Aber der Schuldner entgegnete sanft: „Geld habe ich nicht, aber es tat mir so weh, wie ich dich gestern stehen sah. Deshalb bat ich dich für heute zeitig her, damit du einen Stuhl bekommst. Sonst mußt du heute wieder stehen."

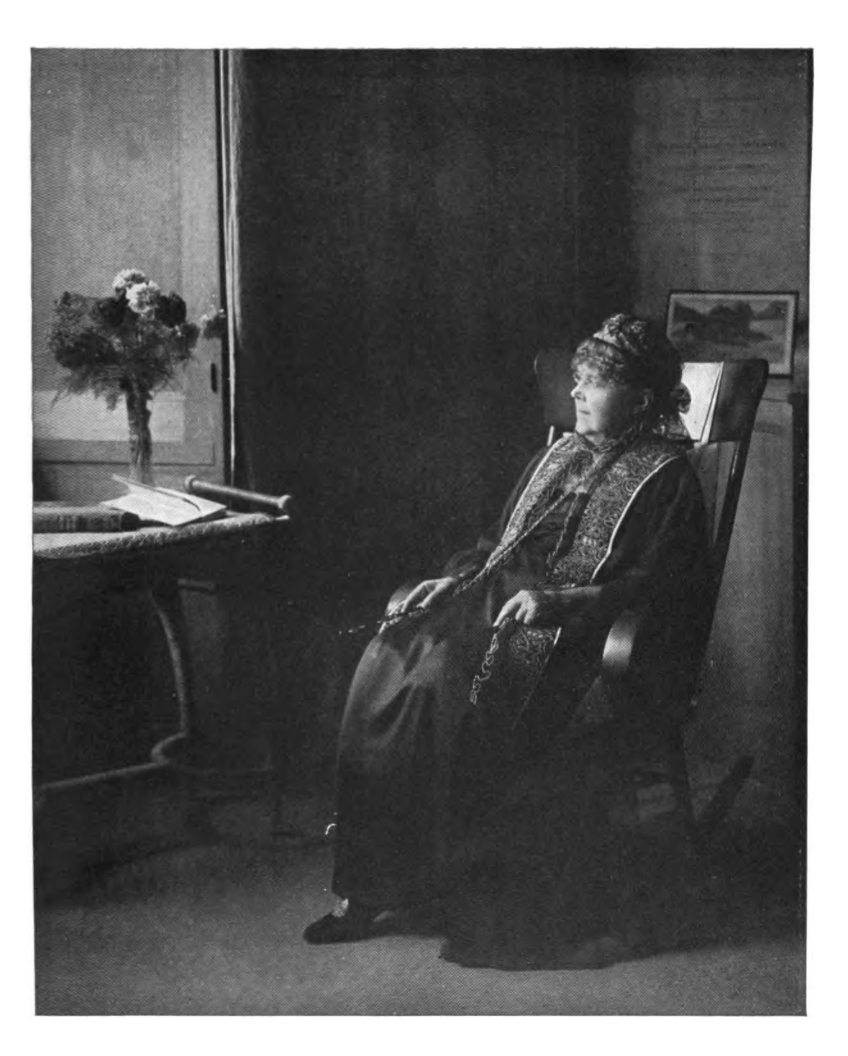
*

Der gerechte Richter

Ein bestechlicher Richter pflegte immer ein paar Tage vor einem Prozeßtermin mit jeder der beiden beteiligten Parteien „Rücksprache" zu nehmen. Wieder sollte ein Prozeß stattfinden, und der Richter hatte zuvor mit dem Kläger „Rücksprache" genommen. Sie bestand darin, daß ihm dieser fünfzig Silbertaels überreichte. Als der Beklagte dies hörte, schickte er dem Richter hundert Silbertaels.

Beim Termin schritt der Richter sogleich zur Urteilsverkündigung, und zwar erklärte er den Kläger für schuldig. Erschrocken hielt dieser dem Richter seine Hand mit gespreizten fünf Fingern entgegen und rief: „Ich habe recht!" Aber der Richter hob seinerseits beide Hände mit gespreizten Fingern in die Höhe und schrie: „Schweig, elender Schurke, der andere hat doppelt recht!"

*



Elisabeth Förster-Nietzsche

Die ungleichen Schuhe

Ein Mann besaß zwei Paar Schuhe, die einen hatten dicke Sohlen, die anderen dünne. Als er eines Tages unterwegs war, merkte er, daß er hinkte. Erst dachte er, es läge an der Unebenheit des Weges, dann machten ihn Vorübergehende aufmerksam, daß er ungleiche Schuhe anhabe. Der eine Schuh hatte eine dicke Sohle, der andere eine dünne.

Da sagte der Mann zu seinem Knecht, der ihn begleitete: „Lauf schnell nach Hause und hol mir das andere Paar.“ Der Knecht kam mit leeren Händen zurück und sprach: „Herr, es hat keinen Zweck, daß Ihr die Schuhe wechselt, das andere Paar hat auch ungleiche Sohlen.“

Übertragen von Franz Kuhn.

* * *

RICHARD OEHLER

NIETZSCHES SCHWESTER

Zu ihrem achtzigsten Geburtstage

10. Juli

EINZELNE immer nur sind es, denen vergönnt wird, ihr Leben bis zu dem Zeitpunkt in Freudigkeit hinaufzuführen, der schon dem alten Hebräer als ausnahmemäßig erschien. Aber diese wenigen gehören nicht zu der Schar der Bequemen, der sich immer Schonenden, der ihr Dasein mit Vorsicht und Berechnung Verlängernden. Die Nimmermüden vielmehr sind es, die das hohe Alter von siebzig oder gar achtzig Jahren und mehr erreichen, die Rastlosen, die Schaffenden. Der große Friedrich wurde trotz der Seelenmartern seiner Jugend, trotz der Kämpfe nach außen unter Einsetzung des eigenen Leibes und Lebens, trotz seines Arbeitens Tag und Nacht für den Regierungsorganismus, trotz des umfassenden literarischen Schaffens vierundsiebzig Jahre alt. Goethe, dem gegenüber man kaum begreifen kann, wie das, was er geschaffen, erarbeitet,

verwaltet, gelebt hat, nur quantitativ möglich gewesen ist, erreichte das Alter von dreiundachtzig Jahren. Auch Bismarck, der Mann der unausgesetzten Produktivität der Taten, starb mit dreiundachtzig Jahren. Es muß eine besondere Beziehung bestehen zwischen schaffender Kraft und Lebensdauer. Der produktive Wille zur Macht erhält sich länger und besser als die normale massenhafte Dumpfheit. Ausnahmen von dieser Tatsache sind allerdings nicht selten, namentlich unter Musikern.

Für die hier festgestellte Erscheinung finden wir in unseren Tagen wieder ein Beispiel. Nietzsches Schwester wird am 10. Juli achtzig Jahre alt. „Sie sind ein Wunder“, sagte kürzlich ein geistvoller Arzt zu ihr, nachdem er eine Weile mit ihr geplaudert hatte, kritischen Blickes ihre Gesichtszüge musternd; und die Unwahrscheinlichkeit des Aussehens und der lebendigen Frische des Geistes erfaßte ihn so stark, daß er nicht ohne einen Anflug von Ernst scherzend fragte: „Sie irren sich doch nicht etwa mit Ihrem Alter?“ Die auch jeden Nichtarzt verblüffende geistige und körperliche Frische der Frau Förster-Nietzsche in ihrem hohen Alter dürfte gleichgültig bleiben, wenn sie eben nicht die Schwester Nietzsches wäre: als solche ist sie der glänzendste lebendige Beweis für die Torheit der Ansicht, Nietzsches Philosophie müsse, weil sein Geist sich umnachtete, ein Erzeugnis von Krankhaftigkeit sein. Wenn in der Schwester bis ins höchste Alter hinein so gesundes ursprüngliches Leben pulsiert, wird auch das Denken und Dichten des Bruders aus gesunden Instinkten eines kräftigen Lebens erwachsen sein.

Auch diese Achtzigjährige kann auf ein Leben unermüdlichen Schaffens zurückblicken. Sie blickt aber gar nicht zurück, sondern sie schaut noch immer in die Zukunft, hinaus auf das offene weite Meer wichtiger Arbeitsaufgaben. Noch immer fühlt sie sich mitten drin stehend im Schaffen. Und wir erwarten noch etwas von ihr, wir müssen es erwarten.

Nur sie vermag uns die seit langem geplante und sicher sehr aufschlußreiche Geschichte der Vorfahren Nietzsches zu geben, nur sie kann die Ikonographie Nietzsches zusammenstellen, nur sie ist imstande, aus der lebendigen Erfahrung bei dem Entstehen der Werke ihres Bruders heraus die unschätzbaren Daten und Einzelnotizen für den Plan einer kritischen Ausgabe beizubringen. Aber da beschäftigen wir uns bereits mit dem Werk, das den wichtigsten Lebensinhalt von Frau Förster-Nietzsche darstellt, dem Nietzsche-Archiv. Also blicken wir doch einmal zurück!

Noch blutjung kam sie durch ihren Bruder in nahe Fühlung mit den größten Kulturträgern jener Zeit, mit Richard Wagner und Cosima Wagner. Sie erlebte Tribschen mit, sie hat die beste Schilderung von dem Charakter dieses Künstleridylls in ihrem Buch „Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft" gegeben; sie nahm an dem Aufgang von Bayreuth teil und an allen Hoffnungen, die von Nietzsche darauf gesetzt wurden; sie blieb mit dem Hause Richard Wagners nahe befreundet auch noch zu einer Zeit, da Nietzsche sich von Wagner schon losgesagt hatte. Der Reichtum des Erlebens, der Hoffnungen, der Aufregungen, der Enttäuschungen jener Wagnerzeit muß ungeheuer gewesen sein. Nietzsche selbst ist des Zeuge.

Die Mehrzahl der Frauen hätte und hat aus derartig starkem Erleben in unmittelbarer Nähe der Größten ihrer Zeit einen solchen Reichtum von Inhalt geschöpft, daß sie bis ans Ende ihrer Tage davon zehrten. Aber Nietzsches Schwester wurde bald darauf von der Macht des ihr bestimmten Schicksals fortgerissen zu einem ganz andersartigen, wiederum außergewöhnlich inhaltreichen und an die Persönlichkeit übernormale Anforderungen stellenden Dasein. Sie heiratete einen echten deutschen Idealisten, Dr. Bernhard Förster, der von reinem Menschentum inmitten unverfälschter Natur träumte. Der Traum

wurde zur Wirklichkeit gemacht; tief im Urwald von Paraguay erwarb man eine Besitzung von der Größe eines kleinen deutschen Fürstentums. Die Fahrt ins Abenteuer wurde unternommen, auf kleinen Flußdampfern ging es ins Innere von Südamerika, schließlich auf Ochsenkarren hinein in den Urwald. Mit deutschen Familien wurde eine umfangreiche Siedlung geschaffen, deren Mittelpunkt das Haus der Frau Förster-Nietzsche bildete, in dem die Zivilisation bester alter deutscher Familientradition gepflegt wurde. Aber die Unternehmung scheiterte. Nach fünf Jahren starb Dr. Förster. Die ganze Last der Schwierigkeiten lag nun auf den Schultern der einsam zurückbleibenden Frau. Aber hier war eine Gelegenheit, zu beweisen, daß nur der Wert hat, der standhält. Die zarte Frau, der niemand dergleichen zugetraut hätte, legte männliche Eigenschaften an den Tag, Entschlossenheit, Tatkraft, Unerschrockenheit, bis zu dem hohen Maß von Mut, daß sie gelegentlich mitten in aufrührerische Horden hineinritt und sie durch die Macht ihrer Persönlichkeit besänftigte. Das Abenteuer am Rande des Urwaldes hat sie stark gemacht für die Aufgaben in der Heimat, auf die ihre Fähigkeiten und ihre Willensstärke wertvoller angewandt waren als auf Organisierung der Halbgescheiterten oder Halbwilden zur Kultivierung von Urwaldgegenden.

Die Wagnerzeit und das Urwaldabenteuer bedeuteten nur Episoden im Innenleben von Nietzsches Schwester. Geschaffen war sie von Hause aus einzig dafür, dem Bruder Helferin zu sein bei seinem philosophischen Schaffen und der Nachwelt sein Werk zu übermitteln, es in sie hineinzuleiten. Ein merkwürdiger Instinkt trieb sie schon in frühester Jugend, jedes von ihrem Bruder beschriebene Blättchen als ein geistiges Kleinod zu betrachten, es aufzubewahren, es oft gegen seinen Willen vor dem Untergang zu retten. Zurückgekehrt aus Paraguay griff sie im reifen Bewußtsein der welthistorischen

Bedeutung ihres Bruders und in einem dem Geiste des Gegenstandes angepaßten großzügigen Stil ihre eigentliche Lebensaufgabe wieder auf, da sie den Bruder im Unbewußtsein seines Werkes wiedertraf und sonst nur allerseits Verwirrung und Ratlosigkeit dem gegenüber sah, was er geschaffen und hinterlassen hatte. So sammelte sie rastlos seine Manuskripte, seine nachgelassenen Niederschriften, seine Briefe, zunächst bescheiden in einem Zimmer in dem kleinen Haus ihrer Mutter in Naumburg, dann in größeren Räumen in der Grochlitzer Straße, danach in einer Mietswohnung in Weimar und schließlich in dem prachtvollen Haus im Garten oben auf dem Berg in der Luisenstraße, dem von Van de Veldes Künstlerhand geschaffenen Nietzsche-Archiv.

Das Nietzsche-Archiv, so wie es jetzt als Werk von Frau Förster-Nietzsche und als gemeinnützige geisteswissenschaftliche Stiftung dasteht, enthält siebzehn Druckmanuskripte Nietzsches, einige Dutzend mit losen Blättern gefüllte Mappen, einhundertsechzig Oktav-, Quart- und Folio-Hefte, darunter vierundvierzig Notiz- und Taschenbücher, einundfünfzig Hefte mit philologischen Studien und Vorlesungen, fünfundsechzig Hefte mit Aufzeichnungen und Entwürfen allgemeinen philosophischen Inhalts und etwa zwölfhundert eigenhändige Briefe Nietzsches; dazu kommen die Bibliothek Nietzsches, die Nietzscheliteratur des In- und Auslandes, die Masse der deutschen und außerdeutschen Zeitungs- und Zeitschriften-Aufsätze über Nietzsche, die systematisch geordnet und katalogisiert sind, die Bildnisse Nietzsches und seiner Vorfahren und Verwandten, eine Anzahl künstlerischer Darstellungen Nietzsches im Original usw. Man sollte meinen, daß eine solche Gründung nichts als eitel Freude und Anerkennung erweckt haben müsse. Trotzdem fanden sich auch in diesem Fall wieder hämische Geister, die der unermüdlich tätigen Frau ihre Schöpfung zu beeinträchtigen versuchten. Aber unbeirrt ging sie ihren Weg

weiter, bis ihr die verdiente öffentliche Anerkennung von allen Seiten einmütig entgegenklang.

Das im Archiv gesammelte Material von Nietzsches Niederschriften und Briefen bildete die Grundlage für die von dort ausgegangenen Veröffentlichungen seines Nachlasses und seiner Briefe. Wiederum wurde von Frau Förster-Nietzsche eine Arbeit in Angriff genommen, die das ganze Können eines in der Wissenschaft disziplinierten Mannes erfordert hätte. Sie mußte die Leitung der Herausgabe des Nachlasses übernehmen. Denn einmal fand sich keine geeignete Persönlichkeit, die Beruf und Arbeitsverpflichtungen zugunsten dieser Herausgebertätigkeit hätte darangeben können, und sodann besaß niemand außer ihr die umfangreichen und für die Herausgabe unentbehrlichen Einzelkenntnisse über Entstehungszeit der Schriften, Aufzeichnungen, Briefe usw. Ganz natürlich wuchs aus dieser Tätigkeit der Oberleitung bei der Herausgabe die Darstellung von Nietzsches Leben heraus, die in mehreren umfangreichen Werken, in Einleitungen zu seinen Schriften und Briefen, in zahlreichen Aufsätzen so erschöpfend nach allen Seiten hin niedergelegt ist, daß wir kaum über das Leben eines anderen Denkers so gut orientiert sind wie über das Nietzsches, dem Philosophie niemals nur theoretische Geistesarbeit war, sondern blühendes Leben selbst. Dies alles hatte die Schwester des Philosophen zu leisten, während ihr noch drei Jahre hindurch die aufopfernde und seelisch erschütternde Pflege des Kranken oblag.

Schließlich ist das Nietzsche-Archiv im Laufe der Jahre noch etwas geworden, was ihre Begründerin gewiß von Anfang an nicht bewußt geplant hat, wofür ihr allein aber der Dank der Zeitgenossen gebührt. In Friedens- und Kriegszeiten, insonderheit aber in der für Deutschlands Geisteskultur so schauerlich verhängnisvollen Nachkriegszeit bildete das Archiv einen Sammelpunkt für alle, denen das Heil, wenn auch nicht

der „Seele", so doch des Geistes wichtiger erscheint als die Frage: „Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit sollen wir uns kleiden?" Das Archiv allein hätte niemals die fruchtbaren geistig-künstlerischen Anregungen schaffen können, die viele von dort mitgenommen haben und mitnehmen. Das Zusammenwirken vielmehr der merkwürdig nur auf das Geistige eingestellten und doch zugleich menschlich mitfühlenden Persönlichkeit von Nietzsches Schwester und der Räume, in denen, der Gegenstände, zwischen denen man sich bewegt, schafft eine Atmosphäre, in der jeder nur sein Wertvollstes hervorzukehren versucht und vieles von dem draußen läßt, was sonst tagtäglich sein Sinnen und Trachten beherrscht.

Blickt die Achtzigjährige jetzt doch einmal zurück, so kann sie fraglos von ihrem Leben sagen, daß es viel Mühe und Arbeit und Leiden gewesen ist, daß es aber des Köstlichen auch unendlich viel darin gegeben hat. Rückschauend auf dieses ihr Leben könnte sie mit ihrem Bruder sagen:

„Was macht heroisch? — Zugleich seinem höchsten Leide und seiner höchsten Hoffnung entgegengehen."

* * *

SHERWOOD ANDERSON

DIE ANDERE

„WIR lieben einander, meine Frau und ich", sagte er; und das war eine überflüssige Bemerkung, denn ich hatte ihn nach seiner Neigung für die Frau, die er geheiratet hatte, gar nicht gefragt. Er ging zehn Minuten lang stumm dahin, und dann sagte er es noch einmal. Ich wandte mich zur Seite und sah ihn an. Er begann zu reden und erzählte mir die Geschichte, die ich jetzt zu Papier bringen will.

Es muß die ereignisreichste Woche seines Lebens gewesen sein, damals, als das Geschehnis sich begab, das er im Sinne

hatte. Er sollte am Freitagnachmittag getraut werden. Am Freitag der Woche davor hatte er ein Telegramm erhalten, das ihm seine Berufung an einen Regierungsposten mitteilte. Und noch etwas anderes war geschehen, das ihn sehr stolz und froh machte. Er hatte die Gewohnheit, heimlich Verse zu schreiben, und mehrere davon waren während des letzten Jahres in literarischen Zeitschriften gedruckt worden. Eine der Gesellschaften, die für die nach ihrer Meinung besten dichterischen Veröffentlichungen des Jahres Preise ausschreiben, hatte ihn an erster Stelle gekrönt. Die Nachricht von seinem Triumph kam in die Zeitungen seiner Heimatstadt, und einige von ihnen brachten auch sein Bild.

Wie man es unter solchen Umständen erwarten darf, war er während der ganzen Woche aufgeregt und im Zustande nervöser Hochspannung. Fast jeden Abend besuchte er seine Braut, die Tochter eines Richters. Wenn er kam, fand er stets das Haus voll von Leuten; Briefe, Telegramme, Pakete kamen in großer Zahl. Er hielt sich ein wenig abseits; männliche und weibliche Besucher kamen fortwährend auf ihn zu und sprachen ihn an. Sie beglückwünschten ihn zur erfolgreichen Bewerbung um den Regierungsposten und zu seinem großen Erfolge als Dichter. Alle Welt schien über ihn des Lobes voll; wenn er heim kam und zu Bett ging, konnte er nicht schlafen. Am Mittwochabend ging er ins Theater; es kam ihm vor, als würde er von allen Leuten im Hause erkannt. Alle nickten sie und lächelten. Nach dem ersten Akt verließen fünf oder sechs Herren und zwei Damen ihre Plätze und sammelten sich um ihn. So bildete sich eine kleine Gruppe. Fremde in derselben Sitzreihe reckten die Hälse und betrachteten ihn. Er war nie zuvor der Gegenstand von so viel Aufmerksamkeit gewesen — und nun packte ihn ein Fieber der Erwartung.

Es war, wie er mir bei der Erzählung seines Erlebnisses auseinandersetzte, für ihn eine abenteuerhaft ungewöhnliche Zeit.

Er kam sich vor wie einer, der durch die Luft dahinschwebt. Wenn er nach der Begegnung mit so vielen Leuten und nach dem Anhören so vieler Lobeshymnen zu Bett ging, wirbelte ihm der Kopf wie toll. Schloß er die Augen, so war ihm zumute, als dränge ein Haufen von Menschen in sein Zimmer ein. Zuweilen meinte er, die Gedanken aller Leute in der Stadt beschäftigten sich mit ihm und nur mit ihm. Er bekam es mit den wunderlichsten Einbildungen zu tun. So stellte er sich vor, er fahre im Wagen durch die Straßen einer großen Stadt. Fenster flogen auf, Menschen rannten aus den Türen der Häuser. „Da ist er! Da kommt er!" riefen sie, und bei diesen Worten erhob sich frohes Geschrei. Der Wagen bog in eine Straße ein, die von dichten Menschenreihen gesäumt war. Hunderttausend Augenpaare waren auf ihn gerichtet. „Da bist du ja! Was für einen Kerl hast du aus dir gemacht!" schien ihr Ausdruck zu sagen.

Mein Freund wußte nicht anzugeben, ob diese Aufregung der Leute darauf zurückzuführen war, daß er eine neue Dichtung geschrieben hatte, oder ob er sie einer bemerkenswerten Leistung in seiner neuen Regierungsstellung verdankte. Er wohnte zu jener Zeit in einer weit draußen am Rande der Stadt gelegenen Straße, die auf der Höhe eines Uferhanges verlief; vom Fenster seines Schlafzimmers aus blickte er über Bäume und Fabrikdächer hinweg auf einen Fluß. Da er doch nicht schlafen konnte und die Überfälle der auf ihn eindringenden Phantasiegebilde ihn nur noch mehr erregten, verließ er das Bett und versuchte zu denken.

Wie es unter solchen Umständen nur natürlich ist, mühte er sich, seine Gedanken an den Zügel zu nehmen; aber als er am Fenster saß und sich völlig ermuntert hatte, geschah etwas höchst Unerwartetes und Demütigendes. Die Nacht war klar und schön. Der Mond leuchtete. Er wollte von dem Mädchen träumen, das nun bald sein Weib sein würde, wollte Verszeilen

für edle Gedichte ersinnen oder Pläne für seine Laufbahn schmieden. Aber zu seiner Bestürzung verweigerte ihm seine Vorstellungskraft ganz und gar den Dienst.

An einer Ecke da in der Straße war ein kleiner Zigarren- und Zeitungsverkaufsstand, den ein fetter, etwa vierzigjähriger Mann und eine Frau, ein kleines, geschäftiges Persönchen mit leuchtenden grauen Augen, versahen. Morgens, ehe er in die Stadt ging, machte mein Freund regelmäßig dort halt, um eine Zeitung zu kaufen. Zuweilen sah er nur den fetten Mann, oft aber war der Mann unsichtbar, und die Frau bediente die Käufer. Sie war, wie mein Freund im Verlaufe seiner Erzählung wohl zwanzigmal versicherte, eine höchst alltägliche Person und hatte nichts irgendwie Besonderes oder Bemerkenswertes an sich; aber aus irgendeinem Grunde, den er nicht zu erklären wußte, ergriff ihn in ihrer Nähe eine tiefe Erregung. In jener Woche der Zerstreutheit war sie die einzige Gestalt, die klar und scharf in seinen Gedanken stand. Wenn er sich so sehr danach sehnte, an hohe und edle Dinge zu denken, dachte er doch immer nur an sie. Bevor er wußte, was mit ihm geschah, hatte sich seine Phantasie der Vorstellung bemächtigt, er hätte ein Liebesverhältnis mit der Frau.

„Ich begriff mich selbst nicht", sagte er zu mir. „Nachts, wenn die Stadt zur Ruhe gegangen war und ich von Rechts wegen hätte schlafen sollen, dachte ich unablässig an sie. Als dieser Zustand zwei oder drei Tage gewährt hatte, drang der bewußte Gedanke an sie auch in mein Tagesleben ein. Ich war schauderhaft durcheinander. Wenn ich meine Braut besuchte, erkannte ich, daß meine Liebe zu ihr durch die Unbotmäßigkeit meiner Gedanken keineswegs gemindert wurde. Es gab nur eine Frau auf der Welt, mit der ich leben wollte, die ich mir als Kameradin wünschte, wenn es galt, meine Fähigkeiten zu erweisen und mir eine Stellung im Leben zu erringen — aber für den Augenblick, verstehen Sie, wünschte ich mir, ich hielte

die Andere in den Armen. Sie war langsam und stetig in mein tiefstes Wesen eingedrungen. Von allen Seiten und Leuten hörte ich, daß ich ein großer Mann wäre und große Taten tun würde — und so stand es nun mit mir. An jenem Abend nach dem Theaterbesuch ging ich zu Fuße heim, weil ich wußte, daß ich doch nicht würde schlafen können; da blieb ich, um mein peinigendes Sehnen zu stillen, auf dem Bürgersteige vor dem Tabaksladen stehen. Es war ein zweistöckiges Haus, und ich wußte, daß die Frau mit ihrem Manne da oben wohnte. Lange Zeit stand ich so und preßte meinen Körper an die Wand des Hauses; dabei dachte ich an die beiden da drinnen, die gewiß jetzt beieinander im Bett lagen. Der Gedanke erfüllte mich mit Wut.

Dann packte mich eine noch größere Wut auf mich selbst. Ich ging heim und legte mich zu Bett, bebend vor Zorn. Es gibt ein paar Gedichtbücher und einige Bände Prosa, die mich immer im tiefsten bewegt haben; so legte ich denn auch jetzt einige davon auf den Tisch vor meinem Bett.

Aber die Stimmen der Bücher waren wie die Stimmen Gestorbener. Ich vernahm sie nicht. Die gedruckten Worte vermochten nicht in mein Bewußtsein zu dringen. Ich versuchte an das Mädchen zu denken, das ich liebte — aber auch die Gestalt der Geliebten war in weite Ferne entrückt, und mir war, als hätte ich jetzt, gerade jetzt, nichts mit ihr gemein. Ich wälzte mich ruhelos im Bett umher. Es war ein scheußlicher Zustand.

Am Donnerstagmorgen ging ich in den Tabaksladen. Da stand die Frau und war allein. Ich glaube, sie wußte, wie mir zumute war. Vielleicht hatte sie ebenso an mich gedacht wie ich an sie. Ein Lächeln, ungewiß und zögernd, spielte um ihre Mundwinkel. Ihr Kleid war aus billigem Stoff gemacht und hatte einen Riß auf der Schulter. Sie muß zehn Jahre älter gewesen sein als ich. Als ich meine Pennies auf den gläsernen Zahltisch

legen wollte, hinter dem sie stand, zitterte meine Hand dermaßen, daß die Geldstücke einen heftig klirrenden Ton gaben. Als ich sprach, hatte die Stimme, die aus meiner Kehle drang, nicht die leiseste Ähnlichkeit mit irgendeinem Laut, der je aus meinem Munde gekommen war. Die Zunge versagte mir den Dienst, ich vermochte nur zu flüstern. ‚Ich begehre Sie', sagte ich. ‚Leidenschaftlich begehre ich Sie. Können Sie nicht Ihrem Mann weglaufen? Kommen Sie heute abend um sieben in meine Wohnung.'

Die Frau kam in der Tat abends um sieben in meine Wohnung. An jenem Morgen aber erwiderte sie mir kein Wort. Wohl eine Minute lang standen wir und sahen einander ins Gesicht. Ich hatte alles andere in der Welt vergessen — ich sah nur sie. Dann nickte sie zustimmend, und ich ging. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, kann ich mich keines Wortes entsinnen, das ich je von ihr vernommen hätte. Sie kam um sieben in meine Wohnung, und es war dunkel. Wir waren nämlich damals im Oktober, müssen Sie wissen. Ich hatte kein Licht angezündet und meinen Diener weggeschickt.

Tagsüber war ich zu nichts zu gebrauchen. Mehrere Besucher kamen in mein Bureau, aber wenn ich mich mit ihnen zu unterhalten versuchte, geriet mir alles durcheinander. Sie brachten meine Zerstreutheit mit meiner bevorstehenden Heirat in Verbindung und gingen lachend weg.

An jenem Morgen, also gerade einen Tag vor meiner Hochzeit, bekam ich einen langen und sehr schönen Brief von meiner Braut. Auch sie hatte nachts nicht schlafen können und war wieder aufgestanden, um den Brief zu schreiben. Alles, was sie darin sagte, war für mein Empfinden höchst deutlich und wirklich, aber sie selbst, die Lebendige, schien in die Ferne gerückt. Mir war, als gliche sie einem Vogel, der in ferne Himmelsräume entschwebt — und ich einem verdutzten Jungen, der barfuß auf der staubigen Landstraße vor einem Farm-

hause steht und der entschwindenden Gestalt nachblickt. Ich weiß nicht, ob Sie verstehen, wie ich es meine —?

Also der Brief. In ihm offenbarte sie, das erwachende Weib, ihr ganzes Herz. Natürlich wußte sie nichts vom Leben — aber sie war eine Frau. Da lag sie, denke ich mir, im Bett und fühlte sich überreizt und erregt — wie ich. Sie wußte, daß ihrem Leben eine große Wandlung bevorstand, und sie empfand darüber Freude und Furcht zugleich. Da lag sie nun und grübelte über all das. Dann stand sie auf und sprach zu mir — durch dieses Stück Papier. Sie sprach zu mir von ihrer Freude und ihrer Angst. Wie die meisten jungen Mädchen hatte auch sie allerlei getuschelte Dinge aufgefangen. In ihrem Briefe gab sie sich sehr zart und fein. „Wenn wir verheiratet sein werden, wollen wir lange, lange Zeit vergessen, daß wir ein Mann und ein Weib sind", schrieb sie. „Wir wollen nur Menschen sein, weiter nichts. Du mußt daran denken, daß ich unwissend bin, und ich werde mich oft sehr töricht betragen. Wenn ich erst mehr weiß, wenn Du mich nach langer Zeit leben gelehrt haben wirst, will ich versuchen, Dir alles zu lohnen. Ich will Dich zärtlich und leidenschaftlich lieben. Ich vermag es, das weiß ich gewiß — sonst würde ich gar nicht heiraten wollen. Ich bin voll Furcht, aber ich bin auch glücklich. Oh, ich bin so froh, daß der Tag unserer Hochzeit so nahe ist!"

Nun begreifen Sie wohl recht, in welch einem bösen Zwiespalt ich war. Als ich in meinem Bureau diesen Brief gelesen hatte, fühlte ich mich plötzlich sehr entschlossen und stark. Ich entsinne mich genau, daß ich von meinem Stuhle aufstand und umherging, voll Stolz bei dem Gedanken, daß ich der Gatte einer so vornehm denkenden Frau werden sollte. Sie stand vor meinem Empfinden geradeso da, wie früher ich selbst, bevor ich merkte, was für ein Weichling ich in Wahrheit war. Sicherlich faßte ich den kräftigen Entschluß, mich

nicht weichlich verlocken zu lassen. Um neun Uhr abends, so war es abgemacht, sollte ich meine Braut besuchen. ‚Jetzt habe ich mich wieder ganz in der Gewalt', dachte ich. ‚Die Reinheit ihres Wesens hat mich vor mir selbst behütet! Ich gehe jetzt nach Hause und schicke die Andere weg.' Am Morgen hatte ich meinem Diener telephonisch mitgeteilt, daß ich ihn abends nicht in der Wohnung haben wollte; nun nahm ich den Hörer ab, um ihm zu sagen, er solle zu Hause bleiben.

Dann aber besann ich mich anders. ‚Ich will ihn auf keinen Fall im Hause haben', dachte ich. ‚Was würde er denken, wenn er sähe, daß ich am Tage vor meiner Hochzeit weiblichen Besuch bekomme?' Ich legte den Hörer aus der Hand und machte mich zum Fortgehen bereit. ‚Wenn ich meinen Diener aus dem Hause schicke, so geschieht das nur, weil er nicht hören soll, wenn ich mit der Frau spreche. Ich kann doch nicht roh gegen sie sein. Ich muß ihr doch so etwas wie eine Erklärung geben', redete ich mir ein.

Die Frau kam pünktlich um sieben. Sie können sich vermutlich denken, daß ich sie einließ und meinen Vorsatz vergaß. Man darf wohl annehmen, daß ich von vornherein gar nicht die Absicht hatte, anders zu handeln. Es war eine Klingel an meiner Tür, aber die Frau klingelte nicht, sondern klopfte nur ganz sacht. Mir ist, als wäre alles, was sie an jenem Abend tat, ganz sacht und ohne Erregung, aber sehr entschieden und rasch gewesen. Drücke ich mich verständlich aus? Als sie kam, stand ich an der Tür, und da stand und wartete ich schon seit einer halben Stunde. Meine Hände bebten, wie am Morgen, da die Frau mich ansah und ich die Pennies auf den Zahltisch im Laden zu legen versuchte. Als ich öffnete, trat sie rasch ein, und ich nahm sie in die Arme. Wir standen beieinander im Finstern. Da bebten meine Hände nicht mehr. Ich fühlte mich sehr glücklich und stark.

Ich habe versucht, Ihnen alles ganz klar auseinanderzusetzen,

aber ich habe Ihnen noch nicht gesagt, was für eine Art Mensch die Frau ist, die ich geheiratet habe. Ich habe immer nur von der Andern geredet. Ich erzähle Ihnen nur so obenhin, daß ich meine Frau liebe, und das will für einen Mann von Ihrem Scharfblick natürlich gar nichts besagen. Um die Wahrheit zu gestehen — mir wäre wohler, wenn ich von der Geschichte gar nicht angefangen hätte. Ich muß, das ist unausbleiblich, bei Ihnen den Eindruck erwecken, daß ich die Frau des Tabakhändlers liebe, und sie mich. Aber das trifft nicht zu. Gewiß hat sie in der Woche vor meiner Hochzeit sehr deutlich in meinem Bewußtsein gestanden, aber nach dem Abend, da sie in meine Wohnung kam, schwand sie gänzlich aus meinen Gedanken.

Oder ist auch das nicht wahr —? Ich quäle mich redlich damit, auszudrücken, was mit mir vorging. Ich habe behauptet, seit dem Abend, da die Frau zu mir in die Wohnung kam, hätte ich nicht mehr an sie gedacht. Nun, wenn ich getreulich die Tatsachen des Falles berichten soll —: das ist nicht wahr. An jenem Abend ging ich um neun zu meiner Braut, wie sie es in ihrem Briefe gewünscht hatte. Die Andere ging mit mir, sozusagen; ich kann Ihnen nicht erklären, wie das war. Nämlich ich meine so: sehen Sie, ich hatte gedacht, wenn zwischen mir und der Frau des Tabakhändlers etwas vorginge, so würde ich nicht imstande sein, mein Heiratsvorhaben durchzuführen. ‚Das eine oder das andere — aber nicht beides', hatte ich mir gesagt.

Eins steht fest: als ich an jenem Abend zu meiner Braut ging, erfüllte mich neues Vertrauen auf eine glückliche Gemeinschaft unseres Lebens. Aber ich fürchte, ich zerschwatze diese Tatsache zu Unsinn, anstatt sie zu verdeutlichen. Eben habe ich gesagt, die Andere, die Frau des Tabakhändlers, wäre mit mir gegangen. Damit meinte ich nicht, sie hätte das in Wirklichkeit getan. Sondern ich wollte sagen, daß etwas von

ihrer Kühnheit im Erfüllen eigener Wünsche, etwas von ihrem Mut, den Folgen der Dinge ins Gesicht zu sehen, mit mir gegangen war. Ist Ihnen das verständlich? Als ich zu meiner Braut kam, stand da ein Haufen Leute herum. Einige von ihnen waren zugereiste Verwandte, die ich noch nicht kannte. Meine Braut blickte rasch auf, als ich ins Zimmer trat. Mein Gesicht muß strahlend hell gewesen sein. Ich sah sie nie so ergriffen. Sie dachte, ihr Brief hätte mich so im Innersten bewegt, und das hatte er ja auch. Auf sprang sie und lief mir entgegen. Vor allen Leuten, die sich umwandten und uns neugierig anstarrten, sagte sie das, was ihr die Seele bewegte: ‚Ach, ich bin ja so glücklich!' rief sie. ‚Du hast mich verstanden. Wir werden ganz einfach nur zwei Menschen sein. Wir brauchen nicht Ehemann und Ehefrau zu spielen!'

Sie können sich wohl denken, daß es ein allgemeines Gelächter gab, aber ich lachte nicht mit. Mir kamen die Tränen in die Augen. Ich war so glücklich, daß ich am liebsten laut herausgebrüllt hätte. Vielleicht verstehen Sie, wie ich es meine. Vorhin, in meinem Bureau, als ich den Brief meiner Braut las, hatte ich mir gelobt: ‚Ich will auf das liebe kleine Mädel treulich achtgeben.' Ich kam mir in diesem Augenblick sehr fein und anständig vor, sehen Sie. Nun, in ihrem Hause, als sie so ihr Empfinden laut offenbarte und alle lachten, sagte ich zu mir selbst so was Ähnliches wie: ‚Wir wollen achtgeben auf uns selbst.' Ich flüsterte ihr auch etwas dergleichen ins Ohr. Um die Wahrheit zu sagen: ich fiel gänzlich aus meiner gewohnten Haltung. Das hatte die Andere bei mir bewirkt, mit ihrer Art. Vor allen Leuten schloß ich meine Braut fest in die Arme, und wir küßten uns. Die Leute fanden es wunderhübsch, daß wir so sehr bewegt waren, als wir uns sahen. Was sie gedacht haben würden, wenn sie die Wahrheit über mich gewußt hätten, das weiß Gott allein!

Zweimal habe ich nun schon gesagt, ich hätte nach jenem

Abend an die Andere mit keiner Regung mehr gedacht. Das ist in gewissem Sinne wahr — und doch: zuweilen, abends, wenn ich allein durch die Straßen oder den Park gehe, so wie wir jetzt miteinander gehen, und wenn die Dunkelheit sacht und rasch niedersinkt, so wie heute, dann fühle ich die Andere ganz deutlich, körperlich und seelisch. Nach jener einen Begegnung sah ich sie niemals wieder. Am Tage darauf war ich verheiratet und habe die Straße, wo sie wohnte, nicht mehr betreten. Oft aber, wenn ich so wie jetzt dahingehe, packt mich ein jähes, starkes, erdhaftes Gefühl. Das ist so, als läge ich als Saatkorn in der Krume, und der warme Frühlingsregen rieselte herab. Es ist so, als wäre ich nicht ein Mensch, sondern eine Pflanze.

Ja, sehen Sie, und nun bin ich verheiratet, und alles ist in Ordnung. Meine Ehe ist für mich eine wundervolle Tatsache. Wollten Sie sagen, meine Ehe wäre nicht glücklich, so könnte ich Sie einen Lügner nennen, und das wäre unbedingt berechtigt. Ich habe versucht, Ihnen die Sache mit der Anderen zu erzählen. Es ist mir gewissermaßen eine Befreiung, von ihr zu sprechen. Ich habe es sonst noch nie getan. Daß ich fürchtete, Sie würden den Eindruck gewinnen, wir liebten einander nicht, meine Frau und ich — das war Unsinn, und ich weiß selbst nicht, wie ich darauf gekommen bin. Hätte ich nicht unwillkürlich Vertrauen zu Ihrem Verständnis gehabt, so würde ich geschwiegen haben. Jetzt habe ich mich natürlich etwas in Aufregung geredet. Heute nacht werde ich an die Andere denken. Das widerfährt mir zuweilen. Nach dem Schlafengehen wird es geschehen. Meine Frau schläft im Nebenzimmer, und die Tür steht immer offen. Wir haben heute nacht Mondschein, und dann fällt immer ein langer Streifen Lichtes auf ihr Bett. Ich werde heute um Mitternacht aufwachen. Dann werde ich sie liegen sehen; einen Arm wirft sie im Schlafe immer über den Kopf.

Aber was schwatze ich mir da zusammen? Ein Mann schildert seine Frau nicht, wie sie im Bett liegt. Was ich zum Ausdruck bringen wollte, ist, daß ich nach unserem Gespräch heute nacht an die Andere denken werde. Meine Gedanken werden aber nicht die Form annehmen, die sie in der Woche vor meiner Hochzeit hatten. Ich werde grübeln, was wohl aus der Frau geworden sein mag. Einen Herzschlag lang werde ich sie wieder spüren wie damals, da ich sie fest in den Armen hielt. Ich werde darüber nachdenken, daß ich ihr eine Stunde lang näher war als je einem andern Menschen. Dann werde ich mir die Zeit ausmalen, da ich mich meiner Frau ebenso nahe fühlen werde. Sie ist, sehen Sie, jetzt noch ein erwachendes Weib. Einen Augenblick werde ich die Lider schließen: dann werden die rasch umherschweifenden, klugen, entschlossenen Augen jener Andern in die meinen blicken. Davon wird mir schwindelig werden; dann aber schlage ich rasch die Augen auf und sehe wieder die geliebte Frau, mit der ich mein Leben zur Gemeinsamkeit verbunden habe. Dann werde ich einschlafen, und wenn ich morgen früh erwache, wird mir zumute sein wie an jenem Abend, als ich nach dem denkwürdigsten Erlebnis meines Daseins die dunkle Wohnung verließ. Verstehen Sie mich recht, was ich sagen will, ist dies: wenn ich erwache, wird die Andere für mich gänzlich fort und verschwunden sein."

Übertragen von Karl Lerbs. Aus dem im Herbst erscheinenden neuen Novellenband „Das Ei triumphiert".

* * *

GUSTAV MORGENSTERN

PELLES DRITTE AUSFAHRT

WELCHE Wünsche soll man dem Welterobrer Pelle mit auf den Weg geben, wenn er nun zum drittenmal in deutschem Gewande ausfährt? Es ist schon so vieles zu seinem Ruhme gesagt worden, seit er vor zwanzig Jahren zum erstenmal an die Türen seiner dänischen Landsleute klopfte und sich trotzig als neuen Heldentyp vorstellte, der Öhlenschlägers Aladdin und Pontoppidans Hans im Glück an die Seite trat oder gar ihnen überlegen war. Sein Lebenslauf, haben sie gesagt, sei der Lebenslauf des Proletariats, seine Geschichte das Epos der Arbeiterbewegung und spiegle die Entwicklung des Sozialismus, und ringsum studieren sie den Roman von Pelle dem Eroberer als kulturgeschichtliches Dokument.

All das ist gut und schön, und die Jugend, die proletarische wie die bürgerliche, die Pelle auf seinen Ideengehalt und seine kulturelle Bedeutung hin studiert, soll gewiß nicht gescholten oder abgeschreckt werden; es ist kein schlechtes Zeichen, daß die deutsche Jugend der Nachkriegszeit sich gerade in dieses Buch leidenschaftlich vertieft. Aber es fragt sich doch, ob die jetzt vorherrschende Betrachtungsweise nicht blind macht für andre Kräfte, die in dem Buche am Werke sind, und ob sie nicht für seine Einschätzung gefährlich werden kann.

Pelle der Erobrer als Epos der Arbeiterbewegung! Je nun, so aufgefaßt, ist das Buch vielleicht schon etwas veraltet; wenigstens meint der und jener, das Ergebnis, zu dem Pelle auf der Höhe seines Lebens kommt, sei bezeichnend für eine Zeit politischer Stagnation, und heute sei das Proletariat schon weiter vorgedrungen, und der Dichter selber hat ja in seinem zweiten großen Proletarierroman eine Person, die ihm besonders nahesteht, an Pelles letztem Wirken Kritik üben lassen.

Man sieht, es kann leicht geschehen, daß bei dieser Betrachtungsweise Pelle als Held einer Übergangszeit erscheint, als ein bereits überwundner Held, und wenn einseitig der Ideengehalt des Romans geprüft wird, so wird es auch sonst schließlich kein Ende des Kritisierens geben. Nehmen wir nur Pelles Glaubensbekenntnis, das auch das seines Dichters ist, daß alle Menschen im Grunde gut sind — den Glauben, daß die Proletarier die Welt erneuern werden und berufen sind, in der verjüngten Welt die Führung zu übernehmen — den Glauben, der den ganzen Roman durchdringt — oh, es wimmelt von Diskussionsstoffen, und wenn sie aufgegriffen werden, können die Streitenden leicht vergessen, daß die Diskussion von einer Dichtung ausgeht. Und das ist bereits gelegentlich völlig vergessen worden, so z. B., als ein schwedischer Kritiker Pelle mit der erledigten Problem- und Diskussionsliteratur früherer Jahrzehnte zusammenwarf...

Irgendwo spricht Nexö davon, daß alle Bornholmer unruhige Köpfe seien, und man darf den Dichter wohl selber einen Bornholmer nennen, nach Abstammung und Grunderlebnissen, wenn er auch in Kopenhagen geboren ist. Sein unruhiger Geist ist immer darauf aus, vom einzelnen Erlebnis, vom einzelnen Menschen ins Allgemeine zu schweifen. Er kann nicht von einem Knecht- oder Magdschicksal hören, ohne daß es für ihn überpersönliche Bedeutung gewinnt; er sieht es unwillkürlich als Proletarierschicksal und gliedert es als solches unwillkürlich in die Kampfgeschichte des Proletariats ein. Das gehört zu seiner Natur, und daher sind seine Bücher, nicht nur der Pelle, reich an menschlichen Typen und typischen Schicksalen. Und insofern hat sein Schaffen mit der Diskussionsliteratur der achtziger und neunziger Jahre ganz gewiß Berührungspunkte. Aber auch nur Berührungspunkte.

Denn jene Naturalisten und Realisten, die sich seinerzeit des Proletariers bemächtigten, sahn ihn wohl auch im gesell-

schaftlichen Gefüge, im Kampf mit den sozialen Mächten, aber sie begriffen nicht seine Lebens- und Widerstandskraft. Sie gaben sich redliche Mühe, eine ihnen fremde Welt zu verstehen, sie beobachteten mitleidsvoll, wie der Proletarier kämpfte und vor allem litt und unterging, fühlten aber nicht nach, was in dem Proletariat zur Macht emporstrebte, wurden vor allen Dingen über dem erschauernden Beobachten des allgemeinen Elends nicht gewahr, wieviel selbständiges Leben im einzelnen Proletarier war. Daher kommt es denn auch, daß uns heute fast diese ganze Literatur leblos erscheint; die typischen Proletarierschicksale, die da geschildert werden, erscheinen uns heute oberflächlich konstruiert.

Mit Andersen Nexö, dem unruhigen Bornholmer, dem ewigen Spintisierer und Konstruierer, verhält es sich anders. Bei ihm ist das Primäre nicht das Beobachten und das aus dem Beobachteten abgeleitete Wissen vom Menschen einer andern Menschenklasse, sondern das eigne Erleben innerhalb der Klasse, deren Schilderer er wird, und das Einfühlen in andre Existenzen, denen er sich verbunden weiß. Daß ihm zugleich das Spintisieren und Konstruieren im Blute liegt, beeinflußt wohl dieses Erleben und Einfühlen, lähmt es aber nicht, da er erst verhältnismäßig spät, als er schon reiche Erlebnisschätze gesammelt hat, mit den ökonomischen und politischen Theorien in Berührung kommt, und daher theoretisiert und konstruiert er, so viel er später gelesen haben mag, sozusagen immer auf eigne Faust; er wird niemals geschulter Nationalökonom und Politiker, sondern bleibt der ewige Bornholmer, der einen ungeheuren Appetit auf ökonomische und politische Erkenntnisse hat und immer wieder auf Wissenschaftsgebiete hinüberschweift, aber nie sich dort festsetzt.

Wenn nun dieser Mensch das ländliche und städtische Proletariat schildert, so entsteht ein von den früheren Armeleuteschilderungen wesentlich verschiedenes Bild. Es fällt vor allem

auf, welche ungeheure Lebenskraft seine Proletarier haben, und dann, wie reich an Individualitäten diese Welt ist. Nach der Beobachterliteratur früherer Jahrzehnte konnte es fast so scheinen, als seien im Grunde alle proletarischen Schicksale und alle proletarischen Menschen über einen Leisten geschlagen. Bei Nexö gibt es zähes Kämpfen und frohes Siegen, und wenn es zur Niederlage kommt, so wird im Ertragen von Widerwärtigkeiten Heldenmäßiges geleistet, und es wird nicht allzuviel Wesens von Not und Häßlichkeit gemacht, die eben überwunden werden müssen. Vor allem aber gibt es in dieser Welt eine Menge von Prachtfrauen, Prachtkindern, Prachtmännern. Dieses Proletariat ist gar nicht so einförmig, wie man früher immer gewollt hat; es ist ein Gewimmel von feinen und groben, zarten und robusten, gedrückten und lustigen Naturen, die sich in aller Bedrängnis und Enge ihre Eigenart wahren, eine sehr buntgemischte Gesellschaft, und darunter drollige Käuze die Menge.

Man erinnert sich des Goetheschen Gedichts von der Kapelle, die von draußen durch gemalte Fensterscheiben gesehn dunkel und düster erscheint, dem aber, der in sie eintritt, in buntem Glanze erstrahlt. Ähnlich ist proletarisches Leben, von außen beobachtet, graues, einförmiges Dasein, von innen aber und von einem gesehn, der an die Lebenskraft des Proletariats glaubt, eine Fülle bunten, wirbelnden Werdens.

Es ist das immer noch nicht genügend erkannt, wie man auch heute noch politischen und sozialen Betrachtungen entnehmen kann, und es ist zu bekennen, daß wir bisher in der deutschen erzählenden Literatur kein Werk besitzen, das die ganze Fülle aufsteigenden Lebens im arbeitenden Volke aufgefangen hat. Es bleibt Nexös Ruhm, daß er in seinen beiden großen Proletarierromanen und in vielen kleinen Erzählungen, namentlich Kindergeschichten, das zuerst in einer europäischen Literatur in großem Maßstab geleistet hat, und es schien mir

an der Zeit, jetzt nachdrücklich daran zu erinnern, wo über dem einseitigen Studium seines Pelle die Freude an der hier gebotnen farbigen Lebensoffenbarung zu kurz zu kommen scheint.

Und wenn ich nun dem Pelle bei seiner dritten Ausfahrt einen Wunsch mit auf den Weg geben soll, so sei es dieser: er möge auf seiner Fahrt durch die deutschen Lande bald einen deutschen Bruder und Kampfgenossen finden, der von einem ebenso helläugigen, genußfrohen, zukunftsgläubigen, unermüdlich um Erkenntnis ringenden Vater gezeugt ist wie er. Wir können ihn brauchen.

* * *

LEANDER AN HERO

Eine ungedruckte Übertragung aus dem Ovid

von Friedrich Hölderlin

DER Jüngling von Abydos schikt dir den Gruß. Er brächt' ihn dir lieber, Mädchen von Sestos! legte sich nur das Zürnen des Meers. Sind die Götter mir gut und stehn sie bei dem liebenden Herzen, so liesest und siehst du meine Worte mit Unmuth. Aber die Götter sind mir nicht gut; denn wie hielten sie sonst mein Sehnen so auf und gewährten mir nicht, im wohlbekannten Gewässer hinüberzuschwimmen?

Siehe! der Himmel ist schwärzer als Pech, und die Fluth von Winden durcheinandergerüttelt. Kaum darf das hohle Schiff sie besuchen.

Einer nur, ein kühner Schiffer, versuchte die Fahrt aus dem Hafen und dieser giebt dir den Brief. Ich wär' hineingestiegen zu ihm, hätte nicht, da er löste die Fessel des Schiffs, es ganz Abydos gesehen. Und so wäre ja nicht das Geheimniß unserer Liebe stumm geblieben und fremd meinen Eltern, wie sonst. Darum schrieb ich in Eile dir diß und sprach: geh, glüklicher Brief! bald strekt sie nach dir das wohlgestaltete Händchen,

die kleinen Lippen berührst du vieleicht, wenn diese sich nähern, wenn der Zahn, so weiß wie der Schnee, das Siegel zu lösen bemüht ist.

Als ich dieses gesagt mit leisem Geflüster, vertraute das übrige dem Blatte die Hand. Aber lieber sollte sie schwimmen, als schreiben, lieber geschäfftig durch die gewohnten Wasser mich bringen. Leichter ists freilich ihr, die gefällige Welle zu schlagen. Doch, wenn das Herz der Worte bedarf, so ist sie auch zu diesem Dienste geschikt.

Sieben jahrelange Nächte sind es bis izt, seit das angefochtene Meer in heischeren Woogen umhertobt. Hab' ich diese Nächte den herzerleichternden Schlummer gesehn, so wüte das Meer, zur Strafe mir, noch lange so fort. Auf dem Felsen siz' ich, und blike hinüber zu deinem Gestade; wohin ich mit dem Leibe nicht kann, da bin ich im Geiste. Auch siehet mein Auge oder wähnt doch zu sehen das Licht, das auf der Spize des Thurms wacht. Dreimal hab' ich auf den troknen Sand die Kleider geworfen. Dreimal hab' ich versucht, die schwere Reise mit naktem Leibe zu machen. Aber das schwellende Meer verwehrte mir das jugendliche Beginnen, und die Wellen stürzten heran und begruben das Haupt des Schwimmers.

Warum, unfreundlichster unter den reißenden Winden! warum lebst du so geflissentlich im Kriege mit mir? Weist du es nicht, so wisse, du feindest das Meer nicht, Boreas, mich feindest du an. Und wäre die Liebe dir unbekannt, was würdest du dann erst verüben. Zwar kalt bist du, doch läugnest du nicht, daß dich einst das Atheniensische Mädchen entzündet. Wie hättst du gelitten, hätt' einer dir den Weg in den Äther versperrt, da du ausgiengst, Freuden zu haschen. Schone! schone! bewege die leichten Lüfte mir sanfter und laß von Hippodates solch Trauriges dir nicht befehlen.

Aber mein Flehn ist umsonst; er murrt, indeß ich so bitte, und die Wasser, die er erschüttert, bändigt er nicht.

O gäbe die kühnen Flügel Dädalus mir! ich wollt' es nicht achten, daß Icarus Ufer so nah ist; ich trüge jegliches Schiksaal, könnt' ich nur in die Luft mit dem Leibe, welcher sonst auf dem zweifelhaften Gewässer sich wiegte.

Doch da Sturm und Fluth mir alles versagt, so denk' ich indeß der ersten Zeiten meiner heimlichen Freuden, denn Wollust ist die Erinnerung mir. Es brach die Nacht an, da ich liebend gieng aus der Thüre des Vaters. Ich zauderte nicht, ich legte mit dem Gewande die Furcht ab, warf nun in der klaren Fluth die langsamen Arme umher. Luna, die freundliche Reisegefährtin, sandt' auf meinen Pfad ihr zitterndes Licht; ich blikte zu ihr hinauf, und rief: sei gnädig, freundliche Göttin! und es duld' Endymion nicht in deinem Herzen die Strenge. O neige dein Angesicht zu meiner Freude Geheimniß! Du, die Gottheit, sankest dereinst vom Olymp zu den Sterblichen nieder; göttlichen Wesens ist, gewähre das Wort mir, sie selbst, zu der ich mich sehne. Ich würde nicht sagen, das Herz der Olympier dürft sich ihrer Mitte nicht schämen, doch es gleicht die Gestalt des Mädchens der Göttergestalt auch. So nahe kömmt kein Angesicht dem Angesichte Zytherens und deinem. Glaub' auf die Worte mir nicht! du siehest sie selbst. Wie, wenn du glänzest im reinen Silberlichte, jedes Gestirn vor deinem Strale zurüktritt, so ist sie schöner auch denn alles, was schön heißt. Blind ist, o Luna, dein Licht, wenn, was ich sage, dir falsch deucht.

Diß oder ähnliches redet' ich, indeß ich bei Nacht auf den weichenden Wassern dahinschwamm.

Auf dem Meere spiegelte sich Lunens schimmerndes Bild, und wie der Tag, glänzte die schweigende Nacht. Keine Stimme berührte mein Ohr, kein Flüstern, denn das Flüstern des Meers, das ich mit meinem Leibe bewegte. Nur die Halcyonen, des geliebten Ceyx gedenk, schienen ein süß Geheimniß zu klagen.

Jezt, da die Arme mir schon an beiden Schultern erschlafften, richtet' ich muthig gegen die höchsten Gewässer auf mich, und sah ein Licht in der Ferne. Dort lebt meine Flamme, rief ich, auf jenem Gestade leuchtet mein Licht. Und auf Einmal kehrte die Kraft in die sinkenden Arme; waicher, denn eben zuvor, schien das Gewässer mir izt. Das auch, daß ich die Frost der kalten Tiefe nicht fühlte, dankt' ich der warmen Lieb' in der verlangenden Brust. Und je weiter ich war, je näher das Ufer herantrat, um so fröhlicher schwamm ich hinan.

Sehen kontst du mich nun; nun sandte dein Blik mir, Hero! Feuer in's Herz und stärker ward ich durch dich. Schwimmend meiner Königin zu gefallen, strebt' ich nun auch; prangend breitet' ich aus vor deinen Augen die Arme. Kaum hielt dich die Amme zurük, in die Tiefe zu steigen. Mit den Augen ward ich's gewahr, denn du sprachest kein Wort aus.

In die Arme nahmst du nun mit seeligen Küssen mich auf. Deine Küsse, große Götter! sie waren es werth, jenseits des Meers erobert zu werden. Von deinen Schultern nahmst du das Kleid und reichtest es mir, und troknetest mir die Haare, die vom Reegen der Meersfluth träuften.

Das andere weiß die Nacht, und wir und der vertraute Thurm und die Leuchte, die mir durch die Gewässer den Weg weist. Zahllos waren, wie des Hellesponts Schilf, die Seeligkeiten der Nacht. Je kürzer die Zeit, die uns zur geheimen Freude gewährt war, um so sorgfältiger nuzten wir sie.

Schon war Aurorens Bote, Lucifer da, und Tithons Gemahlin, die Nacht zu verscheuchen, bereit, da häuften wir eilige Küsse, hastig und stürmisch, und klagten über die Kürze der Nacht. Aber mich Zögernden trieb mit bittern Erinnerungen die Amme; und endlich verließ ich den kalten Thurm und lief ans Gestade.

★

Daß sich Hölderlin als Übersetzer auch mit Ovid beschäftigt hat, ist bekannt; doch hatten sich bisher nur zwei kleine Fragmente, aus den „Metamorphosen" und aus den „Heroiden", auffinden lassen. Dazu kommt nun das vorstehende etwas umfangreichere Stück, das die ersten 116 Verse vom XVII. Brief der „Heroiden" enthält. Allerdings nur in Prosa, während die früher bekannten Versuche metrisch geformt sind. Dennoch wird man auch dem neuen Funde einen künstlerischen Wert gewiß nicht absprechen wollen. Jedenfalls steht diese Übertragung hinter der vor einigen Jahren aufgefundenen und gerühmten Prosa-Übersetzung aus der „Ilias" keineswegs zurück, und so wird man dem Hölderlin-Forscher Franz Zinkernagel Dank dafür wissen, daß er sie aus einer Stuttgarter Handschrift ans Licht gezogen und in den fünften Band unserer Hölderlin-Ausgabe aufgenommen hat.

Auch sonst noch findet der Leser nicht unbedeutende

NEUE FUNDE

im fünften Band, worüber bereits ausführlich der Herausgeber im April-Heft der „Neuen Schweizer Rundschau" berichtet hat.

Schon die Gruppe der Jugendgedichte wird um zwei in Hamburg entdeckte Stücke bereichert. Das eine betitelt sich „Klagen. An Stella" und ist in schwungvoll-elegischem Odenstil Klopstockscher Liebeslyrik gehalten:

Stella! ach! wir leiden viel! wann nur das Grab —
Komme! komme kühles Grab! nimm uns beide!
Siehe Stellas Tränen, komme
Kühles ruhiges Grab . . .

Das andere Stück ist ein „Gustav Adolf" überschriebener Bardensang:

Kommt, ihr Kinder von Teut!
Ihr Kinder von Teut! zum Thale der Schlacht!
Entblösset die Häupter, ihr Kinder von Teut!
Und schauet nieder mit heiligem Blik!
Den hier — hier starb der Mann,
Dess Thaten die Lande sah'n,
Und ihren Felsen geboten,
Zu beugen die Scheitel den Thaten des Manns...

In diesem Stile geht es weiter, bis das Gedicht mit der nach alter Legende angenommenen Ermordung Gustav Adolfs plötzlich abbricht. An diese Bruchstelle schließt sich nun, wie Zinkernagel erkannt hat, der schon von früher her bekannte Fluch auf den Mörder „Ha! Verräter!

Verräter!", an dieses kurze pathetische Mittelstück dann aber als Abgesang jene Verse „Wir wollten seegnen In deinem Thale, du Herrlicher!", die man bisher für ein selbständiges Gedicht auf Gustav Adolf gehalten und die so auch noch der erste Band unserer Hölderlin-Ausgabe auf Seite 453 gebracht hat.

Ein Zuwachs zu den Gedichten der Reifezeit war nicht zu erwarten, nachdem in den letzten Jahrzehnten der in Stuttgart und Homburg v. d. H. befindliche Hölderlin-Nachlaß bereits zu verschiedenen Malen durchforscht worden war. Dennoch gelang es Zinkernagel, auf Grund eigener kritischer Verarbeitung des gesamten handschriftlichen Materials, manchem schon bekannten Stück eine völlig neue Gestalt zu geben, und sogar auch hier noch unbekannte Gedichtfragmente ausfindig zu machen. Drei umfangreichere sind allerdings nur durch Abschriften Christoph Schwabs überliefert und erscheinen deshalb in unserm fünften Bande in der Abteilung „Zweifelhaftes": es sind die gereimten Stücke „Der Aristokrat" und „Elegie", sowie die reimlose, erst nach 1796 entstandene „Epistel"; an ihrer Echtheit dürfte kaum zu zweifeln sein, da außer Schwabs Zeugnis auch der Stil und Gehalt der Verse sie als Hölderlinsches Geistesgut erscheinen lassen. Ein anderes, kleineres, von des Dichters eigener Hand stammendes Fragment sei hier als eine Probe mitgeteilt:

Wenn über den Weinberg es flammt
Und schwarz wie Kohlen
Aussiehet um die Zeit .
Des Herbstes der Weinberg, wird
Am . . . .
Die Röhre des Lebens üppiger athmen
In dem Nektar des Weinstoks.
. . . .
. . . .
Schön ists, die Seele
Zu entfalten und das Auge über
. . . .

Die Vermehrung der Gedichte aus der Zeit der Umnachtung übergehen wir hier, um uns noch kurz der Prosa zuzuwenden. Außer der von uns an die Spitze gestellten Ovid-Übertragung, dem Entwurf einer Predigt über Römer 12, Vers 1–6, die wahrscheinlich dem Jahre 1801 angehört, und einer interessanten Aufsatzdisposition über monarchische,

konstitutionelle und republikanische Regierungsformen und Ideen in alter und neuer Zeit bringt unser fünfter Band einen bedeutungsvollen Versuch über den „Communismus der Geister“, und zwar in novellenartiger Dialogform. Leider ist die Ausführung selbst Fragment geblieben, nur die vollständige Disposition gibt Aufschluß darüber, daß der Plan einer großen „Neuen Akademie“, mit dem sich auch Klopstock, Wieland, Lessing u. a. abgegeben hatten, in dieser dichterischen Form behandelt werden sollte.

Nicht nur für den Dichter, auch für den Menschen bringt der neue Hölderlin-Band ein schönes neues Zeugnis: in einem Brief des Siebzehnjährigen, der von Maulbronn aus den „Liebsten Geschwisterigen“ seine Neujahrswünsche sendet und dabei seiner Liebe und Zärtlichkeit für Großmutter, Mutter und Geschwister rührende Worte leiht. Um einen weiteren Brief ist auch die traurige Korrespondenz mit Mutter und Schwester in der Zeit der Umnachtung vermehrt worden. In des Dichters Glanzperiode aber führt ein bisher unbekannter Brief an Hölderlin von dem Jenaer Privotdozenten Vermehren. Dieser ist im Anhang unseres fünften Bandes, der zum erstenmal auch eine vollständige Sammlung der erhaltenen Briefe an den Dichter bringt, veröffentlicht und sei hier zum Schluß wenigstens im Auszuge mitgeteilt; der Bitte Vermehrens um einen Beitrag für seinen neuen Musenalmanach hat Hölderlin durch die Beisteuerung seiner Ode „Unter den Alpen gesungen“ und des Elegienkranzes „Menons Klagen um Diotima“ über alles Erwarten glänzend entsprochen:

VERMEHREN AN HÖLDERLIN

Jena, den 28. November 1800.

Ihre sich überall lebendig darstellende Humanität läßt mich Verzeihung hoffen, wenn ich, da ich Ihnen vielleicht gänzlich unbekannt bin, mich ohne Rückhalt geradezu an Sie wende, um von Ihrer Güte einen Wunsch, der mir sehr am Herzen liegt, erfüllt zu sehen. Es ist tiefe Trauer auf dem teutschen Parnasse, daß Voß und Schiller aufgehört haben, einen Almanach herauszugeben ... Mein Wille und Zweck ist, eine Sammlung von Poesien zu veranstalten, die, in einen schönen Kranz gewunden, unserem teutschem Genius ewig blühende Lorbeern ertheilen und den Stempel der Unvergänglichkeit an sich tragen; aber wie soll ich diesen Willen zur That erheben, wie soll ich diesen Zweck erreichen, wenn ich mich nicht kühn an die bewährten Männer wende,

die allein meinem Unternehmen die Krone aufsezen können? — Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, werden Sie meine ergebene Bitte entschuldigen, mich mit einigen Beiträgen von Ihrer Hand zu beehren. Und sollte ich auch nur das Glück haben, ein Gedicht mit dem Namen Hölderlin unterzeichnen zu dürfen, so würde Ihnen mein Dank aus vollem Herzen zuströmen, und die Musen sich liebend zu Ihnen neigen, weil Sie das denselben geweihte Opfer der göttlichen Vollkommenheit näher brachten. — Daß ich Sie zu einer Gesellschaft einlade, die Ihrer nicht unwürdig ist, mögen Ihnen die Namen von Goethe, Schiller, Voß, Matthisson, Kosegarten, Klopstock, Sophie Mereau beweisen, die mir Beiträge fest versprochen haben. Ich könnte Ihnen noch eine ganze Reihe von Dichtern hernennen, welche Deutschland unter seine vorzüglicheren zählt, aber wozu das, da Sie nicht gewohnt sind, aus fremdem, sondern aus eigenem Antriebe zu handeln? — Sollte ich auf Beiträge von Ihrer Güte rechnen dürfen, so würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir nächstens mit ein Paar Worten darüber Auskunft gäben ... Mit Hochachtung unterschreibe ich mich

Ihr ergebener Diener

Johann Bernhard Vermehren

* * *

CHRISTIAN HEINRICH KLEUKENS

DIE HANDPRESSE

DIE Bauart der alten Holzpresse Gutenbergs, früher allgemein deutsche Presse genannt, genügte im wesentlichen mehreren Jahrhunderten. Die Druckkraft dieser Presse wurde mit Hilfe der Schraube oder Spindel erzeugt. „So war auch die älteste Preß aus Holzin und wie ein Trott, damit man allerhand Saft austrottet, formiert" — sagt Königshofen, ein Chronist jener Zeit, in seiner Schrift über die Presse Gutenbergs. Wohl die erste Abbildung einer Buchdruckpresse gibt uns der große Pariser Drucker Jodocus Badius Ascensius, dessen Druckerzeichen von fünfzehnhundertundzwanzig ziemlich deutlich fast alle Einzelheiten der damaligen Presse zeigt: zwei senkrechte Stützen, derbe Querbalken, Spindel mit Bengel, Tiegel;

jedoch keine Federung, weder Welle noch Kurbel; das Fundament mit der Form mußte also hineingeschoben und herausgezogen werden. Eine mehr ins einzelne gehende Abbildung von Jost Ammann zeigt achtundvierzig Jahre später auch das Rähmchen, das während des Niederlegens und Hebens des Deckels den Bogen zu halten und zu schützen hat. Auch Punkturen, feine Stahlnadeln, bei Ammann übermäßig groß dargestellt, kannten schon die ersten Drucker. Dieses Hilfsmittel sticht in den Bogen Merkzeichen für den Widerdruck oder den Druck einer zweiten Farbe. Die erste wesentliche Verbesserung der alten Presse gelang sechzehnhundertundzwanzig dem mechanisch geschulten Drucker Willem Janszoon Blaeu in Amsterdam. Bei ihm finden wir zum erstenmal Kurbelwelle mit Gurt zum Ein- und Ausfahren des Karrens und eine Vorrichtung, daß Spindel und Hebel selbsttätig zurückfährt. Im ganzen baute dieser Meister der Drucktechnik neun verschiedenartige Pressen, die er nach den neun Musen benannte. Siebzehnhundertzweiundsiebzig konstruierte in Basel der Schriftgießer Wilhelm Haas eine Presse fast ganz aus Eisen. Er durfte jedoch seine Erfindung nicht verwerten, die zünftigen Buchdrucker Basels verboten es ihm. Die Haassche Presse ist einem Münzprägewerk nachgebildet; der Bengel, eine lange Stange mit einer Schwungkugel, befindet sich oberhalb des eisernen Preßgestells. Den erforderlichen stärkeren Druck muß aber der Arbeiter auch noch hier mit aller Körperkraft erzwingen. Wilhelm Haas junior, der die zünftigen Rechte der Drucker erworben, verbesserte die Erfindung seines Vaters. Sie hat eine größere Verbreitung nicht erlangt. Siebzehnhundertsiebenundsiebzig baute Freitag in Gera eine Presse ohne Bengel und Schraube; die Druckkraft wird hier durch einen Tritthebel bewirkt. Diese Neuerung ist jedoch für die Entwicklung der Handpresse ohne Bedeutung geblieben. In England trat um siebzehnhundertneunzig eine Reihe Verbesserer der Holzpresse

auf: Roworth, Ridley, Prosser, Medhurst und Brown; in Nordamerika Ramage; in Frankreich Didot, Anisson, Gaveaux, Villebois, Thonnelier, Frapié. Diese schlossen die erste Entwicklungsperiode ab. Die Umwälzung im gesamten Handpressenbau begann im Jahre achtzehnhundert. Der größte Übelstand aller bisherigen Systeme war die Unmöglichkeit, große und schwere Kolumnen mit einem Zuge auszudrucken. Man war gezwungen, Formen, die mehrere Seiten umfaßten und für die Druckkraft der Presse zu schwer oder für die Druckfläche, Tiegel genannt, zu groß waren, zunächst nur halb einzufahren, zu drucken, dann weiter einzufahren und nochmals zu drucken. Lord Stanhope in London gebührt das Verdienst, diese Übelstände für alle Zeiten behoben zu haben. Seine Presse, ganz aus Eisen gebaut, hat eine zehnmal größere Druckkraft als die Holzpresse. Zwar benutzte er noch das System der Schraube, die Preßstange ist jedoch ein kleines, kräftig wirkendes Hebelwerk geworden; dem Tiegel ermöglichte er die Größe des Fundaments. Die erste Stanhope-Presse baute im Jahre achtzehnhundert der geschickte Techniker Walker. Von anderen Seiten wurde versucht, Stanhopes Hebelwerk mit der Holzpresse zu verbinden. Dieser Baustoff war jedoch für Hebelkraft zu schwach, und die eiserne Presse begann den Siegeszug. Einen bedeutenden Fortschritt der Drucktechnik brachte um achtzehnhundertfünfzehn/sechzehn die Erfindung der Auftragwalzen mit einer Masse aus Leim und Sirup. Ihre Erfinder sind die Engländer Forster und Harrild. Zum Einschwärzen benutzte man früher zwei mit Kalbleder überzogene Pferdehaarpolster, Ballen genannt. Um achtzehnhundertundsiebzehn baute George Clymer in Philadelphia seine Columbia-Presse. Selbst durch wenig geübte Arbeiter läßt sich mit dieser ein Druck von größter Gleichmäßigkeit, Schärfe und Schönheit erzielen. Sie hat weder Spindel noch Schraube. Ihre außerordentliche Druckkraft wird durch eine geistvoll erdachte Hebelverbindung gewonnen; den Rück-

gang des Hebels bewirkt ein Gegengewicht in Form eines Vogels, das oberhalb der Presse auf einer Stange befestigt ist. Im Jahre achtzehnhundertundzwanzig baute Cogger, ein Engländer, seine erste Presse, deren Mechanismus von allen vorigen wesentlich abweicht: zwei Keile auf der Mitte des Tiegels werden durch Anziehen der Hebelverbindung auf zwei andre getrieben und üben so den Druck aus, kräftige Spiralfedern heben dann den Tiegel und führen gleichzeitig den Hebel zurück. Diese Presse hat jedoch bei schweren Formen einen kaum zu bewältigenden Zug. Einfachere, von größerer Druckkraft, in ihrem Mechanismus wirksamere Pressen entstanden in Nordamerika schon vor achtzehnhundertzwanzig. Ein Kniegelenk wird zur Ausübung des Druckes senkrecht gezogen. Peter Smith in New York ist Erfinder dieses vortrefflichen Systems. Das einfache Knie verwendete auch Samuel Rust in Washington bei seiner bekannten Washington-Presse. Hagar konstruierte eine Presse von ähnlichem Prinzip; bei der Hagar-Presse bewirkt das Geradestellen zweier Kegel den Druck. Mit der Erfindung des Kniehebel- und Kegelsystems ist die Entwicklung der Handpresse zum Abschluß gelangt. Alle in neuerer Zeit gebauten Pressen beruhen auf diesem System und weichen fast nur in äußeren Formen voneinander ab. Unzählige Maschinen sind im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts für das schnelle Drucken erfunden worden. Gleichmäßige, saubere, tiefschwarze Drucke stellt die Maschine her, mechanisch, seelenlos, gleichgültig, in rasendem Tempo: der Mensch ist zum unpersönlichen Handlanger der Maschine geworden. Die größten Leistungen unserer Zeit sind Leistungen der Technik. Im tiefsten Sinne wurden aber dieser hohe und heilige Aufgaben gestellt: den Menschen die Möglichkeit zu geben, auch das Persönliche zu pflegen. Bei der Handpresse bleibt der Mensch als Einzelwesen bestimmend; er bestimmt den Ausfall jedes einzelnen Abzuges. Seine Drucke haben Seele, sie sind lebendig.

Von dem Andenken an den Tod

Eine Erzählung aus den „Gesta Romanorum"

In der Insel-Bücherei ist soeben eine von Axel von Leskoschek illustrierte Auswahl aus dem berühmtesten Legendenbuch des christlichen Mittelalters erschienen.

Es ergötzte sich einst ein gewisser Fürst sehr an der Jagd; nun begab es sich einmal, daß, als er zum Jagen ausgezogen war, zufällig ein Kaufmann ihm auf derselben Straße nachfolgte, und da er den Fürsten erblickte, wie er schön, angenehm anzuschaun und mit kostbaren Gewändern bekleidet war, sprach er in seinem Herzen zu sich: ‚O mein Herrgott, dieser Mann da liegt dir wohl sehr am Herzen; sieh, wie schön er ist, munter und angenehm anzusehn, und wie alle in seiner Umgebung anständig gekleidet sind.' Als er dies so bei sich gedacht hatte, sprach er zu einem von den Dienern des Fürsten: „Sage mir, mein Lieber, wer ist denn Euer Herr?" Der aber versetzte: „Er ist Herr über viele Länder und gar mächtig durch seinen Reichtum an Gold, Silber und Dienerschaft." Da sprach der Kaufmann: „Der steht bei Gott wohl angeschrieben, denn er ist der Schönste und Weiseste von allen, die ich gesehn habe." Wie jener das hörte, erzählte er im geheimen alle Worte des Kaufmanns seinem Herrn. Als nun der Herr gegen die Abendstunden nach Hause zurückkehrte, bat er den Kaufmann, bei ihm zu übernachten. Der unterstand sich nicht, dagegen etwas einzuwenden, sondern begab sich mit dem Fürsten in die Stadt. Als er nun das Schloß desselben betreten hatte, erblickte er so viele schöne, mit Gold ausgemalte Zimmer und so viele Reichtümer, daß er sich gar sehr wunderte. Wie nun die Stunde des Abendessens da war, hieß der Fürst den Kaufmann sich neben seiner Gemahlin zu Tische setzen, und als dieser eine so schöne und liebenswürdige Dame erblickte, geriet er fast außer sich und sprach in seinem Herzen: ‚O mein Gott, dieser Fürst hat alles, was sein Herz begehrt: eine schöne Frau und Tochter, Söhne und Diener mehr als zuviel.' Wie er noch so nachdachte, wurden vor die Fürstin und ihn Speisen gesetzt, und siehe, die kostbarsten Delikatessen wurden auf einem Totenkopfe serviert und vor die Dame hingestellt, und allen wurde im großen Saale von silbernen Schüsseln durch ihre Diener aufgewartet. Wie nun der Kauf-

mann einen Totenkopf vor sich sah, da bewegten sich alle seine Eingeweide, und er sprach in seinem Herzen: ‚Weh mir, ich fürchte, an diesem Orte mein Leben einzubüßen.' Die Dame aber beruhigte ihn, soviel sie vermochte. Als nun aber die Nacht gekommen



war, führte man ihn in ein anständiges Zimmer, wo er ein Bett bereitet fand, das mit Vorhängen umgeben war, und in einem Winkel des Gemachs große Kandelaber. Als er nun das Bett bestiegen hatte, verschlossen die Diener die Türe, und der Kaufmann blieb allein in dem Gemache zurück und betrachtete sich den Winkel, wo das Licht war, und sah zwei tote Menschen da-

selbst an den Armen aufgehängt. Wie er das gesehn hatte, ergriff ihn eine unerträgliche Furcht, so daß er durchaus nicht einschlafen konnte; des Morgens früh aber stand er auf und sprach: ‚Weh mir! ich fürchte, ich muß heute neben jenen beiden hängen.' Als nun aber der Fürst aufgestanden war, ließ er den Kaufmann zu sich rufen und sprach: „Mein Lieber, wie gefällt es dir bei mir?" Der aber versetzte: „Mir gefällt alles recht wohl, außer daß man mich bei Tische auf einem Totenkopfe bediente, so daß ich unglaublichen Ekel empfand und nicht essen konnte. Als ich mich aber zu Bette gelegt hatte, sah ich zwei Jünglinge in einem Winkel des Gemachs aufgehängt, so daß mich eine so gewaltige Furcht ergriff, daß ich nicht schlafen konnte, und deshalb laßt mich um Gottes willen jetzt weiterziehen." Da sprach der Fürst: „Mein Lieber, du sahst meine allzu schöne Frau und einen Totenkopf vor ihr. Der Grund ist folgender: Der, dessen Kopf das war, war einst ein edler Herzog, der meine Frau beredete und sie verführte. Kaum hatte ich sie aber einmal zusammen getroffen, ergriff ich mein Schwert und hieb ihm den Kopf ab. Darum nun setze ich zum Zeichen ihrer Beschämung jenes Haupt jeden Tag vor sie hin, um ihr die Sünde, welche sie begangen hat, wieder vor das Gedächtnis zu führen. Der Sohn des Getöteten hat jene zwei mir so nahe verwandten Jünglinge ermordet, die in jenem Gemache hängen. Darum nun besuche ich jeden Tag ihre Körper, auf daß ich immer hitziger werde, ihr Blut zu rächen. Wenn ich aber die Treulosigkeit meiner Gattin bedenke und den Tod jener Jünglinge vor mein Gedächtnis zurückführe, kann ich keine Freude mehr haben. Gehe also, mein Lieber, hin in Frieden und beurteile fürder nicht mehr nach dem Scheine das Leben eines Menschen, bevor dir nicht die vollständige Wahrheit bekannt worden ist." Da nahm der Kaufmann Abschied von ihm und machte sich zu seinen Handelsgeschäften auf den Weg.

* * *

DER SPIEGEL

OTTO FREIHERR VON TAUBE, DAS OPFERFEST

KONRAD Dippel war „renitenter" Pfarrer in Hessen und ein gewaltiger Mann. „Renitent" war er als Anhänger des alten hessischen Kurhauses und Hasser der Preußen, der sich standhaft weigerte, den König von Preußen ins Kirchengebet einzuschließen. Das machte eine Weile Eindruck, und Konrad Dippel galt fast als Märtyrer. Später lichtete sich seine Gemeinde, er selber heiratete nach dem Tod seiner dritten Frau seine Magd, zog aufs Land, übernahm schließlich den Hof seines Schwiegervaters.

Hier, in Wenig-Zennern, beginnt die Laufbahn von Henner Dippel, dem Sohn aus des Pfarrers und Bauern Konrad Dippel dritter Ehe. Henner Dippel hatte viele Geschwister, ältere und jüngere. Von ihnen ist wenig die Rede. Es waren Dutzend-Menschen, der Henner aber war ein Eigener. In ihm hatten sich gewisse teutonische Eigenschaften des Vaters in Reinkultur entwickelt. Das dröhnende Pathos des Alten hatte sich sozusagen nach innen geschlagen und eine Seelenverfassung bewirkt, die den armen Jungen zwang, seine Stirn fortwährend den wildesten Stürmen entgegenzuheben und in urtümlichem Trotz sich emporzurecken, so hoch, bis schließlich der fanatisch bohrende, in eigensinnigem Solipsismus sich verkapselnde Student der klassischen Sprachen und germanischen Altertumswissenschaft als germanischer Heiland sich fühlte. Nun, da er mit allen Freunden und Verwandten gebrochen, fand er eine Gemeinde, fand er Gönner, die ihm die Verwirklichung seiner altgermanischen Lebensideale zu ermöglichen bereit waren. Das Ende ist eine Szene von grotesker, tragischer Lächerlichkeit, ein vom jüdischen Mäzen inszeniertes altgermanisches Opferfest.

Soviel über den äußeren Rahmen. Er ist nicht das Wesentliche. Henner Dippel ist eine Figur von so eindeutig geprägter Eigenart, daß man sie neben die ganz großen Romanfiguren der Weltliteratur stellen muß – ein einmaliger und ewiger Typus, in dem ganz bestimmte Zeitströmungen, Übertreibungen und Narrheiten Fleisch und Bein bekommen haben. Wie der alte Grandet Balzacs ein Typus ist und ganz gewiß nicht zufällig ein französischer Typus, vielmehr schon im Harpagon Molières seinen Ahnvater hat; wie der Sir Willoughby des Meredith das gewachsene Urbild des englischen Egoisten ist, so ist der Henner Dippel der einrissige, eingebildete, gelehrte und rührend urteilslose, fanatisch idealistische und lächerlich dörperhafte Deutsche. Irgendwie hat ihn jeder schon kennengelernt, den Naturmenschen, der sich mit wallender Mähne, Sandalen und leinenem Gewande in die Politik begibt, die Lebenserneuerung nach demokratisch-aristokratisch-kommunistischen Grundsätzen verkündet und mit der bescheidenen Selbstverständlichkeit des Bohémiens Bismarcks mangelhaftes Deutschbewußtsein ablehnt.

Es könnte nun leicht scheinen, als ob das Buch des Freiherrn v. Taube

eine Tendenz hätte, womöglich sogar eine politische Tendenz. Das ist keineswegs der Fall. Diese Dichtung erhebt sich hoch über die politischen Niederungen. Hier wird einer kranken Generation in packender Satire ihr Spiegelbild gezeigt. Davon gehen heilsame Wirkungen aus. Wer das Buch liest, wird es sobald nicht wieder los werden.

München-Augsburger Abendzeitung.

★

EDOUARD SCHNEIDER / ELEONORA DUSE
ERINNERUNGEN, BETRACHTUNGEN UND BRIEFE

... Was sollen Worte und Bücher über eine Kunst oder ihre Träger, die der Kontrolle des Verstandes keinen festen Komplex, sondern nur eine schwingende Linie, einen verfliegenden Rhythmus unterstellen, zumal doch die Erinnerung, die einzige Stütze auf diesem begrifflichen Wege, ein so vages und dem Augenblick und seinen schillernden Stimmungen selbst verhaftetes Gebilde ist? Wie die Künstlerin war, die als Eleonora Duse durch das Fegefeuer dieser Erde schritt und die schon zu ihren Lebzeiten eine fast sagenhaft unwirkliche Gestalt gewann, kann das Buch, das ihre geistige und ihre leibliche Wesenheit zu umreißen trachtet, dem nicht vermitteln, der nie in den Bann ihrer brennenden Augen, ihrer seelenhaft singenden Stimme trat. Wer sie als Mensch und Kämpferin gewesen — und ist das Menschliche nicht der eigentliche Nährboden, aus dem die Kunst aufsprießt, und nicht etwa „Technik"? —, auf diese Frage weiß Edouard Schneider, der durch lange Jahre der Duse freundschaftlich-verbundene französische Schriftsteller, erschütternde Antwort zu geben.

Erschütternde Antwort. Denn, nicht wahr, wir durch viele Katastrophen des Scheins belehrte Menschen sehen in dem Beifall der Menge nicht mehr den Inhalt eines ernstlich der Kunst geweihten Lebens, sondern höchstens noch seine Kulisse. Der Urgrund alles Künstlertums ist der sensible, tausend Reizen hörige irdische Leib, eine bis zum Wahnsinn gesteigerte Erlebnisfähigkeit der Seele, die dem ihr verfallenen Menschen nicht Glück, sondern Fluch bedeutet. Die sprichwörtliche „göttliche Heiterkeit" des Künstlervölkchens vermag dagegen keinen Einwand zu stellen, zumal nicht feststeht, wie sehr sie vielleicht Notwehr ist. Daher walte immer Vorsicht gegenüber den spaßhaften Anekdoten, die die beliebteste Art sind, Künstlern als mit der Bürgerelle nicht zu erfassenden Sondermenschen auf die geheime Spur zu kommen.

Daß es diesen anekdotischen Weg — er wäre bei der Duse selbstverständlich auch möglich — nicht beschritt, ist die Besonderheit und der schönste Zug des Bekenntnisses, das Edouard Schneider vor uns von der auch als Mensch bedeutenden, ja als Mensch uns hier erst völlig entschleierten Erscheinung ablegt. Aber weil in Eleonora Duse Künstlertum und Weibtum so unlöslich ineinander verflochten waren, wird das menschliche Bild immer wieder ins künstlerische geweitet. Denn welcher Künstler kommt um sich selbst herum, auch wenn er aus fremden Ge-

danken heraus bildet; irgendwie ist, was er wirklich erschafft, immer ein Stück seines eigenen Herzens. Die Tiefe (oder Flachheit) des Menschseins ist dafür entscheidend, ob er nur sich selbst immer wieder kopiert, wie es viele Künstler tun, oder vielleicht ihm selbst verborgene Saiten seines Inneren zum Schwingen bringt. Daß „tausend Frauen" in ihr miteinander kämpfen, hat die Duse einmal selbst von sich gesagt...

Von ihrer Kunst bleibt nichts als die Erinnerung in den Menschen, denen sie Erlebnis ward, mit denen auch diese sterben wird. Aber ihr Menschliches ruht gerettet für alle Zeiten in diesem Buche, dessen persönlicherer Stil aus überquellender Liebe kommt. Wir sehen sie leben und leiden mit den Gestalten, die darzustellen sie den Zwang in sich fühlte, schauen hinein auch in die Tragik ihres äußeren Lebens, das ihr keine Sicherungen bot für geruhsame Arbeit, das im Gegenteil allerlei Widerwärtigkeiten ausgeliefert war, an denen sie ihre Kräfte aufreibt, an denen aber auch ihr der Tat hingebendes Herz sich stählt zu immer neuem Ansturm auf das als ihr Schicksal erahnte Ziel. Auf Mussolini, auf d'Annunzio, deren gefälligen Worten keine tätige Hilfe folgt, fallen schwere Schatten. Dennoch war es nicht, wie oft behauptet wird, wirtschaftliche Not allein, die sie 1921 wieder auf die Bühne trieb; sondern der Schritt zurück in die Kunst ist eine letzte Zuflucht des bedrängten Herzens. Ihre schwersten Kämpfe focht sie mit den Gestalten durch, die sie verkörperte, an die sie sich mit allen Kräften ihrer weiten Seele hingab, wie sie denn einmal bekannte: „Soweit in mir Gefühl und Leidenschaft reichen, so weit reicht in mir die Kunst." Wer will da zu entscheiden sich erkühnen, wo bei ihr das Leben aufhört und die Kunst anfängt?

Kurt Voß im „Hannoverschen Kurier".

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

In dieser stillsten Zeit des Jahres haben die Vorgänge im Verlag, über die an dieser Stelle bereits im vorigen Hefte ausführlich gesprochen worden ist, keine wesentliche Veränderung erfahren.

Von der Faksimile-Ausgabe der Manesseschen Liederhandschrift, über die im nächsten Hefte Gustav Roethe, der berufensten einer, einen ausführlichen Aufsatz veröffentlichen wird, ist die zweite Lieferung soeben versandt worden. Das aufschlußreiche Buch über die geheimnisvolle Osterinsel und das erschütternde Erinnerungsbuch über Eleonora Duse sind inzwischen erschienen und von der Presse im weitesten Umfang durch Auszüge und Besprechungen gewürdigt worden. Schön, in neuem Gewande, präsentiert sich der Band Nietzsches Briefe an Mutter und Schwester, der rechtzeitig zum achtzigsten Geburtstage von Frau Elisabeth Förster-Nietzsche erscheint. Ein neues, weil der Belastung durch den wissenschaftlichen Apparat entbehrendes Buch ist die wiederum von Fritz Bergemann besorgte zweite Auflage

unserer Büchner-Ausgabe geworden. Auch sie vereinigt selbstverständlich alles, was für Büchners Wesen und Wirken von allgemeiner Bedeutung ist: seine sämtlichen Dichtungen und Briefe, soweit sie erhalten sind, Übersetzungen der beiden Dramen Victor Hugos: Lucretia Borgia und Maria Tudor, die politische Flugschrift „Der Hessische Landbote" und die leider nur lückenhaft auf uns gekommene naturwissenschaftliche Abhandlung „Über Schädelnerven". Mögen noch viele von dem Feuer und der Kühnheit dieses ungestümen Geistes ergriffen werden!

Eine Freude für Auge und Ohr ist der stattliche Band Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen, der die neue Auflage der ersten vier Hefte, die im 76.–80. Tausend vorliegen, und die neuen Hefte 5 bis 8 umfaßt. Der sehr niedrige Preis dafür ist 6,80 Mark, jedes der Hefte ist für 0,80 Mark einzeln lieferbar. Dem zweistimmigen Liedersatz ist in dieser Ausgabe ein Lautensatz hinzugefügt worden. In die Reihe der modernen Künstler, die bisher diese alten und neuen Lieder unseres Volkes mit ihrem Stift verschönt haben, tritt mit dem sechsten Heft Hans Meid.

Unsere Hölderlin-Ausgabe ist um den fünften Band vermehrt worden, der eine Anzahl interessanter neuer Funde bringt. Neben der Gesamtausgabe sind die Gedichte und Briefe Hölderlins in je einem Halblederband einzeln als Liebhaberausgaben erschienen. Eine bedeutsame Veröffentlichung, Goethes und Schillers Verhältnis zur älteren Romantik erhellend, wird in Kürze in deren mit August Wilhelm und Friedrich Schlegel geführtem Briefwechsel, herausgegeben von Josef Körner und Ernst Wieneke, vorliegen.

In der Insel-Bücherei erscheinen sieben neue Bände: D. H. Lawrence, Der Fuchs. Novelle (Nr. 384); Gustav Freytag, Die Entwicklung der deutschen Volksseele. ‹Aus den Bildern aus der deutschen Vergangenheit.› (Nr. 385); N. W. Gogol, Das Bildnis. Erzählung (Nr. 386); Chinesische Meisternovellen (Nr. 387); Märchen und Legenden aus den „Gesta Romanorum". Mit Holzschnitten von Axel von Leskoschek (Nr. 388); Platos Gastmahl (Nr. 389); Oscar Wilde, Das Gespenst von Canterville. Mit Bildern von Hans Alexander Müller (Nr. 390).

An Neuauflagen liegen vor: Oscar Wilde, Erzählungen und Märchen (133.–140. Tausend); Honoré de Balzac, Die tolldreisten Geschichten genannt Contes drolatiques (29.–31. Tausend); Martin Andersen Nexö, Pelle der Eroberer (14.–20. Tausend; einbändige Ausgabe auf Dünndruckpapier); Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin (27.–32. Tausend).

* * *

DAS INSELSCHIFF

EINE ZEITSCHRIFT FÜR DIE FREUNDE DES INSELVERLAGES



IM HERBST
1926

7. JAHRG. HEFT 4

INHALT

BILDER:

Umschlagzeichnung von Walter Tiemann

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser · Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte · Leipzig

DAS
INSELSCHIFF
*
EINE
ZEITSCHRIFT
SIEBENTER JAHRGANG / VIERTES HEFT
HERBST 1926
*

Hoch überm Firmament sucht ich die Quelle
Von Urbestimmung, Paradies und Hölle.
Da sprach mein weiser Lehrer: „Freund, in dir
Allein sind Kismet, Paradies und Hölle."
OMAR CHAJJÂM

GOETHE

SALOMONS, KÖNIGS VON ISRAEL UND JUDA GÜLDNE WORTE VON DER ZEDER BIS ZUM YSOP

I

Es stand eine herrliche Zeder auf Libanon in ihrer Kraft vor dem Antlitz des Himmels. Und daß sie so strack dastund, deß ergrimmten die Dornsträuche umher und riefen: „Wehe dem Stolzen, er überhebt sich seines Wuchses!" Und wie die Winde die Macht seiner Äste bewegten und Balsamgeruch das Land erfüllte, wandten sich die Dörner und schrien: „Wehe dem Übermütigen, sein Stolz braust auf wie Wellen des Meers, verdirb ihn, Heiliger vom Himmel!"

2

Eine Zeder wuchs auf zwischen Tannen, sie teilten mit ihr Regen und Sonnenschein. Und sie wuchs, und wuchs über ihre Häupter und schaute weit ins Tal umher. Da riefen die Tan-

nen: „Ist das der Dank, daß du dich nun überhebest, dich, die du so klein warest, dich, die wir genährt haben!" Und die Zeder sprach: „Rechtet mit dem, der mich wachsen hieß."

3

Und um die Zeder stunden Sträucher. Da nun die Männer kamen vom Meer und die Axt ihr an die Wurzel legten, da erhub sich ein Frohlocken: „Also strafet der Herr die Stolzen, also demütigt er die Gewaltigen!"

4

Und sie stürzte und zerschmetterte die Frohlocker, die verzettelt wurden unter dem Reisig.

5

Und sie stürzte und rief: „Ich habe gestanden, und ich werde stehen!" Und die Männer richteten sie auf zum Maste im Schiffe des Königs, und die Segel wehten von ihm her, und brachte die Schätze aus Ophir in des Königs Kammer.

6

Eine junge Zeder wuchs schlank auf und schnell und drohte die andern zu überwachsen. Da beneideten sie alle. Und ein Held kam und hieb sie nieder, und stutzte ihre Äste, sich zur Lanze wider die Riesen. Da riefen ihre Brüder: „Schade! schade!"

7

Die Eiche sprach: „Ich gleiche dir, Zeder!" „Tor!" sagte die Zeder, „als wollt ich sagen, ich gleiche dir."

8

Zwei Birken stritten, wer der Zeder am nächsten käme. „Birken seid ihr!" sagte die Zeder.

9

„Uns ist wohl," sagte ein brüderlich gleicher Tannenwald zur Zeder, „wir sind so viel, und du stehst allein." „Ich habe

auch Brüder," sagte die Zeder, „wenngleich nicht auf diesem Berge."

10

Ein Wald ward ausgehauen, die Vögel vermißten ihre Wohnungen, flatterten umher und klagten: „Was mag der Fürst für Absichten haben! Den Wald! den schönen Wald! Unsre Nester!" Da sprach einer, der aus der Residenz kam, ein Papagei: „Absicht, Brüder! Er weiß nichts drum."

11

Ein Mädchen brach Rosen vom Strauch und kränzte ihr Haupt mit. Das verdroß die Zeder und sprach: „Warum nimmt sie nicht von meinen Zweigen." „Stolzer," sagte der Rosenstock, „laß mir die meinen!"

12

Ein Wandrer, der unter der Eiche Mittagsruh gehalten hatte, erwachte, streckte sich, stand auf, und wollte weiter. Der Baum rief ihm zu: „Undankbarer! Hab ich dir nicht meinen Schatten ausgebreitet, und nun nicht einen Blick!" „Du mir!" lächelte der Wandrer zurückschauend.

13

Das Gräslein, da der Wind drüber spielte, ergötzte sich und rief: „Bin ich doch auch da, bin ich doch auch gebildet, klein aber schön, und bin!" „Gräslein, in Gottes Namen!" sagte die Zeder.

14

Ein Waldstrom stürzte die Tannen drunter und drüber ins Tal herab und Sträucher und Sprößling und Gräser und Eichen. Ein Prophete rief zuschauend vom Fels: „Alles ist gleich vor dem Herrn."

15

„Ha," sagte die Zeder, „wer von meinen Zweigen brechen will, muß hoch steigen!" „Ich," sagte die Rose, „habe Dornen."

Geschrieben 1774/1775

DAS WUNDERKIND MOZART

Ein Bericht aus Lausanne vom 11. Oktober 1766

ICH zweifle nicht, meine Herren, daß Sie den jungen Mozart gehört haben, und ich bin überzeugt, daß er auf Sie denselben Eindruck gemacht hat wie auf alle diejenigen, denen die Natur Organe verliehen hat, die fähig sind, die Erzeugnisse der schönen Künste zu schätzen. Sie werden mit ebensoviel Überraschung als Vergnügen gesehen haben, daß ein Kind von neun Jahren Klavier spielt wie die großen Meister. Und was Sie noch mehr in Erstaunen versetzt haben wird, ist von glaubwürdigen Leuten zu erfahren, daß es schon vor drei Jahren hervorragend spielte, zu hören, daß fast alles, was er spielt, von ihn selbst komponiert ist, in allen seinen Stücken und selbst in seinen Phantasien den Charakter von Kraft, der der Stempel des Genies ist, die Vielseitigkeit, die das Feuer der Einbildungskraft anzeigt, und die Anmut, die einen sicheren Geschmack beweist, gefunden zu haben, endlich ihn die schwierigsten Stücke mit einer Ungezwungenheit und Leichtigkeit ausführen zu sehen, die selbst bei einem Musiker von dreißig Jahren überraschen würde. Und Sie werden sich vielleicht dieselbe Frage vorgelegt haben, die ich viele Leute habe stellen hören: Begreifen Sie es?

Wie mir scheint, beweist es ebensoviel Dummheit, über nichts als über alles in Erstaunen zu geraten. Erscheinungen zu sehen ohne den Versuch, sich von ihnen Rechenschaft zu geben, ist ein Zeichen von Geistesschwäche. Ich habe unseren jungen Musiker oft gesehen, ich habe ihn aufmerksam beobachtet, und ich wage hier einige Gedanken, die vielleicht Ihrem Plane, wie ich ihn mir vorstelle, nicht so fremd sind, wie es zunächst erscheint. Die Lösung des Rätsels des jungen Mozart, wenn Sie mir diesen Ausdruck gestatten wollen, gehört zu der allgemeinen Frage der Verbindung zwischen dem mo-

ralischen und dem physischen Menschen und ist um so interessanter, als sie zur Erklärung für das Außergewöhnliche dient, das alle die anderen Kinder uns zeigen, bei denen man frühreife Begabungen für irgendeinen Zweig der Wissenschaft oder für eine der schönen Künste bewundert hat, und sie gibt zugleich Aufklärung über diejenigen Menschen, bei denen eine unbedeutende Gelegenheit zuweilen erst sehr spät ein ausgezeichnetes Talent entwickelt hat, das bis dahin verborgen geblieben war.

Dieselbe Ursache, die Ovid schon im Kindesalter nicht erlaubte, zu seinem Vater in Prosa zu sprechen, indem er ihn um Verzeihung dafür bat, daß er zu viele Verse mache, die Molière zwang, Komödien zu schreiben statt Stühle zu flechten, hat den jungen Mozart gebildet: sie waren geborene Dichter, er ist ein geborener Musiker. Aber woher kommt es, daß man als Dichter, als Musiker oder als Maler geboren wird? Aufgabe der Metaphysik wäre es, uns das zu sagen. Aber wenn sie auf der einen Seite uns darüber im Ungewissen läßt, wie die Wirkung der äußeren Dinge auf unsere Sinne sich der Seele mitteilt und im Gehirn Eindrücke hinterläßt, die deren Bilder wieder hervorzubringen fähig sind, so gibt sie uns andererseits dafür manche Erfahrungswahrheiten kund, die, als Prinzipien verwertet, ein helles Licht auf die interessantesten Fragen von der Wissenschaft des Menschen werfen.

Eine dieser Wahrheiten ist, daß die Verschiedenheit der Organe ein Wesen empfänglicher für die Eindrücke macht, die es durch einen seiner Sinne empfängt, als für diejenigen, die ihm durch die anderen zukommen. Von zwei Menschen, die aus einer Gemäldeausstellung in einen Konzertsaal gehen, wird der eine von einem Meisterwerke eines großen Malers entzückt sein, sich auch weiter damit beschäftigen und die Musik nicht hören, der andere, der die Gemälde nur überblickt hat, ohne sie zu sehen, wird dafür dadurch entschädigt, daß er alle Schön-

heiten des Konzertes aufs lebhafteste empfindet. So reißt eine in Musik gesetzte Vorstellung den hin, der oft nur mäßig von einer dichterischen gerührt wird, und Iphigenie am Altar kann im Gemälde dem Tränen abnötigen, der Racines Heldin auf der Bühne gesehen hat, ohne davon bewegt zu werden.

Eine zweite Wahrheit, die vielleicht nur eine Folge der ersten ist, ist folgende: Die größere oder geringere Empfindlichkeit eines Sinnes sind die größere oder geringere Anlage im Gehirn, von den Bildern, deren Organ dieser Sinn ist, getroffen zu werden, bewirken es, daß derselbe Gegenstand von verschiedenen Personen sehr verschieden gesehen wird. Es gibt Leute, die Gemälde gern sehen, ohne doch etwas anderes an ihnen zu bemerken als eine Farbenmischung, die ihnen angenehm ist, während das Malerauge sofort alle Schönheiten darin auffaßt. Um das Gebiet der schönen Künste zu verlassen: das gewöhnliche Kind sieht, wenn es mit Vergnügen eine Nelke betrachtet, nur, ob sie rot oder weiß ist; das Kind, das die Natur zum Blumenfreund bestimmt hat, bemerkt wohl einige ihrer Eigenschaften, aber eine größere Anzahl, die Tournefort im Alter von sieben Jahren mit einem Blick erfaßte, entgeht ihm.

Eine andere, wichtigere Beobachtung ist die, daß die Natur, obgleich es nicht sicher, nicht einmal wahrscheinlich ist, daß die verschiedenen Klassen der Vorstellungen ihre besonderen Fächer im Gehirn haben, dennoch eine enge Verkettung gewollt hat zwischen den Bildern derselben Art, zwischen denen, die wir demselben Sinn verdanken, zwischen denen, die uns zur gleichen Zeit, am gleichen Orte, unter den gleichen Umständen zugekommen sind, so daß eine von ihnen, die wiedererweckt wird, alle andern mit ins Bewußtsein ruft.

Es ist weiterhin klar, daß so wie ein Körperteil durch die häufige Wiederholung gewisser Bewegungen Leichtigkeit erwirbt, sie mit einer Schnelligkeit, Kraft und Genauigkeit aus-

zuführen, die in Erstaunen setzen, die Organisation (ich verstehe darunter alles, was zur Denkfähigkeit führt), die fast nur mit Eindrücken und Vorstellungen einer gewissen Art beschäftigt wird, daraus einen Vorteil ziehen kann, den weniger mit diesem Gegenstand beschäftigte Personen oder solche, bei denen dieser Teil der Organisation weniger vollkommen ist, nicht begreifen können.

Ich füge eine fünfte Wahrheit hinzu: sehr starke Eindrücke üben auf ein empfängliches Gehirn Zwangswirkungen aus, diese bringen unwillkürliche Bewegungen hervor, die man nicht unterdrücken kann. Der Anblick einer neuen Maschine, deren Geheimnis man ihm verbirgt, beunruhigt den großen Mechaniker, bis er es entdeckt hat. Wie sollte die Vorstellung eines Tones und noch mehr ein Ton selbst ein Gehirn, auf das die Sinne lebhaft einwirken, nicht zwingen, sich mit Musik zu beschäftigen?

Endlich kann ich hier auf Grund mehrerer Beispiele feststellen, daß bei Menschen mit hervorragender Begabung, wie es scheint, das, was im Gehirn die Ursache dieser Begabung ist, zugleich den Schlüssel aller andern bildet, die sich nur äußern können, wenn jene sich entwickelt. Corneille war ein elender Rechtsanwalt und galt für einen weit untermittelmäßigen Menschen, als er seine ersten Verse machte: welchen Kopf entwickelten diese Verse! Stone war mit achtzehn Jahren ein Gärtnerjunge, der nicht lesen konnte; er sah einen Maurer rechnen, auch er war zum Rechnen geboren; drei Jahre später war er ein berühmter Gelehrter, der die größten Geometer über die schwierigsten Probleme der Mathematik belehrte. Mit fünfzehn Jahren war der größte Mechaniker unserer Zeit ungeschickt zu allem. Seine Mutter nahm ihn mit sich zu seinem Direktor; er wartete in einem Vorzimmer, in dem eine große Wanduhr stand; das Geräusch des Pendels fesselte seine Aufmerksamkeit, er betrachtete das Räderwerk durch die Spal-

ten des Kastens: bald machte er die Meisterwerke, die Europa in Erstaunen versetzten, zu dessen ersten Akademikern er heute gehört. Der Vater eines der liebenswürdigsten deutschen Dichter[1], in Verzweiflung, seinem Sohne nichts beibringen zu können, schickte ihn als letztes Hilfsmittel aufs Land zu einem Manne, der durch dergleichen Erziehungsproben berühmt, aber nicht glücklicher war als seine früheren Lehrer.[2] Aber ein Gedichtbuch[3] fiel dem Jüngling in die Hände: die Rinde, die den Dichter umhüllte, bricht auf, er macht Verse und erwirbt rasch alle für diese Kunst notwendigen Kenntnisse. Ich führe keine weiteren Beispiele an: sie würden mich zu weit von unserem kleinen Orpheus entfernen, zu dem es Zeit ist zurückzukehren.

Er ist mit einem auserlesenen Ohr und einer Organisation geboren, die geneigt ist, von der Musik aufs stärkste berührt zu werden. Als Sohn eines großen Musikers und jüngerer Bruder einer Schwester, deren Spiel gleichfalls ihre Bewunderung erregt hat, hat er harmonische Töne als erste Gehörseindrücke aufgenommen; die reizbare Saite ist bei ihm seit seiner Kindheit berührt worden, sofort hat sie Töne von sich gegeben, und er muß im gleichen Augenblick Musik gemacht haben, wo er welche gehört hat. Die Herrschaft, die die Seele bei jedermann auf die Stimmorgane ausübt, ohne sie zu kennen, übt sie beim Musiker auf die Finger und man kann sagen auf den ganzen Körper aus: das Instrument wird so gut an seine Bedürfnisse angepaßt, daß er bald alle seine Gebrauchsweisen kennt. Er hat bei der Geburt die Genauigkeit und Feinheit des Organs mitbekommen, der der geringste falsche Ton Schmerzen macht. Ebenso wird das dichterische Ohr durch einen schlechten Vers unmittelbar verwundet, während derjenige, der Verse nur schmiedet und keinen anderen Apollo

---

[1] Salomon Geßner. — [2] Vögeli in Berg in der Nähe von Zürich. — [3] Brockes' „Irdisches Vergnügen in Gott".

kennt als die Regeln, den größten Teil seiner Zeit damit verliert zu prüfen, ob er Fehler gemacht hat. Die Empfindlichkeit und Genauigkeit des Ohrs sind bei dem jungen Mozart so groß, daß falsche, scharfe oder zu starke Töne ihm Tränen hervorrufen. Seine Einbildungskraft ist ebenso musikalisch wie sein Ohr, sie hat immer eine Menge von Tönen auf einmal gegenwärtig. Ein einziger gegebener Ton ruft im selben Augenblick alle diejenigen hervor, die eine melodische Folge und einen vollständigen Zusammenklang bilden können. Bei den Menschen, die eine hervorragende Begabung haben, zeigen sich alle Vorstellungen in den Beziehungen, die sie mit dieser Begabung haben können. Das war bei unserem Knaben sehr deutlich: zuweilen wurde er unwillkürlich wie durch eine geheime Gewalt zu seinem Klavier gezogen und entlockte ihm Töne, die der lebendige Ausdruck der Vorstellung waren, die ihn gerade beschäftigte. Man könnte sagen, er ist in diesen Augenblicken ein Instrument unter den Händen der Musik, aus harmonisch und mit solcher Kunst gespannter Saiten zusammengesetzt, daß man keine einzige berühren kann, ohne daß alle andern mitschwingen. Er spielt alle Vorstellungen, der Dichter stellt sie in Versen, der Maler in Farben dar.

Der junge Knabe hat viel Natürliches, er ist liebenswürdig, er hat Kenntnisse, die zur Musik keine Beziehung haben: trotzdem wäre er, wenn er nicht Musiker wäre, vielleicht nur ein gewöhnliches Kind. Wenn er nicht als Sohn eines Musikers geboren worden wäre, würde seine Begabung vielleicht erst spät Gelegenheit zur Entwicklung gehabt haben, und seine andern Fähigkeiten wären bis zu diesem Zeitpunkte vergraben geblieben. Man kann mit Zuversicht vorhersagen, daß er einmal einer der größten Meister in seiner Kunst sein wird: aber muß man nicht fürchten, daß er, so früh entwickelt, sehr früh altern wird? Es ist nur zu wahr, daß die frühreifen Kinder oft in der Blüte ihres Alters verbraucht sind: zu stark angestrengte

Nervenfasern werden schwielig und unfähig, weiterzuarbeiten. Aber die Erfahrung hat auch zuweilen gezeigt, daß die mit einer besonderen Begabung für die schönen Künste geborenen Menschen sich sehr lange gesund erhalten haben: die für diese Begabung geeignete Organisation spielt mit solcher Leichtigkeit, daß sie sich durch Übung fast nicht abnützt. Und man sieht, daß die Arbeit den jungen Mozart nicht ermüdet. Das kurzsichtige Auge, das sich auf die Gestirne richtet, verliert sich; das gute Sehvermögen, das zur Beobachtung der Insekten gebraucht wird, nützt sich ab; jede Sehkraft, die sich auf Gegenstände richtet, die dem Auge nahegebracht werden müssen, erhält sich viel besser. Carlo Maratti war ein großer Maler vom elften Jahre bis zum neunzigsten, und Corelli, der Violine zu spielen verstand, seit er sprechen konnte, meisterte noch mit siebzig Jahren die Seelen seiner Zuhörer nach seinem Belieben.

Meine Herren, ich habe Sie sehr lange von dem musikalischen Kinde unterhalten: ich würde verfehlen, was ich Ihrer Anschauung von den Dingen schuldig bin, wenn ich Ihnen nicht auch einen Augenblick von dem moralischen Kinde spräche, das ein weit größeres Recht hat, Sie zu interessieren. Ein wohlorganisierter Kopf scheint für eine tugendhafte Seele und sanfte Sitten gemacht zu sein: die Erfahrung hat das bei mehreren großen Künstlern bestätigt, und der junge Mozart ist ein neuer Beweis dafür. Sein Herz ist ebenso empfindlich wie sein Ohr. Er hat eine in diesem Alter, bei dieser Überlegenheit seltene Bescheidenheit. Man ist wahrhaft erbaut zu hören, wie er seine Begabung dem Urheber alles Guten zuschreibt und mit liebenswürdiger Treuherzigkeit und der Miene der innersten Überzeugung daraus den Schluß zieht, daß es unverzeihlich wäre, sich damit zu brüsten. Man sieht nicht ohne Bewegung alle Zeichen seiner Zärtlichkeit für den Vater, der ihrer durchaus würdig ist, der der Bildung seines Charakters noch mehr Sorgfalt gewidmet hat als der Ausbildung seiner Begabung und

der von der Erziehung mit ebensoviel Richtigkeit spricht wie von der Musik, der sich durch den Erfolg hinreichend davon belohnt sieht und dem es ein süßeres Gefühl ist, seinen beiden liebenswürdigen Kindern von einem Blick des Beifalls geschmeichelt zu sehen, den sie mit zärtlicher Ungeduld in seinen Augen lesen als von den Beifallsstürmen des ganzen Publikums. Diese Einzelheit scheint mir sie alle drei sehr vorteilhaft zu charakterisieren. Sie liefern mir zwei Betrachtungen über Erziehung, die, ich gestehe es, nur in der Praxis neu sind. Die eine lehrt, daß viele Menschen, die in einer Hinsicht hervorragend sein könnten, nur sehr mittelmäßig sind, weil der Beruf, für den man sie bestimmt hat, nicht der ihrige ist. Diese Erwägung, die erste, die man anstellen sollte, wenn man sich über die Wahl eines Berufs entscheidet, macht man fast niemals: statt ein Kind an den verschiedenen Gegenständen eines Berufs auf die Probe zu stellen, wie man das Metall am Probierstein prüft, um seine Natur zu erkennen, setzen die Eltern gewöhnlich voraus, ihr Wille werde wirksam genug sein, um die Befähigung hervorzubringen, und der Erfolg bestätigt die Richtigkeit dieses Grundsatzes. Eine zweite Betrachtung ist folgende. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Väter, deren Kinder besondere Begabungen haben, Herrn Mozart nachahmten, der, weit entfernt, seinen Sohn zur Eile anzutreiben, vielmehr immer sich angestrengt hat, sein Feuer zu dämpfen und ihn zu hindern, sich ihm ganz hinzugeben. Das entgegengesetzte Verhalten erstickt alle Tage die größten Genies und kann die hervorragendsten Begabungen verkümmern lassen.

Aus dem Buche: Wolfgang Amadeus Mozart. Berichte der Zeitgenossen und Briefe, gesammelt und erläutert von Albert Leitzmann. — Als Quelle des obigen Berichts wird „Aristide ou le citoyen“ I, 181 angegeben.

★ ★ ★

FRITZ BERGEMANN

BETTINAS WEG ZU GOETHE

ÜBER die Anfänge ihrer Goethe-Verehrung hat Bettina zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Angaben gemacht. Nur dies läßt sich wohl aus ihnen entnehmen, daß sie erst 1797, nach der Rückkehr aus Fritzlar, den Namen des Dichters zum erstenmal nennen hörte, und zwar in einer Unterhaltung zwischen ihrer Großmutter La Roche und deren Tochter Luise Möhn, die als Sittenrichter über den Dichter den Stab brachen.

Im Jahre 1802 aber, wenn nicht schon früher, trat Bettinen der Name des Dichters auch gedruckt entgegen. Und zwar war es wohl ihr Bruder Clemens, der sie mit dem Dichter Goethe zuerst bekannt gemacht hat. Clemens, der sich trotz aller äußeren Widerstände in wenigen Jahren zum Dichter emporgerungen, wünschte auch den ihm am nächsten stehenden Schwestern von den Bildungskräften, die ihn selbst geschult hatten, mitzuteilen. So scheint er 1801 schon der Schwester Gunda seine Lieblingsschriftsteller ins Feld geführt zu haben, mußte jedoch von der Einundzwanzigjährigen die Antwort vernehmen: „Siehe, ein Mädchen wie ich darf nicht sagen: bei Schlegel und Goethe; denn das ist gegen die Ehrbarkeit, die sich für unsereins schickt. Wollen wir auch einmal von gelesenen Büchern etwas anbringen, so fragen wir ganz modest: kennen Sie die moralischen Erzählungen von Frau von La Roche, oder dieses und jenes Buch von dem beliebten Lafontaine?" Natürlich ist es der Großmutter Einfluß, der aus diesen Zeilen spricht. Derselbe moralisch-empfindsame Zug, der ihren Schriften anhaftet, herrschte auch in ihrem Hause, wenigstens bei der Erziehung ihrer Enkelinnen, und so traf denn Clemens auch seine ihm geistesverwandte jüngere Schwester Bettina in Offenbach unnatürlich empfindsam und bei „schlechten Büchern" an. Er empfand darüber, wie er 1802 von Marburg aus schreibt, einen

heftigen Unwillen und empfiehlt ihr nachdrücklich, außer Geschichte besonders Goethe zu lesen und immer wieder Goethe „und vor allem den 7. Band der Neuen Schriften, seine Gedichte sind ein recht Antitodum der Empfindsamkeit". Auch muß Clemens selbst ihr diese Lektüre verschafft haben, denn in einem Brief, den uns nur der „Frühlingskranz" erhalten hat, teilt Bettina ihm mit, sie lese der kleinen Jüdin Veilchen vor: „aus den Büchern, die ich von Dir hatte; manches schöne Lied von Goethe hat sie auswendig gelernt".

Von den übrigen Bänden der „Neuen Schriften" waren es „Wilhelm Meisters Lehrjahre", die Bettinen besonders anzogen. Und zwar war es ein ganz persönliches Verhältnis, das sie zwar nicht zu dem Roman an sich, wohl aber zu der kleinen Freundin des Helden, der Mignon, gewann. „Als ich ihn zum ersten Male las," schreibt sie von dem Roman nur wenige Jahre später an Clemens, „hatte mein Leben Mignons Tod noch nicht erreicht, ich liebte mit ihr, ich nahm mit ihr keinen Anteil an dem übrigen Leben des Buchs, sah nur ruhig zu, ergriff alles, was die Treue ihrer Liebe anging, nur in den Tod konnte ich ihr nicht folgen." Ein merkwürdig subjektiver Eindruck von Goethes Dichtung, aber sehr bezeichnend für Bettina! Ihre Teilnahme gilt allein dem Kinde, „das die Sehnsucht kennt" und das ihr ganzes Herz an Wilhelm als an ihren Meister hängt. Bettina fühlte sich selbst in diesem Kinde; ja später, als auch sie ihren Meister gefunden, identifizierte sie sich sogar mit Mignon.

Die erste Lektüre einer Goethischen Dichtung erweckte nun freilich noch keine Begeisterung für den Verfasser. Allerdings erzählte die Frau von Arnim später, daß Goethe „ihr Abgott gewesen, seit sie im Alter von vierzehn oder fünfzehn Jahren den ‚Werther' gelesen hatte". Doch wenn sie schon 1800 den „Werther" gelesen, hätte sie Clemens nicht erst von „schlechten Büchern" auf Goethe zu lenken brauchen. Nein,

auf die früheren Werke des Dichters wird Bettina erst durch die Lektüre der „Neuen Schriften" gebracht worden sein, und dann las sie nicht nur den „Werther", sondern danach auch die Dramen, wobei wir sie aber noch in den ersten Jahren ihrer Verbindung mit Goethe treffen. — Jedenfalls ist der erste Eindruck der Goethischen Dichtungen nicht in dem Maße entscheidend für Bettina gewesen, wie sie es späterhin dargestellt hat. Angesichts ihrer ganz anders gerichteten Vorbildung konnte ihr Goethes dichterische Welt nicht mit einemmal aufgehen. Schreibt sie doch selbst in ihrem „Tagebuch": „Mein erstes Lesen deiner Bücher! Ich verstand sie nicht," und in Ergänzung dazu: „meine Sinne waren viel zu verwirrt, um den Inhalt der Bücher zu fassen, ich war im Kloster erzogen worden und hatte noch nicht Poesie verstehen lernen."

Allmählich jedoch gewann Bettina auch zu Goethe selbst ein Verhältnis. Es mußte angebahnt werden schon durch Clemens und Arnim, die den Dichter bereits persönlich in Weimar kennen gelernt hatten. So hilft sie dem Bruder bei der Abschrift einer Inhaltsangabe von Goethes „Eugenie", und mit ihm und Arnim freut sie sich im März 1806 über die aufmunternde Rezension von „Des Knaben Wunderhorn", die „aller Herrlichkeit dieses Frühlings den Ausschlag gegeben". Dazu kam die Entwicklung ihrer eigenen Anlagen, durch die ihr Interesse und ihr Verständnis für Goethe gesteigert wurde. Sie liest Ende 1805 den „Wilhelm Meister" bereits zum zweitenmal, und sie zeigt sich mit ihrer Sympathie für den Dichter in erfreulichem Gegensatz zu der Umgebung, als sie Anfang 1806 ihre Schwester Jordis in Kassel besucht und dort die hessischen Adelskreise über Egmonts „gemeines" Clärchen und die „faden" Romanzen des Lyrikers Goethe boshaft herziehen hört. Sie liest auch Rezensionen von Goethe über andere Dichter, in denen er „von reinem Ton, von ernster tiefer Kenntnis spricht", und mit verzagender Ehrfurcht fragt sie sich selbst darauf: „wie sollt

ich mich wagen ohne Vorbereitung?" Nicht im Dichten kann sie, wie Clemens und Arnim, es ihm nachzutun versuchen, aber im Herzen fühlt sie sich in vielem verwandt mit ihm. Ein Frankfurter Kind wie er, das den heißen Freiheitsdrang und das tiefe Naturgefühl mit dem Dichter des „Götz", des „Werther" teilt und auch „Wanderers Sturmlied" in der Trübsal verstehen lernt. Der Lyriker namentlich mußte ihr viel bedeuten, da sie musikalisch nicht unbegabt war. Schon „der Klang, der Rhythmus, die Wahl der Worte" rissen sie hin, und als sie zu komponieren anfing, gehörte zu den ersten Liedern, die sie 1806 für Arnim vertonte, auch „Meeres Stille" von Goethe.

Immer noch sah aber Bettina in Goethe nur den Dichter, der sie in seinen Werken zwar besonders warm ansprach und den sie dankbar dafür verehrte, ohne daß sie jedoch eine stärkere Teilnahme auch für seine Person gefühlt hätte. Da fielen ihr Anfang Juni 1806, bei einem Besuch in Offenbach, jene Briefe in die Hände, die der junge Goethe in den Jahren 1772—1775 an ihre Großmutter La Roche geschrieben hatte und die sich vorzüglich um die liebe Max, ihre eigene Mutter, drehten. Bettina mag schon vorher von Goethes Beziehungen zum Hause La Roche und Brentano flüchtig gehört haben, aber die Briefe selbst hat die Großmutter gewiß aus moralpädagogischen Gründen der leichtentzündlichen Enkelin so lange als möglich vorenthalten. Nun endlich, mit einundzwanzig Jahren, bekam Bettina sie doch zu sehen, und die Lektüre ließ sie sofort den wahren Charakter von Goethes Verhältnis zu ihrer Mutter erkennen. Diese Erkenntnis aber wirkte entscheidend zurück auf ihr eignes Empfinden. Hatte sie bisher nur Ehrfurcht vor dem Dichter empfunden, so trat er ihr jetzt auch rein menschlich nahe, als Freund des Hauses, als Geliebter der Mutter. Mit liebender Begeisterung schreibt sie sich sämtliche Briefe ab und berichtet voll Freude Arnim dieses Ereignis. Dem Frankfurter Rechts-

anwalt Friedrich Schlosser, Neffen von Goethes verstorbenem Schwager, machte sie gleichfalls Mitteilung von dem Funde und ermöglichte auch ihm eine Abschrift von den Originalen. Ihre eigenen Kopien aber hob sie sorgsam auf, sogar in doppelter Ausführung, den Inhalt wie ein teures Vermächtnis für sich selbst empfindend. Ja, das Gefühl überkommt sie, als sei ihr die Liebe zu Goethe von der Mutter vermacht worden, und sie hegt gern diese Vorstellung und hat ihr auch in den Briefen an Goethe mannigfach Ausdruck gegeben.

Erst seit diesem Offenbacher Erlebnis keimt in Bettinen die Sehnsucht nach Goethe auf, und der brennende Wunsch, mehr von dem großen Dichter und seiner Vergangenheit zu erfahren, treibt sie nach dem Roßmarkt zum „Goldenen Brunnen“, wo seine Mutter wohnte. „Ich habe mir“, schreibt sie Ende Juni 1806 der Günderode, als diese nichts mehr von ihr wissen wollte, „statt Deiner die Rätin Göthe zur Freundin gewählt; es ist freilich was ganz anders, aber es liegt was im Hintergrunde dabei, was mich selig macht: die Jugendgeschichte ihres Sohns fließt wie kühlender Tau von ihren mütterlichen Lippen in mein brennend Herz, und hierdurch lern ich, daß seine Jugend allein mich erfüllen sollte.“

Frau Rat scheint die Tochter der Max gern bei sich geduldet zu haben, Bettina darf bei ihr ein und aus gehen: „Ich bin sehr glücklich mit dieser Frau, ich seh sie alle Tage, ich darf bei ihr gut und böse Launen äußern, wie ein verzogenes Kind bei der liebenden Mutter. Sie läßt mich machen, wie ich will, und es freut sie, wenn ich mit ihr bin wie ganz allein. Wie ich mich jetzt in mutwilligem Lachen über sie ausließ, sagte sie tief seufzend: ‚Das ruft mir alte Zeiten zurück.‘“ (An Arnim, 5. September 1806.)

Alter Zeiten selbst gern gedenkend, kam denn Frau Rat auch dem kindlichen Verlangen Bettinas entgegen und erzählte stolz, was sie von ihrem Sohne wußte, meist Jugendgeschichten, weil

die sich am stärksten dem Gedächtnis eingeprägt hatten. Bettina aber hörte zu ihren Füßen andächtig und mit glühenden Wangen zu. Das Bild des liebenden Jünglings, der um ihre Mutter geworben, verklärte sich ihr noch mehr durch der anderen Mutter Begeisterung: sie sah den Dichter im vollen Glanz seiner Jugend, fühlte Wohl und Wehe mit ihm, und ihre eigene Liebe zu ihm wuchs bei der Vorstellung dieses Götterjünglings.

Die so mit dem Herzen durchlebte Jugendzeit Goethes ist Bettinen immer besonders lieb geblieben; uns aber bescherte dieser treue Verein mütterlicher Begeisterung und leidenschaftlicher Hingabe die köstlichsten Schätze der Erinnerung: denn mit liebendem Eifer hat Bettina schon damals die Erzählungen der Frau Rat in ein Buch geschrieben, aus dem sie später ihre Beiträge für Goethes „Dichtung und Wahrheit“ schöpfte. Das Buch selbst scheint sich leider nicht erhalten zu haben; nur aus Briefen von Clemens wissen wir, daß Bettina die „Anekdoten von dem geliebten Sohn ... ganz mit den Worten der Mutter“ niederschrieb, in der Absicht, daraus „eine geheime Biographie dieses Göttlichen zu bilden; was ich bereits von diesen Geschichten gehört“, versichert Clemens dem Freunde Arnim, „ist köstlich.“

Nur noch einen Wunsch kannte nunmehr Bettina: den heißverehrten Dichter in Weimar von Angesicht zu Angesicht schauen zu dürfen. Und mit der Beharrlichkeit, die ihr eigen war, hielt sie an diesem Gedanken fest, bis sie seine Ausführung durchsetzen konnte.

Schon im Frühjahr 1807, als Bettina in Kassel bei den Jordis weilte, schien sich ihr eine Möglichkeit zu bieten. Glückselig schreibt sie darüber an ihre Schwester Melina nach Frankfurt: „Ich habe hier eine sehr schöne Gelegenheit, obzwar nur auf zwei Tage, nach Weimar zu gehen mit einer ungefähr 40jährigen Stiftsdame ... es dauerte nur 8 Tage und ich hätte die

unendliche Freude diesen schon so alten, sehnlichen Wunsch zu befriedigen. Ich bitte dich und die Marie, vor welcher ich mich so oft über diese Sehnsucht äußerte, und die immer so herzlichen Anteil daran nahm, wenn ihr beide etwas über den Franz vermögt, es zu tun. Da die Dame, mit welcher ich die kleine Reise machte, hier einer allgemeinen Achtung genießt und auch besonders in Rücksicht der Ökonomie sehr respectable ist, worin ich mich ihr denn ganz überlassen würde, so kann ich mir nicht denken, daß mir es Franz abschlägt, nur in der Hinsicht zweifle ich noch, weil meine Freude und Glückseligkeit gar zu groß wär. Wenn es der Franz erlaubt, Meline, so gehe zur Göthe und sage es ihr, ich weiß, daß es ihr eine große große Freude machen wird, und sag ihr auch, daß sie mir einen Brief an den Sohn geben soll, Ach so weit sind wir noch nicht."

In der Tat war es noch nicht so weit. Ob sich nun der Reiseplan jener Stiftsdame zerschlug, oder ob Franz, der nach der Großmutter kürzlich erfolgtem Tode die Verantwortung für Bettina trug, Bedenken hatte, die impulsive Schwester mit einer Fremden allein in jener Kriegszeit reisen zu lassen, genug, Bettinas Wunsch fand noch keine Erfüllung damals.

Aber wenig später kam Hilfe von anderer Seite. Bettinas Schwager Jordis hatte im April eine Geschäftsreise nach Berlin zu machen und wollte gern seine junge Frau mitnehmen. Lulu scheint sich jedoch vor den unsichern Kriegsverhältnissen gefürchtet zu haben, und da versprach nun Jordis Bettinen, wenn sie die Schwester zu überreden wüßte, ihn in unauffälliger Knabentracht zu begleiten, auch sie mitzunehmen und zurück über Weimar zu fahren. Etwas romanhaft ist diese Reisegeschichte in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" ausgeputzt, daß aber die beiden Schwestern wirklich in „Bubenkleidern" nach Berlin gefahren sind, bezeugt ein an Arnim gerichteter Brief Bettinas. Unangefochten kam auch die Reise-



Frederic Auguste Comte Reg.t d'Erbach Fürstenau.

gesellschaft an ihr Ziel, und auf dem Rückweg sorgte Lulu dafür, daß das ihrer Schwester gegebene Versprechen eingehalten und der Umweg über Weimar eingeschlagen wurde.

Aus dem Buche „Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe“.

* * *

HEINRICH MANN

DIE EINLEITUNG ZU DEN „SCHLIMMEN LIEBSCHAFTEN“ VON CHODERLOS DE LACLOS

EIN ganz junges Mädchen, frisch aus dem Kloster in die Welt versetzt, wird von zwei eleganten Verbrechern mit Rat und Tat, ohne daß sie ahnt, was mit ihr geschieht, bis zu den niedrigsten Verrichtungen der Dirne gebracht. Es entsteht ein Ungeheuer aus Lasterhaftigkeit und Naivetät. Eine seit kurzem glücklich verheiratete fromme Frau wird von demselben Verbrecherpaar, durch langsame Qualen geriebener Verführung hindurch, in Schande und Tod getrieben. Der Mann, der, geleitet von seiner Helfershelferin, dies vollbringt, beginnt beide Unternehmungen ohne eine Spur von Gefühlsdrang und nicht einmal aus Sinnlichkeit. Bei dem kleinen Mädchen kommt ihm niemals Liebe. Im Fall der jungen Frau entsteht sie unter dem Stachel langen Widerstandes; er unterdrückt sie, in der Besorgnis um seine Überlegenheit, aus Furcht vor dem Hohngelächter der Genossin; und wirft sich mit verdoppelter Wut auf die Zerstörung des liebenden Opfers. Liebe darf nur Mittel zur Herrschaft über Menschen, zum gesellschaftlichen Erfolg sein. Eine Frau verführen, ist erst halbe Arbeit; die andere Hälfte: sie verderben. Die beiden Schlimmen sind nur die Gelungensten eines Typus. Ein Offizier hat drei Frauen auf einmal unmöglich gemacht; die Marquise von Merteuil ist noch geschickter und besiegt ihn. „Ich will ihn haben und werde ihn haben; er will

es sagen und wird es nicht sagen." Es geschieht, wie sie will. Der Ehrgeiz vieler Frauen ringsum richtet sich auf dasselbe; nur sind sie nicht so begabt. Die Männer sind sämtlich weniger glänzend als der Vicomte von Valmont; weil aber ihr Sieg in Leichterem besteht als der Sieg der Frauen, brechen dennoch unter den Tritten manches Helden die weiblichen Existenzen zusammen ... So ist, in dem Roman von den Liaisons dangereuses, die gute Gesellschaft unmittelbar vor der Französischen Revolution.

Die Grundlage von alledem ist ein durch nichts unterbrochener Müßiggang. Nicht einmal Vorzimmerintrigen in Versailles unterbrechen ihn; dieser Teil des Adels lebt ohne Ehrgeiz, erst recht ohne geistige Interessen und vollends ohne Selbstzucht. Dennoch arbeitet der Geist der Zeit noch in den leichtesten Köpfen: der Geist des Jahrhunderts der Vernunft, analytisch und dem Gefühl feindlich; und das einzige, was sie kümmert, die Liebe, sie betreiben sie, als erfänden sie Musterbeispiele für eine Physiologie de l'amour. Sie sind Psychologen in Aktion. Sie greifen eine Frau an, um zu sehen, welche Stadien die gehetzte Seele durchlaufen wird, ehe sie erliegt. Sie schlürfen Gefühlsnuancen. Tischgenossen wetten für und gegen die Tugend einer Abwesenden, und wer sie zu Fall bringt, hat eine Geistestat hinter sich und einen glücklichen Feldzug. Der Klatsch ist unendlich bereichert und veredelt. Die Liebe ist das herrschende Gesellschaftsspiel, unglaublich prickelnd, weil es immer im Begriff steht, ernst zu werden und den Kopf zu kosten.

Denn es wäre verhängnisvoll für eine kürzlich Eingetroffene, für einen Neuling, wenn sie sich durch Ton und Schein in die Irre führen ließen. Offen werden die erstaunlichsten Geschichten erzählt, als sei's nur ein Spaß. Der und jener gibt einem Kreis von Damen geistreich die Manier zum besten, in der die Gräfin Soundso sich ihm gewährt hat. In einer Schloßgesell-

schaft verabredet sich ein Paar für die kommende Nacht und zieht einen gemeinsamen Freund hinzu, der ihnen das Vergnügen ermöglichen soll. Lauter Geheimnisse Polischinells: nur hüte man sich vor dem Augenblick, wo irgend etwas nötigt, die Fiktion des Nichtwissens fahren zu lassen. Dann schlägt unvermittelt der Spaß in düstere Wirklichkeit um, die Skepsis in spanische Ehrliebe. Keine Frau darf bei der Einschiffung vergessen, daß an Cytheres anderem Ende ein großes Kloster starrt, zu lebenslänglicher Einsperrung; kein Mann, daß in einem Haus, wo er erwischt wird, ein Haufe riesiger Lakaien ihn einfach totschlagen kann. Die persönliche Sicherheit ist erst unvollkommen verbürgt und endet beim Selbstschutz des anderen. Die nächtlich einander Genießenden werden noch aufgestört zu angstvollem Durchshaushorchen und zu einem Ruck nach dem Degen. Und auch das schärft, wenn es einem Kulturmenschen geschieht, das Denken, macht umsichtiger und klarer. Man hat es so nötig, den inneren Gängen aller Beteiligten genau nachzutasten. Der erste Anlaß, aus dem man Psychologe ward, war der Müßiggang: aber der Zwang, durch den man es bleibt, ist die Gefahr.

Die notgedrungen erworbenen Eigenschaften vervollkommnet man bewußt; man verachtet das Gefühl, das man durch Vernünftelei zersetzt, unter Ausschweifungen erstickt hat; schämt sich sogar des Glückes, das einem unberechnet zufällt. Man kommt durch den Mißbrauch der Analyse endlich zu ganz gefälschten Begriffen, glaubt, daß Wonnen gewollt und herbeigeführt werden müssen, und sagt: „Ich empfand eine unfreiwillige, aber köstliche Regung." Das Gehirn arbeitet so einseitig, daß man vor gewissen Erscheinungen aus Feinheit zum Dummkopf wird. In dem Augenblick, da jemandem wirkliche Liebe zugefallen ist, ruft er aus: „Man muß darauf verzichten, die Frauen kennen zu wollen!" Denn diese ist geflohen; und das kann nur eine neue List, ein weiteres Mittel, um weh zu tun,

sein. Wandelt einen eine echte Empfindung an, so beeilt man sich, sie dadurch zu rechtfertigen, daß man sie ausnutzt. Man hat Nerven und kann im Lauf einer kaltblütig eingeleiteten Verführungsszene in ehrliche Tränen ausbrechen. Einem Valmont aber fällt, noch während sie rinnen, ein, welche Wendung sie der Szene geben können, und er spielt in dieser Richtung weiter. Auch ihm kann geschehen, daß er sich verliebt und eine Frau glücklich machen möchte: aber doch nicht um ihretwillen. Sondern „das Experiment, das ich mit ihr anstellen will, erfordert, daß ich sie glücklich, vollkommen glücklich mache“. Das Experiment soll herausbringen, was aus einer schüchternen und leidenschaftlichen, sehr frommen und bis dahin streng tugendhaften Frau, die sich ihm endlich hingab, wohl wird, wenn man sie auf dem Gipfel des Glückes plötzlich mit einem Fußtritt entläßt.

Man ist vorurteilslos genug, um seine Experimente auch auf die Tugend auszudehnen, wenn man am Wege des Lasters einmal auf eine stößt. Valmont vollbringt, böser Zwecke wegen, eine gute Tat, spürt Vergnügen und ruft mit Genugtuung: „Ich bin versucht, zu glauben, daß, was man die tugendhaften Leute nennt, nicht so verdienstvoll ist, wie man uns gern vorredet.“ Er benimmt sich manchmal hochanständig. Das kommt dann daher, daß die Unanständigkeit zu leicht, also seiner nicht würdig gewesen wäre. Eine Dame, mit der er die Nacht verbracht hat, scheint, dank einem unvorhergesehenen Zwischenfall, verloren. „Man muß zugeben, es hätte Spaß gemacht, sie in der Lage drin zu lassen; aber konnte ich dulden, daß eine Frau um mich und nicht durch mich ins Unglück käme? Und sollte ich mich, wie der Durchschnitt der Männer, von den Umständen meistern lassen?“ Die Schwierigkeit einer Sache ist immer das Ausschlaggebende. Valmont hat die tugendhafte Präsidentin früher lächerlich gefunden, schlecht angezogen, putenhaft; eines Tages aber fällt ihm auf, daß niemand sich mehr um

sie kümmert; ihre Tugend, die „schon zwei Jahre des Triumphes“ hinter sich hat, gilt als unumstößlich; also muß Valmont sie umwerfen. Aber nicht durch Überrumpelung. Nicht auf „den albernen Vorteil, eine Frau mehr gehabt zu haben“, kommt es an; sondern auf „den Zauber langer Kämpfe und einer schwierigen Niederlage“. Sie soll kämpfen, diese Frau, für die die Hölle noch etwas Wirkliches ist. Er will ihre Qualen schmecken, den Duft ihrer Angst einatmen. Was ein Mensch dem anderen zufügen kann, erfährt man im Lauf dieser Inquisition eines Psychologen, wie man es bei der der Mönche erfährt. Er nimmt sie nie, so oft ers könnte; er hat Zeit, bis sie, sich klar bewußt, daß sie ihr ewiges Verdammungsurteil fällt, ihn in ihre Arme zieht. Über Gott siegen: das ist hier der Kitzel, dem zuliebe man sich monatelang einen fälligen Genuß versagt.

In alledem ist ein kindisch grausamer Spieltrieb; aber auch ein sehr aparter Stolz. Alles seinem frei schaltenden Willen zu verdanken, nichts Sinnesausbrüchen, nichts dem Gefühl. Durch Gefühl gewährt man anderen Macht über sich. Wer die Freiheit liebt und die Macht, hütet sich vor der Erniedrigung, „denken zu müssen, daß ich gewissermaßen von eben der Sklavin abhängen könnte, die ich mir unterworfen habe, und daß die Fähigkeit, mir vollkräftige Genüsse zu verschaffen, der oder der Frau vorbehalten sein sollte, unter Ausschluß jeder anderen“. Nur in kein anderes Wesen aufgehen, keinem Übergriffe gestatten! Im Gefängnis dieser Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts, der wachsamsten, kleinlichsten, die je da war, wenigstens innerlich ganz kettenlos auftrumpfen! Unter den Worten eines Roués, der sich gegen die Liebe sträubt, wird, dumpf dröhnend, der Aufstand der Persönlichkeit gegen die Gesellschaft vernehmlich. Dies Geschlecht wird die Revolution vollbringen, in der „Gleichheit“ nicht viel mehr als Redensart, aber „Freiheit“ wildester Ernst sein wird: Be-

freiung des Individuums... Nun ist es befreit; und der erste und größte der neuen Menschen, Chateaubriand, hat sein einsames Empfinden und seine stolze Langeweile über Steppen, durch Urwälder und die Ränder von Ozeanen entlang getragen. Wenn jetzt Valmont zurückkehrte? Da ist er, in Mussets Confession d'un enfant du siècle: beträchtlich ermattet und vom Gewissen angekränkelt, aber mit derselben Neugier des durch Ausschweifungen Ernüchterten und wieder verliebt in eine, die sich ihm opfert. Und was entdeckt er nun auf dem Grunde dieser Liebe? Musset entdeckt: „Während deine Lippen die seinen berührten, während deine Arme seinen Hals umschlangen, während die Engel der ewigen Liebe euch, wie ein einziges Wesen, mit den Banden des Blutes und der Lust umwanden, waret ihr einander ferner als zwei Verbannte an den beiden Enden der Erde, getrennt durch die ganze Welt." Wie viele Liebende werden fortan dies wiederholen, wie viele Dichter! Als der Roman auf seine Höhe gelangt, deckt der Überdruß am Wissen um die eigene Einsamkeit den schwarzen Schleier über alle Schöpfungen Flauberts. Als der Roman sich reif zu Ende neigt, ist unverbrüchliche Einsamkeit die Tragik jeder Seele, die Maupassant beschreibt, — Einsamkeit, gegen die man sich den Kopf einrennt, Einsamkeit, die man weltmännisch verachtungsvoll weiterträgt. Jedes hochstehende Gefühl ist mit diesem Mal gezeichnet, während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts.

Dem achtzehnten ist es unbekannt. Der Liebhaber von damals nimmt sein Alleinstehen leicht. Er macht sich ein Verdienst aus den egoistischen Ekstasen, zu denen das andere Wesen ihm nur Vorwand ist und in denen unvergessen bleibt, daß, was man in diesem Augenblick umarmt, im nächsten ein Mittel sein wird, die Aufmerksamkeit eines Salons auf sich zu ziehen; ein Gerät, sich hinaufzuhissen, ein Weg zum Ruhm, ein Unterdrückter, ein Feind. Unabhängig und ganz frei von Gemüt;

leicht beweglich und immer in der Spannung vor dem Kampf; tapfer und überaus unbedenklich; ohne alle Sehnsucht; ein elegantes, gelassen auf sich selbst beschränktes Raubtier: so ist Valmont der jüngere Bruder des Pippo Spano und der Rokokomensch ein Nachzügler der Renaissance. Gewiß: er hat weniger Kraft und viel mehr Eitelkeit. Die Empfindungsform, wie der Kunststil, ist in den dreihundert Jahren, die vergingen, dünner und verschnörkelter geworden; doch ist die Grundlinie dieselbe und der Weg, den diese Kultur nahm, von keiner gewaltsamen Hand noch aufgerissen und abgebrochen. Ein Salon in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ist eine verkommene Republik des fünfzehnten, in Denkweise und herrschenden Trieben, in der Zähigkeit einer zum Kleinlichen entarteten Rachsucht, in manchem aus seidenem Geknister jäh hervorbrechenden grassen Wort, in hundert mit Spitzen besetzten Roheiten des Gefühles und skrupellosen Handlungen. Aus einer Liebesaffäre einen Hinterhalt zu machen, ist die wenigst gewaltsame, das Durchstöbern eines fremden Schreibtisches längst nicht die unzarteste. „Ich bedaure, daß ich nicht stehlen gelernt habe; aber unsere Eltern denken an nichts.“ Am anderen Ende der Skala liegt dieser Ton: „Habe ich erst diesen Triumph erreicht, dann will ich meinen Rivalen zurufen: Seht mein Werk und suchet ein zweites, das ihm gleicht, im Jahrhundert!“ Ein Römer konnte so sprechen, wenn er einen halben Weltteil erobert hatte; ein Kondottiere nach der blutigen Einnahme einer jahrelang listig belauerten Landstadt. Der Cäsar des achtzehnten Jahrhunderts verkündet es bei der bevorstehenden Niederlage einer Frau.

Wie bös diese Zeiten waren! Welches niemals aussetzende Bewußtsein der Feindschaft von Mensch zu Mensch, welche Gefeitheit gegen jeden Anflug von Wohlwollen muß damals einem eigen gewesen sein, damit er kalten Blutes eine Unglückliche aus einem mörderischen Affekt in den anderen hetzen,

dem Instrument dieser Seele Melodien der Qual entlocken konnte — zu seinem Ruhm! Welcher Spätere konnte das fassen? Als einmal die alte Gesellschaft zersprengt war? Denn nur sie, mit ihrem unablässigen Aneinanderreiben der Eitelkeiten, war imstande, solche Gehirne zu bilden. Böse wird der Mensch erst, wenn er unter seinesgleichen ist und aufs Handeln ausgeht. In seinem Zimmer ist er's nicht und nicht im Walde. Der einsam Betrachtende neigt zur Güte; und gutmütig und naiv kommen nun die romantischen Jahrzehnte, naiv und gutmütig bis in ihre Libertins. Der Wunsch nach Frieden zwischen den Geschlechtern wird sehr groß; das Bewußtsein von ihrem Kriegszustand geht fast verloren; er muß künftig wiederentdeckt werden, wie eine neue Wahrheit. Wie dazu Valmont die Schultern gehoben hätte! Aber die Marquise von Merteuil hätte in ihrem geschulten Gesicht keine Miene verzogen.

Denn die Marquise äußert grundsätzlich nie, was sie gerade denkt; und sie hat dafür gesorgt, daß man es nicht errät. Gleich bei ihrem Eintritt in die Welt hat sie sich in Arbeit genommen, jede unwillkürliche Freude unterdrückt, sich Schmerzen beigebracht, um sie unter Heiterkeit verbergen zu lernen; ließ in der Hochzeitsnacht sich kein Vergnügen anmerken, damit ihr Gatte sie für unempfindlich halte und Vertrauen fasse. Unter ihren Liebhabern ist keiner, der sich nicht für den einzigen hielte; denn keiner seiner Vorgänger oder Nebenmänner durfte etwas ausplaudern: von jedem kennt sie ein gefährliches Geheimnis, selbst von Valmont. Sie ist sich bewußt, Valmonts Leistungen tausendmal zu überbieten. Er mag viele Frauen ins Unglück gebracht haben; wenn er aber unterlag? Dann wars eben ein Erfolg weniger; sie aber, sie wagt. Wie viel mehr Schlauheit hat sie nötig! „Glauben Sie mir, Vicomte, man erwirbt selten die Eigenschaften, die man entbehren kann.“ Auf den Ehrgeiz, ihre Liebaber im Zaum zu halten und der Gesellschaft zum Trotz zu leben, verwendet sie den Willen einer Ka-

tharina. Sie ist in Wahrheit auf der Höhe des Jahrhunderts. Valmont vergleicht sich umsonst mit Turenne und Friedrich; er prahlt zu viel; auch ist der Stoff, in dem er arbeitet, zu unmännlich, wie er ein einziges Mal selbst zu fühlen scheint. Er kann in diesem weiblichen Zeitalter immer nur die zweite Rolle spielen. Die Merteuil erst, das weibliche Genie, erhebt die Liebesintrige zur hohen Philosophie und zum groß angelegten Spiel um die Macht. „Unser Programm heißt: erobern.“ „Ich stieg in mein eigenes Herz, und dort studierte ich die Herzen der anderen.“ Valmont weiß nur, was ihn angeht, was die Praxis des Verführers ihn gelehrt hat. Er hat, zum Beispiel, grundfalsche Meinungen über alte Frauen. Er ahnt nicht einmal, was seine ehemalige Geliebte, die Merteuil, in Wirklichkeit für ihn fühlt, seit sie sich in Güte getrennt haben; er wähnt, eine Frau verzeihe dies. Nur sie sieht klar in allen und ist gerüstet, jeden zu treffen. Sie gelangt, libertine in jedem Sinn, im Lauf ihrer lasterhaften Überlegungen zu den vorgeschrittensten Maximen. Sie ist Ästhetin; bereitet sich durch wechselnde Lektüre auf die Stimmungen vor, die die Liebesnacht ihr bringen soll; wird bei erotischen Seltsamkeiten landen. Sie hat einen Künstlerhaß auf die Plattheit und auf jene Frauen, die leichtsinnig aus Dummheit und nichts weiter sind als Amüsiermaschinen. Um nur ja nicht im Gewöhnlichen stecken zu bleiben, geht sie, als Beraterin der Jugend, bis an die Grenzen der offenen Gemeinheit. Diese weise Korrumpierung eines vertrauenden kleinen Geschöpfes! Und der bewußte Todesstreich gegen seine Geliebte, zu dem sie Valmonts eitle Hand lenkt! Sie hält sich als Bundesgenossin zu dem Feinde ihres eigenen Geschlechtes. Erst sie bezeichnet wahrhaftig in der Menschheit die Stelle, wohin nichts Menschliches mehr dringt. Die Frau der Renaissance bleibt weit zurück. Das Leben der Katharina Sforza müßte ganz aus dem einen Moment auf Imolas Festungswall bestehen: „Mein Kind? Tötet es nur! Ich mache mehr!“ Und

auch dann noch wäre sie keine Merteuil. Diese Frau ist unberührbar; das letzte Laster ist unberührbar gleich der äußersten Reinheit. Es gäbe nichts, woran sie zugrunde gehen könnte; nur ihr eigener Stolz bringt sie um. Und als dann alles am Licht ist und sie in einem Theaterfoyer ausgejohlt wird von eben der Gesellschaft, die sie gängelte, von den heuchlerischen Halbschurken, denen nur Mut und Genie fehlte, um zu werden, was sie ist: da wird ihre Größe frei. Sie triumphiert noch im Untergehen; niemand kann glauben, daß sie sich getroffen fühlt, und man muß immer lauter werden, und man erschrickt fast: rührt sich doch nichts in ihren Mienen!

Wo blieb sie, seit sie verschwand? Sie ist bis zur Stunde nie wiedergekehrt, nicht einmal mit verwässertem Blut, wie Valmont wiederkehrte. Im Werk des nächsten Bildners einer Gesellschaft, bei Balzac, ist die gefährlichste Frau keine Marquise; es ist eine kleinbürgerliche Kokotte. Und diese Marneffe tut nichts blendend Verruchtes, läßt nur zu, daß sich ein armer Alter an ihr zugrunde richtet. Sie hilft nur ein bißchen nach. Wenig Initiative der Sinne, gar keine des Geistes. Statt aller Philosophie ein paar Dirnenzynismen. Welch tiefer Fall, nachdem noch soeben auf dem Gipfel der Kultur die heftigste Bosheit geherrscht hatte! Nie war das Böse heftiger als in der Merteuil; und da für die Kunst Intensität alles ist, kann man zu dem Glauben kommen, die Merteuil sei eine der großen Gestalten der Weltliteratur.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ihr Dichter war ein Soldat der Revolution. Er war es als General bei der Rheinarmee und der in Italien; und er wars in seinem Buch. Es erschien 1782, noch drei Jahre vor „Figaros Hochzeit", und es ist als Parteischrift gemeint. Valmont und die Merteuil bedeuten die Verkommenheit des Adels; als dritte Hauptfigur vertritt die von den beiden Verbrechern zu Tode gequälte Präsidentin Tugend und Frömmigkeit des Bürger-

tums. Ohne Willen Laclos' schillert aber sie erst recht von Zersetzung. Unredliche Sinnlichkeit blinkt in ihren tränenden Augenaufschlägen. Sie ist eine Zeitgenossin der Sünderinnen des Greuze und eine späte Verwandte der Magdalenen von Carlo Dolci. Sie ist, diese kleine Bürgergans, der ihres Mannes richterlicher Adel Zutritt in die Welt verschafft hat, ganz weg in den schlimmen, schneidigen Valmont; und damit bei dem Kitzel, den sie sich nicht länger versagen kann, auch der Himmel nicht zu kurz komme, nimmt sie sich vor, den Ausgestoßenen zu erlösen, für ihn das Martyrium zu erleiden. Laclos hat das gegeben, wie es ist, und es steht jedem frei, es widerlich zu finden; er selbst aber hat es schön gefunden, daran ist kein Zweifel. Choderlos de Laclos liebt Frau von Tourvel. Hat er sie immer geliebt?

Als junger Offizier, schmal und düster, hat er die ersten Blicke auf die glänzendste Gesellschaft Europas geworfen, die ein Mensch mit Künstlerinstinkten schwerlich ansehen konnte, ohne sie insgeheim an sich zu reißen, sie in seinen Träumen zu verschlingen. Er wird das alles begehrt haben, alle Eleganz, allen Ruhm der Roués, alle Frauen. Die Merteuil war die Krone von allem: er wollte sie haben. Sicher ist, daß niemand eine Frau so in Worte einfängt, er hätte sie denn geliebt. Es wird ihm in der Phantasie ergangen sein wie Valmont in der Wirklichkeit; er wird, sich hindurchträumend durch Verfeinerungen, von der Merteuil zu der Tourvel gelangt sein. War er doch Valmont! Wie hätte er sich später seiner so gut entsonnen, wenn er ihn damals nicht in sich gehabt hätte? Einige Jahre vielleicht; während deren er vergebliche Anläufe gemacht haben wird, zu sein, als was er sich fühlt. Es halten ihn ab: Armut, Schüchternheit dessen, den nicht die Tat emporbringen soll, und Instinkt eines künftigen Berufes. Dann entscheidet die Zeitbewegung; seine enttäuschte Begierde richtet sich feindselig gegen die Klasse, in der er so gern triumphiert hätte. Jetzt

erst hat er den Standpunkt zu ihrer Schilderung. Er fühlt: ich habe, ohne daran zu denken, erlebt, was die Zeit wollte, daß man erlebe. Und was in dieses Buch fließt, ist alles, was mir beschieden war, bin ich ganz. Es heißt vorsichtig damit umgehen. Dies kehrt nicht wieder; mein ganzes Leben sieht auf diesen Moment; und meine Zeit. So trägt er sein einziges Buch lange aus, es kommt vollreif zutage, die Briefe, in denen er es komponiert, werden ohne ein Schwanken hingeschrieben, ohne ein Durchstreichen. Es ist das Werk eines Vierzigjährigen, ein Werk von der Lebenshöhe, und ein Meisterwerk. Es wäre unmöglich, feinere Intrigen ganz und gar aus seelischen Tatsachen abzuleiten, eine energische Katastrophe moralisch besser zu füllen. Der emphatische Briefstil der „Neuen Heloise" liegt weitab; hier ist die bildlose Schärfe von Candide und dem Essai sur les Mœurs. Rapide Handlung, schneidende Reflexion. (Nur die kämpfende Tugend der Präsidentin hemmt ein wenig.) Zusammenführen aller Fäden, an denen zum Schluß lauter Leichen hängen, in der Hand der Ältesten, Überlebenden. Das Buch ist geschickt und tief, unangreifbar in der äußeren Mache und im Spiel der inneren Federn.

Es ist abgestreift; nun hieße es, weiterwachsen. Eins, was in Valmont war, darf der Mann der Revolution fortbilden: seinen Persönlichkeitsstolz. Valmont konnte die Gesellschaft noch nicht entbehren; der Schüler Rousseaus glaubt, es zu können. Ein Jahr nach den Liaisons schreibt er über die Erziehung der Frauen; und seine Erziehungsmethode beschränkt sich darauf, daß er ihnen das „Naturweib" vorführt. Zwar hat den „Naturmenschen" niemand je gesehen, Rousseau erfand ihn von Kopf bis Fuß; aber es gibt ein unerforschtes Afrika, wo er stecken könnte. Für alle ist sein Vorhandensein eine wahre Herzensangelegenheit. Er ist dem achtzehnten Jahrhundert so viel, wie dem neunzehnten der Pithekanthropos werden wird. Laclos ist ihm ganz ergeben. Die sündenschöne Bürger-

dame liegt hinter ihm; jetzt ergeht er sich in verliebten Schilderungen des sonnenbraunen Naturmädchens, das, von unbekannter Glut verzehrt, in betauter Sonnenaufgangslandschaft sich wirren Blickes auf den ersten Mann stürzt. Besorgt um ihren Ruf, kommt er dem Verdacht zuvor, sie möchte nicht recht sauber sein; und das wirkt rührend bei dem Schöpfer der abgefeimtesten Romanfiguren, die je da waren. Gegen Buffon und Voltaire, die dem Naturmenschen nicht hold sind, verteidigt er das Verlassen von Frau und Kind — was abstoßen könnte, wenn es nicht von einem Träumer und von einem zum besten Familienvater Bestimmten käme.

Er bleibt Träumer. Den Beweis dafür, daß die Liaisons dangereuses nicht, wie man zu finden scheint, ein Kunststück kalter Beobachtung sind: Laclos' ganzes folgendes Leben erbringt ihn. Es ist köstlich ungeschickt. Noch 1789 nimmt er vom Herzog von Orleans ein Amt an. Nach der Flucht nach Varennes greift er, um seinem Herrn auf den Thron zu helfen, in einer Volksversammlung zu Gewaltmitteln, übertrieben, nach Art des Schüchternen, der sich in Handlung stürzt. Seine Phantasie und seine Zaghaftigkeit zeigen ihm die Tatmenschen noch viel unbedenklicher, als sie sind. Er will mittun, sie überbieten; und fällt ab. Die Revolution bereitet ihm als einzelnen nur Enttäuschungen; er aber hängt an der großen, geliebten Abstraktion; will niemals glauben, daß außer einem kleinen Haufen Unverbesserlicher jemand ihr entgegen sein könne. Geblendet vom Starren in die weite Morgenröte, verliert sein Blick die Tatsachen. Er sieht nichts voraus und legt die Sache der Freiheit in die Hände Bonapartes. „Möge nur er leben!“ Seine Leiden kommen ihm nicht von ihr, von der Revolution, sie kommen von Menschen; und in dem Kerker, in den sie ihn, als homme de génie, geworfen hat, begeht er ihre Feste, erfindet er Geschosse, die sie ausbreiten sollen, lehrt er seine Kinder, solange man ihm das Schreiben erlaubt, ihren Geist. „Die Tu-

genden sind auf der Tagesordnung." Mit der ruhigen Größe, die den Menschen jener Tage als Preis ihrer Gläubigkeit zuteil ward, trifft er Bestimmungen, „für den Fall einer Krankheit oder eines anderen Unglücksfalles". Der andere Unglücksfall ist die Guillotine.

Er entgeht ihr und wird zur Armee geschickt. Es ist Waffenstillstand, auch sind mehr als genug Generale vorhanden, und es hieße, sich durch Ränke hinaufbringen. Laclos bleibt resigniert unten, trennt sich in seinem Bewußtsein immer von „denen dort oben". Er behält im Alter die Neigung des sanften Dichters, die die Neigung ganz junger Menschen ist: die Leute danach zu beurteilen, wie sie ihn behandeln. Sobald man ihn verwendet, leistet er mit seiner Artillerie die tüchtigsten Dienste. Aber er ist ohne Ehrgeiz, sehr unentschlossen, hat einen etwas pedantischen Gerechtigkeitssinn, fremd den ungesetzlichen Kühnheiten, denen jetzt die Welt gehört, und sieht den Ruhm so fern, daß ers vermessen fände, die Hand nach ihm auszustrecken. Auch weiß er nichts von seiner Vergötterung, die jetzt aufkommt; er hat den menschlicheren Glauben seines Jahrhunderts: „Das Ziel ist Glück und Ruhm nur ein Mittel." Der Republik dienen: was kann ihr Bürger noch mehr wollen? Den Seinen anständigen Unterhalt erwerben. Denn er lebt jede Stunde seiner Kriegszüge mit den Seinen, wie er einst im Gefängnis in Gedanken mit ihnen seine Mahlzeiten teilte. In seiner Frau liebt er die Erinnerung an die Tourvel, bedauert, ein Wort von ihr nicht mehr der Präsidentin in den Mund legen zu können, erklärt seine Frau für seine Nachwelt, sein Pantheon, worin sein Gedächtnis ruhen wird. Trost des Enttäuschten; ständiges Zurücksinnen an die einzige Leistung, die ihm vergönnt war. Was er heute tut, er weiß es, ist subaltern; drum erträgt er gefaßt die Zeiten zwischen zwei Briefen seiner Lieben, und seine Erholung ist, wenn er, der als Eroberer in eine italienische Stadt eingezogen ist,

hinter den stillen Mauern eines Bischofspalastes mit einem feinen Priester plaudern darf, der sein Buch gelesen hat.

Und so, mag er selbst seine Rolle auch bescheidener veranschlagen, hat er teil am Sinn dieser Tage: den Verfasser eines gesellschaftskritischen Romans tragen Bajonette durch unterworfene Länder. Der Soldat ist vom Herkommen abgewichen, er fristet nicht mehr das Bestehende, steht nicht länger der Tatwerdung von Ideen entgegen; er selbst tränkt sie, auf großen Siegeszügen, Europa ein. Er war Scherge und ist nun Kulturbringer; der literarische Offizier, in dessen Briefen die Namen Voltaire und Rousseau so oft vorkommen wie die von Kriegsmännern, ist der siegende Typus; und in dem, der noch auf Sankt Helena von den Dichtern wie von seinesgleichen sprechen wird, bereitet das Genie selbst sich vor, den Thron zu besteigen.

Laclos, schon alt, erfaßt wenig von dem um ihn her. Die Jetzigen ergreifen lärmend Besitz von der Außenwelt. Diese Stürme haben Chateaubriand über das Meer geworfen, werden den Knaben Victor Hugo nach Spanien wehen und die Romantik, die Kunst der sichtbaren Dinge, entfachen. Er aber, der Artillerist und Erfinder, zieht den Feldstechern die Augen der Seele vor. Für seine Fahrt durch die Schweiz findet er in drei Zeilen Platz und hält Genua keines Besuches wert. Schon als Valmont hatte er gesagt: „So sind Sie denn auf dem Lande, das langweilig ist wie das Gefühl und traurig wie die Treue.“ Die schwierig zusammengesetzten Menschen, in einem Salon wohlverwahrt, die zu durchschauen und reinlich zu bestimmen ihm gegeben war, sie sind nicht mehr. Ein Übriggebliebener, der sich den Zopf aufgelöst hat und von seiner Träumerbegeisterung in lauter Neues, vor Rauheit Unentwirrbares verschlagen ist, läßt er aus seinem weichen, runden und roten Rokokogesicht seine melancholisch brennenden Beobachterblicke unbeschäftigt ausgehen über gleichgültiges Land. Könnte er

wenigstens seine geliebten hohlen Kugeln bei einer ordentlichen Belagerung probieren! Lieber noch schriebe er den längst in ihm keimenden Roman, dessen Thema lautet: „Das Glück lebt nur in der Familie." Er sinnt darüber, während er seine langen Glieder mühsam im Reiten übt; und hinter ihm ist immer, mit Karossen, Livreen und aufgedonnertem Stab, der opernhafte Pomp eines Generals der Armée d'Italie.

Dann stirbt er, in Tarent, einem Ort des Fiebers, wo er nicht einmal nützen konnte; stirbt ausgeschieden und geopfert und richtet „in dem Augenblick, da für mich alles enden soll", eine Bitte an den Ersten Konsul: um Hilfe für die unglücklichen Seinen. Denn er hinterläßt nichts als seine prunkvoll bestickte Generalsuniform. Und die Liaisons dangereuses.

Die ersten Leser des Buches konnten (wie gewöhnlich) nicht ertragen, ihre Gesten, die ihnen, über die Wirklichkeit verstreut, niemals Ekel einflößten, im Kunstwerk zusammengebunden, ihre Seelenverfassung darin anschaulich kommentiert zu sehen. Marie Antoinette, die Keusche, verbot, daß auf das Exemplar, das sie einbinden ließ, der Titel gedruckt werde. Der Ruf der Unsittlichkeit, den die Rache der Zeitgenossen dem Roman bereitete, hat fortgewirkt. Die moralische Absicht darin ist zwar eher zu deutlich. Glücklich wird man nur durch Liebe. Nicht durch Stolz; nicht durch Spielen mit anderer Schicksalen; nicht durch Verstand: nur durch gütige Liebe. Wer liebt, merkt es und ruft den übrigen die neue Wahrheit zu. Wer nicht empfindet, hegt Neid auf alle, die es können. „Ich bin empört," sagt Valmont, der glänzende Verführer, „wenn ich denke, daß dieser Mensch, ohne zu überlegen, ohne sich die geringste Mühe zu geben, einfach dadurch, daß er ganz dumm dem Trieb seines Herzens folgt, eine Seligkeit findet, die ich nicht erreichen kann." Das geht bis zur Fälschung. Gegen Ende des Buches wandelt die Merteuil eine Reuestimmung an, und sie wünscht, von einem naiven Jungen so geliebt zu werden,

„wie wenn ich seiner würdig wäre". Aber der Optimismus der meisten, der Schwäche ist, steht einem solchen Buch entgegen; und die Zeit, die es ertragen soll, braucht einen wagehalsigen Geist. Die zunächst Kommenden waren am wenigsten geeignet. So hat sich Charles Nodier albern und Michelet sich unverständig geäußert. Sainte-Beuve, den Analytiker von „Volupté", hätten die Liaisons dangereuses nicht weniger anziehen müssen als Sainte-Beuve, den neugierigen Kritiker; aber beide schweigen. In der Präsidentin Tourvel hätte George Sand leicht ihre eigene Rechtfertigung der Liebe als Diakonissinnenpflicht wiederzuerkennen vermocht; doch erklärt sie, der Seele gesünder als die Liaisons dangereuses finde sie den Pfarrer von Wakefield. Ihrem Feind Baudelaire dagegen, dem „Satanisten", der sich als verkannten Moralisten fühlte, war Laclos' Roman sympathisch. Und die Goncourts scheuen sich nicht, den Verfasser in die vorderste Reihe der klugen Reformatoren zu stellen.

Nicht das macht dem heutigen Geschlecht seiner Liebhaber sein Buch wert. Bei den Liaisons dangereuses verweilt, als bei einem früheren Bilde des eigenen Wesens, jeder, der sein Erlebtes gern ins Schlimme steigert, sich aus der Hoffnungslosigkeit seines Wissens um Seelen einen Trost macht und einen Rausch aus seinem Herrschergefühl vor Abgründen, die er ermißt. Laclos würde stutzen beim Anblick seiner Freunde. Er wollte versittlichen: und sie sind Immoralisten. Er dachte, zu der sanften Tourvel zu führen: und sie bewundern die ruchlose Merteuil. Aber er, der ehemals lachend den Lästerungen getrotzt hat, würde heute wohl mit Lächeln den Ruhm hinnehmen, der selten mehr ist als ein weitverbreiteter Irrtum über unsere Person.

Von dem berühmten Roman des Choderlos de Laclos ist soeben eine neue Ausgabe, wiederum auf Dünndruckpapier, erschienen.

★ ★ ★

STEFAN ZWEIG

DAS EINLEITUNGSGEDICHT

zu dem neuen Novellenbande: Verwirrung der Gefühle

LOCKST du mich abermals vom linden Lichte,
Verwegne Lust des schöpferischen Spiels,
In dein Tiefunten, in das dornendichte
Gestrüpp des Herzens, Wirrnis des Gefühls?

Nur dort, nur dort, in tödlicher Verstrickung,
Ich fühls, sind unsrer Zweiheit wir entrafft.
Wach wehren wir uns gegen jede Schickung
Und fürchten feig den Sturz zur Leidenschaft.

Blut glüht und Geist uns kalt geteilter Flamme.
Das Schicksal erst, gewölkt in dunklen Jahren,
Schlägt mächtig sie in seinem Sturm zusammen.

Wir sind nicht wahr, solang wir uns bewahren,
Und nur der Blitz, von dem wir ganz entbrennen,
Läßt Blut im Geist und Geist im Blut sich kennen.

* * *

GUSTAV ROETHE

DIE MANESSESCHE MINNESINGERHANDSCHRIFT

ICH könnte die jungen Germanisten von heute beinahe beneiden, wenn ich sehe, wie leicht es ihnen jetzt wird, jene herrliche Schatzkammer des deutschen Minnesangs, die Manessesche Liederhandschrift der Heidelberger Universitätsbibliothek, wie im Original kennen zu lernen. Bald wird sie jedem Freund und Erforscher mittelhochdeutscher Dichtung bequem zugänglich werden in der köstlichen Reproduktion, von der

der Insel-Verlag bisher zwei Lieferungen hat erscheinen lassen. Ich hatte es in meiner Jugend nicht so gut. Der Minnesang war meine erste mittelhochdeutsche Liebe, und ich entsinne mich noch mit einigem Gruseln, wie ich voll Begeisterung den sehr voluminösen ersten und zweiten Band der Minnesingerausgabe von der Hagens (Großquart) im Ranzen auf eine Gebirgswanderung mitgeschleppt habe, bis mir angesichts der Ötztaler Gletscher dann doch die Notwendigkeit klar wurde, mich von dem geliebten Wälzer zu trennen. Ich benutze diese Ausgabe von der Hagens bei allen ihren Schwächen noch heute besonders gern: mit einem altmodischen pseudogotischen Umschlag geschmückt, in der sogenannten gotischen Fraktur gedruckt, wirkte sie auf den Studenten leidlich stil- und stimmungsgemäß; die Schrift berührte mich wärmer, echter als die kühle Antiqua der kritischen Ausgaben von Lachmann und Haupt. Als ich mich dann entschloß, an einen der Dichter jener Handschrift meine erste Arbeit zu setzen, da war Holland in Not: nach Paris konnt ich nicht reisen, eine genaue Nachprüfung des Textes aus der Handschrift war unbedingt nötig, und ich mußte heilfroh sein, als ein freundlicher Helfer in einem Exemplar des Bodmerschen Abdrucks der Manessischen Handschrift alle Abweichungen korrigierte, die dem Dichter des Noah bei seiner Abschrift begegnet waren. Das war auch nur ein unzulänglicher Notbehelf. Und sehnsüchtig träumte ich von dem Original.

Dann gelang es der glücklichen Hand des Buchhändlers Trübner, die Handschrift gegen die zahlreichen Codices der Ashburnhamschen Sammlung (es waren fast 200) einzutauschen und sie wieder nach Heidelberg zurückzuführen. Dort habe ich sie dann öfter sehen und benutzen dürfen; die Bibliotheksverwaltung hat mir nie Schwierigkeiten gemacht. Aber ich selbst empfand eine gewisse Scheu vor kräftigem Zufassen. Der wundervolle Schmelz dieser herrlichen Farben, der zarte

Hauch des Lebens, der über diesen alten und doch noch so frisch wirkenden Blättern lag, er heischte Schonung. Bestand doch die Gefahr, daß solche Prachthandschrift, die sich unbenutzt und verstaubt durch Jahrhunderte vorzüglich gehalten hatte, im Licht der Sonne, in den Händen wißbegieriger Gelehrter schnell abblättern und sich mit Runzeln bedecken würde. Der Philologe hat so viele Fragen aufzuwerfen: allein schon die Zusammensetzung der Handschrift aus ihren Blätterlagen ist für den Kundigen höchst interessant und doch bei festem Einband nicht ganz leicht nachzuprüfen: jedes gewaltsamere Biegen und Prüfen aber verbot die Rücksicht auf das kostbare Werk.

Wie anders, wenn ich jetzt die herrliche Nachbildung des Insel-Verlages vor mir habe. Die Flecken und Falten, diese Spuren der Jahrhunderte, sind auch da getreulich kopiert; auch da scheint die Rückseite der Blätter durch das zarte Pergament durchzuschimmern; auch da sehen wir Liniierung, Heftlöcher und -fäden in allem Wesentlichen wie im Original; aber wir können ohne Scheu uns jedes Blatt vor die Augen halten, wie wir wollen, und der Text zerlegt sich mühelos in Einzelblätter oder in Lagen von Doppelblättern, genau wie im Original. Es ist höchst bemerkenswert, wie bei den größeren Dichtern, bei Walther von der Vogelweide, Reimar dem Alten, Neidhart, Reinmar von Zweter und anderen, die Gedichte mit der Lage abschließen: vermutlich hat man im 13. Jahrhundert sich auch nicht immer mit dem ganzen großen Bande von 416 Blättern großen Formats ($25 \times 35\frac{1}{2}$ cm) geplagt und geschleppt, sondern einzelne Lagen wie eine Art Sonderausgabe herausgehoben.

Liest man in diesen Mappen, so strömt eine wundersame Stimmung von ihnen aus, wie kein Abdruck sie spenden kann. Die Strophen, nicht die Zeilen, sind abgesetzt; jedes neue Lied, ja, jede neue Strophe führt ein hübscher Zierbuchstabe lasur-

blau oder rot, von roten oder blauen Ornamentallinien umrankt, anmutig ein. Die sorgfältig gemalten Lettern, die doch jede wieder ein wenig anders ist, atmen persönliches Leben. Und am Schluß der Lieder ist freier Raum gelassen, um neue Strophen einzutragen; am Ende der Dichtungen jedes Sängers stoßen wir auf leere Blätter oder Seiten, um noch andere Gedichte nachzufügen. Auch das weist ins frische Leben: der Sammler und der Besitzer sah diesen Liederhort nicht als abgeschlossen an, sondern suchte weiter: zuweilen verrät der Wechsel der Handschrift schon die fortarbeitende Hand. Diese leeren Räume sprechen verheißungsvoll noch zu uns. Der Sammler der Lieder muß als ein ausgezeichneter Kenner, ja beinahe als ein achtbarer Philologe eingeschätzt werden. Wir können heute noch durch Vergleich mit anderen kleineren Sammlungen annähernd erschließen, wie dieser Riesencodex aus zahlreichen kleineren Büchern, ja hie und da aus Liederrollen und Einzelstücken zusammengesetzt worden ist, mit feinem Verständnis für die Art jedes dieser Sänger: daß die Lieder Dichtern zugewiesen werden, von denen sie nicht stammen, läßt sich nur in verhältnismäßig wenig Fällen erweisen. Der Mann, der diesen Codex zusammengestellt und kritisch geordnet hat, verdient unsere volle Bewunderung.

Solche große Handschrift konnte erst entstehen, als die eigentliche Blüte des Minnesangs vorüber war und sich nun das Bedürfnis nach einem liebevollen Rückblick meldete. Dem Sammler ist es gelungen, Lieder aus fast anderthalb Jahrhunderten in reicher Fülle zu vereinigen. Er ordnet nicht chronologisch, sondern streng nach dem Stand: vom Kaiser wandern wir durch die Scharen der dichtenden Fürsten, Grafen, Freiherren, Ministerialen bis zum Bürger und Spielmann: die ständische Gliederung ist anfangs ganz streng, später etwas lockerer gefügt. Da nun aber der Minnesang zuerst hochvornehm war und nur im fürstlichen und freien Adel gedieh, erst



HER KRISTAN VON HAMLE

Aus der Manesseschen Liederhandschrift

allmählich zum unfreien Adel, der die glänzendsten Dichter gestellt hat, und noch tiefer herabsank, so trägt die Standesfolge bis zu einem gewissen Grade chronologische Züge. Hie und da stoßen wir auch auf landschaftliche Gruppen. Die Spruch- und Lehrdichtung ist schwächer vertreten; der eigentliche höfische Minnesang aber, namentlich des Südwestens, doch auch des bayrisch-österreichischen Gebiets offenbart sich uns in überwältigendem Reichtum. Man spürt der Ausstattung der Handschrift überall an, daß hinter dieser Pracht eine innige, fast sehnsüchtige Liebe zu jener herrlichen Kunst der Vergangenheit lebte. Wenn auch manches darauf hinweist, daß zwei Züricher Patrizier, Vater und Sohn Manesse, einen beträchtlichen Teil der hier verwerteten Liederbücher gesammelt haben, und wenn die Sprache auch nach Zürich weist, so ist es mir doch nicht zweifelhaft, daß unsere Handschrift nur im Auftrage eines vornehmen adligen Herrn entstanden sein kann. Sie ist durchaus aristokratisch angelegt.

Ihr Hauptreiz waren von jeher die 137 Bilder, von wenigen Künstlern mit großer Liebe und in herrlichen, heute noch leuchtenden Farben hergestellt, durch reiches Gold besonders gehoben. Auch diese Maler wurden offenbar von dem kundigen Hauptsammler beraten: er wird ihnen die Wappen, den Helmschmuck, die Standarten angegeben haben, durch die sie möglichst jeden Dichter begleiteten; wußten sie das Wappen nicht, so erfanden sie es, wie Walther von der Vogelweide einen Vogel im Käfig, der von Buchhein ein Buch im Schild oder auf dem Helme führen. Die Bilder der Dichter streben Porträtähnlichkeit nicht an: die Gesichter sind überhaupt nicht die stärkste Seite der Maler. Wenn nun aber der mit geschlossenen Augen nachsinnende Reinmar von Zweter, der einzige Dichter der Handschrift, der die Augen schließt, in einer neu gefundenen Liedersammlung Reimarus Caecus, der blinde Reinmar, genannt wird, so scheint das eine überraschende Be-

stätigung für den Maler. Der eigentliche Wert dieser Bilder liegt doch darin, daß sie uns in das höfische Leben einführen, wie man sich das um 1330 rückschauend ausgemalt haben wird. Es ist ganz erstaunlich, welche Fülle grundverschiedener Szenen an uns vorüber zieht. Zuweilen lehnen sie sich an Situationen der Gedichte selbst an: so sehen wir Walther von der Vogelweide, wie er auf einem Stein sitzt, ein Bein über das andre legt und seine Wange in die eine Hand nachdenkend schmiegt, ganz wie er selbst sich beschreibt: es kann keine Rede davon sein, daß hier Bilder aus französischen Handschriften der Abälardbriefe oder des Rosenromans zugrunde liegen. Oder wir sehen den Meister Hadlaub, wie er als Pilger verkleidet der Geliebten beim Kirchgang einen Brief an den Rock heftet. Aber diese Beziehungen sind nicht häufig. Vom Leben des Dichters wußte der Maler etwas, der Ulrich von Lichtenstein darstellt, wie er als Frau Venus aus den Fluten des Meeres herausssprengt. Bekanntlich hat er in diesem Kostüm ein paar hundert Speere zu Ehren seiner Dame rühmlich verstochen. Meist aber waltet freie Phantasie, zuweilen angeregt durch Fresken, von denen heute noch dies und jenes in Schweizer Häusern und Palästen erhalten ist. Wir schauen glänzende Turniere in prunkvollster Ausrüstung, darüber die Damen auf hohem Balkone, bereit, die Sieger zu krönen und zu lohnen; aber wir sehen auch blutige Kämpfe auf Leben und Tod, die Tjost des Einzelnen und den Massenkampf mit der flatternden Sturmfahne. Hier führt der Ritter seine Dame zum Tanz; das muntere Völkchen der Spielleute sehen wir einzeln und in Gruppen tätig; der berühmte Frauenlob dirigiert sogar ein sehr stattliches Orchester. Sehr beliebt ist die Falkenjagd, zu der Ritter und Dame wohl auch gemeinsam ausreiten; aber auch der Hase und der Fuchs, der Hirsch und der Bär und der Eber kommen auf diesen Jagdbildern vor, und ebenso ist der Angelsport vertreten. Der Liebende steigt auf der Leiter

zur Dame empor oder wird von ihr in einem Kübel zum Turmgemach heraufgewunden. Die beiden sitzen beim Schachspiel; ein andermal sucht der Herr im Jägergewand die widerstrebende Dame in den Wald zu ziehen. Wir erleben eine Entführung: die Verfolger sind dem fliehenden Paar auf den Fersen. Im Getreidefelde bemüht sich ein Jüngling um die Schnitterin, anscheinend eine verkleidete Dame: denn sie führt die Sichel in elegant behandschuhten Händchen. Besonders gern wird dargestellt, wie der Dichter die ersten Entwürfe der Lieder einer Wachstafel anvertraut, wie er dann das fertige Gedicht auf einen Pergamentstreifen schreibt oder noch lieber diktiert, wie er aus der Pergamentrolle seine Verse vorträgt (oder auch seltener aus einem Buche vorliest), wie er seine Liebesbriefe der Dame auf verschiedenen Wegen, sogar durch einen Pfeilschuß, zusendet; selbst in eine Schreiberstube werden wir geführt. Dem aristokratischen Stil des Ganzen entspricht es, daß die Knappen, Diener, Spielleute, Schreiber in sehr viel kleinerem Format neben den großen ritterlichen Hauptfiguren stehen.

Aber das Liebesleben und der Kampf erschöpft das Repertoire dieser Bilder keineswegs. In den spätern minder höfischen Partien erweitert sich der kulturhistorische Horizont. Hier blicken wir in eine Schulstube herein; dort überfallen Reisige eine Rinderherde; hier üben sich Jünglinge im Wurfspiel; dort zieht Herr Neidhart unter den Bauern auf; und der trinkfrohe Herr Steinmar, dessen Abbild mit einer Weinkanne man gar unter den Skulpturen des Straßburger Münsters hat finden wollen, sitzt mit ein paar Edelleuten beim Gänsebraten, der natürlich auch begossen wird. Wir sehen, wie der Spruchdichter Spervogel seinem Namen gemäß einen Speer mit Vögeln trägt, wie der Jude Süßkind dem Bischof von Konstanz seine Reverenz macht, wie der Spruchdichter Sigeher gleich Walther mit einem Pelzrock beschenkt wird; der Amboß, der

Webstuhl und manch anderes merkwürdige Gerät finden wir in Tätigkeit. Der lebensvolle Reichtum ist geradezu unerschöpflich, und ich zweifle nicht, daß diese Bilder in ihrer farbigen Wiedergabe noch viel mehr als früher die Forschung anlocken und bereichern werden.

Kein Wunder, daß dieser unvergleichliche Schatz von jeher nicht nur Interesse, sondern sogar die Gier des Besitzes erweckt hat. Die Geschichte der Handschrift ist nichts weniger als klar: aber daß sie sehr bewegt war, daran ist kein Zweifel. Entstanden ist sie, wie gesagt, in oder bei Zürich; es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Herren von Hohensax, die zweimal in ihr vertreten sind, bei ihrer Entstehung beteiligt waren, wie sie sie auch später längere Zeit in Händen hatten. Weiter taucht sie auf vielleicht bei dem päpstlichen Kämmerer Ulrich Fugger, bei den Herren von Schellenberg auf Randegg; in Züricher Bürgerkreisen hat man sie zeitweilig, wie es scheint mit Unrecht, zurückgehalten. Ihr rechtmäßiger Besitz ist am besten und längsten gesichert für den Kurfürsten von der Pfalz, der sie aber lange ausgeliehen und dann nicht ganz leicht wiederbekommen hat. Im Anfang des 17. Jahrhunderts lag sie sorgfältig bewahrt in Heidelberg. Wie sie von da nach Paris gelangt ist, wissen wir nicht; man nimmt neuerdings an, daß die Witwe des Winterkönigs sie in ihrer Not verkauft haben könne. Jedenfalls scheint sie von der Pariser Bibliothek rechtmäßig durch Kauf erworben zu sein, und das hat es bei der deutschen Gewissenhaftigkeit sowohl 1815 wie 1870 verhindert, daß sie nach Heidelberg zurückgeschafft wurde: Jacob Grimm, der 1815 als hessischer Legationssekretär in Paris war, aber auch Blücher und Gneisenau haben sich lebhaft für ihren Erwerb eingesetzt, zumal der Weg, auf dem sie nach Paris gekommen war, nicht klarlag. Aber die Deutschen wollten anscheinend legal erworbenen Besitz nicht mit Mitteln der Gewalt an sich bringen, im grellen Unterschied zu dem Ver-

halten der Entente gegen uns. Erst jener opferreiche Tausch, den Trübner vermittelte, hat uns das unschätzbare Buch wiedergebracht.

Der blitzende Geist, die dialektische Eleganz, die zarte Feinheit der Wortwahl, der Glanz und die Sicherheit der metrischen Kunst, das alles ist erstaunlich bis zum Wunderbaren, wenn wirs messen an den Zeiten, die dieser Blüte des Minnesangs vorhergingen und folgten. Aber mehr noch bedeutet die seelische Zartheit, die sittliche Veredlung, die aus den Liedern dieser einzigen Sammlung zu uns spricht. Und sie ist keineswegs eintönig. Für Schiller freilich war der gesamte Minnesang ein Spatzengezwitscher, dessen einzelne Stimmen er nicht unterschied. Für uns heben sich die Persönlichkeiten mit der höchsten Schärfe voneinander ab: heutige Lyrik ist oft weit eintöniger. Denn auch der Zauber sinnlicher Liebe, derbe Lebenskraft, ausgelassener Witz und Spott, tiefe Frömmigkeit, politische Leidenschaft, die Verwegenheit des Spielmanns, der frevelnde Übermut des halbgelehrten Vaganten, diese ganze unabsehbare Tonleiter einer geistig starkbewegten Zeit, über allem die sittliche und formale Macht des Rittertums, eine Flut von Weisheit und Schönheit: das alles birgt sich in diesem merkwürdigen Bande. Jetzt darf er wieder in seiner alten Gestalt zu uns reden, auch durch die Farben und Figuren, in denen sich jene schöne höfische Welt um 1330 sinnkräftig niederschlug. Wir haben alle Ursache, für diese Erweckung der wundervollen Handschrift aus dem Kerker der einen Bibliothek zu einer weiteren Öffentlichkeit dem Insel-Verlag und seinem spiritus rector dankbar zu sein.

* * *

DIE TOCHTER DES BETTLERKÖNIGS

Chinesische Novelle

IN den Tagen der Sung-Dynastie lebte in Hangtschou, der damaligen Reichshauptstadt, ein Bettler namens Kin Lao Ta. Er war kein gewöhnlicher Bettler, sondern bekleidete die Würde eines Chefs der hauptstädtischen Bettlergilde. Es bestand nämlich unter den zahlreichen Bettlern, die eine ständige Begleiterscheinung des in der Stadt zusammenströmenden Reichtums bildeten, der alte Brauch, sich aus der Mitte der Ihren ein Oberhaupt zu wählen, dem die anderen mit sklavischem Gehorsam unterworfen waren wie Untertanen ihrem König. Dafür sorgte der „Bettlerkönig", wie er im Volksmunde hieß, in mannigfacher Weise für das Wohl seiner Untergebenen. In der günstigen Jahreszeit, wenn die Witterung tagsüber das Verweilen in den Straßen gestattete und die Schreie nach Almosen nicht vergeblich ertönten, pflegten die Bettler ihrem Oberhaupt täglich einen bestimmten Teil ihrer Einkünfte abzuliefern, den dieser gewissenhaft verwaltete und als Fonds für die Zeiten der Not aufsparte. Wenn später Regen und Schnee Straßen und Plätze menschenleer fegten und das Geschäft des Bettelns lahmlegten, dann konnten sich die Bettler an ihr Oberhaupt wenden, das ständig gewaltige Kessel voll dampfender Reissuppe für die Hungrigen bereit hielt und bei Bedarf zum Schutz gegen Kälte und Nässe auch warme und trockene Kleidung verteilte. Der Tribut, der regelmäßig aus den Händen der Bettler in die Kasse ihres Oberhauptes floß, häufte sich allmählich zu ansehnlichen Beträgen, und der Chef ließ diesen Fonds keineswegs müßig liegen, sondern ihn zinsbringend im Pfandleihgeschäft arbeiten. Dabei fiel natürlich auch für ihn persönlich ein stattlicher Nutzen ab, und so war es leicht möglich, daß so ein Bettlerkönig, wenn er nicht gerade Spieler und Müßiggänger war, im Laufe der Zeit zu behaglichem Wohlstand gelangte

und nicht im entferntesten daran dachte, mit anderen zu tauschen.

Allerdings gab es da einen leidigen Punkt. Das war der Mangel an äußerer Geltung. So ein Bettlerkönig mochte Besitzer von ausgedehnten Ländereien werden und Vermögen, für Generationen ausreichend, anhäufen, immer blieb er doch Bettler und als solcher außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft. Wer hätte ihn, wenn er sich unter den Menschen zeigte, mit Achtung und Ehrerbietung begrüßt? So blieb ihm nichts anderes übrig, als sich innerhalb der eigenen Schwelle an seinem Glanze zu weiden. Freilich als „ehrlos“ in dem Sinne, wie man es im Hinblick auf die vier Klassen der Dirnen, Komödianten, Sklaven und Söldner verstand, konnte man die Bettler nicht bezeichnen. Daß jemand besitzlos ist, braucht ja noch kein Makel an der persönlichen Ehre zu sein. Auch weist die Geschichte verschiedene Beispiele auf, wie einstige Bettler zu hohen Ehren und Stellungen gelangten.

Doch halten wir uns nicht länger mit allgemeinen Betrachtungen auf, und kehren wir zu dem erwähnten Kin Lao Ta zurück. Schon siebenmal hatte sich innerhalb seiner Familie die Würde eines Bettlerkönigs vom Vater auf den Sohn vererbt, bis sie zu ihm gelangte. Was Wunder, wenn er ein gewaltiges Besitztum sein eigen nennen konnte. Da war zunächst seine prächtige Behausung in der Stadt, dann gab es fette Äcker und üppige Gärten, die ihm reiche Ernten abwarfen. Das Feinste an Stoffen war gut genug für seine Kleidung, die erlesensten Gerichte zierten seine Tafel, zum Bersten volle Kornspeicher, bis zum Rand gefüllte Geldsäcke und eine stattliche Schar von Dienern, Knechten und Mägden vervollständigten seine Habe. So konnte man ihn denn, wenn auch nicht zu den reichsten, so doch zu den vermögenden Leuten der Hauptstadt zählen.

Um seinen Wohlstand recht behaglich genießen zu können und von dem lästigen Umgang mit seinen ärmeren Zunftgenos-

sen verschont zu bleiben, hatte Kin Lao Ta seit einiger Zeit die Ausübung seiner Chefwürde einem nahen Verwandten übertragen, der unter dem Beinamen der „Aussätzige“ bekannt war. Gleichwohl hieß er selbst im Munde der Leute weiter der „Bettlerkönig“. Er zählte damals etwas über fünfzig Jahre und lebte als Witwer und ohne Söhne. Lediglich eine Tochter war seiner früheren Ehe entsprossen. Sie hieß Yü Nu, die „Edelsteinsklavin“, und war ein junges Mädchen von vollendeter Schönheit. Wollte man sie beschreiben, so möchte man jene Strophe zitieren, in der es heißt:

„Ihre fehlerlose Grazie wetteiferte mit dem Glanze des Jaspis,
Ihre Grazie beschämte die Anmut der Blumen,
Ihr strahlender Liebreiz machte sie würdig,
Die Zierde im Brautzug eines Fürsten zu bilden.“

Kein Wunder, daß der Bettlerkönig diese Tochter hegte wie ein kostbares Kleinod. Von Kind auf hatte er sie sorgfältig unterrichten lassen, so daß sie bereits mit fünfzehn Jahren alle Schwierigkeiten der Literatur spielend bewältigte und mit eigener Hand vollendete Kompositionen, gereimt und in Prosa, schreiben konnte. Auch war sie in allen weiblichen Arbeiten geschickt und verstand sich überdies meisterhaft auf das Spiel der Flöte und der zwölfsaitigen Gitarre.

Es läßt sich begreifen, daß Kin Lao Ta den Ehrgeiz besaß, eine Tochter von solchen Vorzügen nur einem Angehörigen der Mandarinenklasse zur Frau zu geben. Aber damit hatte es freilich seine Schwierigkeiten. Denn an dem jungen Mädchen haftete nun einmal das Odium, im Hause eines Chefs der Bettlergilde aufgewachsen zu sein. Und welche achtbare Familie hätte es über sich gebracht, dieses Haus eines Heiratsantrages zu würdigen? Wohl bemühten sich zahlreiche Familien aus den gewöhnlichen Erwerbsständen um den Besitz der schönen reichen

„Edelsteinsklavin", aber Kin Lao Ta wollte unter keinen Umständen einer Verbindung mit diesen Kreisen zustimmen, in denen auf Ruhm und Ehren nicht zu rechnen war. So kam es, daß das junge Mädchen bereits ihr achtzehntes Lebensjahr erreicht hatte und immer noch unverlobt war.

Da erhielt Kin Lao Ta eines Tages den Besuch eines befreundeten Graubarts aus der Nachbarschaft, der also zu ihm sprach:

„Ich kenne da einen jungen Mann aus gutem Hause. Er heißt Mo Ki und wohnt nicht weit von hier, unterhalb der ‚Großen Friedensbrücke'. Er ist jetzt zwanzig Jahre alt und besitzt außer einem angenehmen Äußeren auch große Fähigkeiten. Vor kurzem hat er seine erste Staatsprüfung bestanden, die ihm den Weg zur Beamtenlaufbahn eröffnet. Leider sind ihm beide Eltern gestorben, und da er in dürftigsten Verhältnissen lebt, war es ihm bisher nicht möglich, eine Heirat einzugehen; nun möchte er gern in eine reiche Familie hineinheiraten, wo er gleichzeitig als Adoptivsohn im Hause Aufnahme finden kann. Wäre das nicht eine passende Partie für Eure Tochter? Was meint Ihr dazu?"

Kin Lao Ta war Feuer und Flamme und beauftragte den Graubart, die Rolle des Vermittlers zu übernehmen. Der Graubart begab sich alsbald zur „Großen Friedensbrücke" und machte Herrn Mo Ki seine Aufwartung. Nachdem er sich seines Auftrages entledigt hatte, fuhr er fort:

„Allerdings möchte ich Euch nicht verschweigen, daß mein Auftraggeber einer Familie angehört, in der sich seit Generationen das Amt eines Bettlerchefs fortgeerbt hat. Aber Herr Kin Lao Ta übt schon seit längerer Zeit dieses Amt nicht mehr aus, und überdies dürfte der doppelte Vorteil seines Reichtums und der Anmut seiner Tochter jenen kleinen Nachteil bei weitem aufwiegen. Falls der Herr Doktor sich also nicht daran stoßen sollte, würde ich mich verpflichten, Euch in kürzester Zeit zu einer prompten Erledigung der Angelegenheit zu verhelfen."

Mo Ki sann eine Weile nach. Er sagte sich: ‚So, wie meine augenblickliche Lage ist, stehe ich ohne Existenzmittel da. Wollte ich auf dem üblichen Wege heiraten, so wüßte ich nicht, woher ich das Geld nehmen sollte, um die herkömmlichen Brautgeschenke zu kaufen. Wer will es mir daher verübeln, wenn ich mich jetzt in jenes wohlhabende Haus aufnehmen lasse? Was schert mich das Gerede der Leute?‘ Und laut setzte er hinzu:

„Euer weiser Vorschlag klingt bestechend. Aber Ihr kennt meine klägliche Lage. Wie soll ich die herkömmlichen Brautgaben beschaffen?“

„Darüber macht Euch keine Gedanken. Das ist meine Sache! Gebt mir nur Eure Einwilligung, das weitere kostet Euch nicht mal einen Fetzen Papier.“

Mit dem Jawort Mo Kis in der Tasche begab sich der Graubart zu Herrn Kin Lao Ta zurück, und damit war die Angelegenheit perfekt. Ein glücklicher Tag wurde anberaumt, und ohne weitere Umstände ging die Hochzeit vonstatten. Als Mo Ki den Fuß über die Schwelle seines künftigen Heims setzte und nun zum erstenmal die bezaubernde Schönheit seiner Braut gewahrte, da empfand er ein unbeschreibliches Glücksgefühl. Er konnte es kaum fassen. Da durfte er nun ein herrliches Weib als Gattin umarmen, prächtige Räume standen ihm als Wohnung zur Verfügung. Mit leidigen Nahrungs- und Kleidungssorgen brauchte er sich künftig nicht abzuquälen. Alles, was er zum Leben benötigte, stand ihm überreich zur Verfügung. Und all dieses Glück war ihm umsonst zugefallen, ohne daß er auch nur die geringste Kupfermünze auszugeben brauchte! Und mit welcher Rücksicht war man ihm begegnet! Hatte ihm doch der fürsorgliche Schwiegervater vor dem Hochzeitstage sogar noch eine vollständig neue Ausstattung zukommen lassen! Aber auch von seiten seiner Freunde und Bekannten erfuhr er nur freundliche Teilnahme. Man kannte ja seine ärmlichen Verhältnisse, und

niemand wagte, seine jetzige Verbindung als unstandesgemäß zu belächeln. Kurz, Mo Ki fühlte sich wie auf Wolken getragen.

Ein Monat war seit dem Tage der Hochzeit verstrichen, da richtete der Bettlerkönig nachträglich ein gewaltiges Hochzeitsmahl her, zu dem sein Schwiegersohn alle seine Studiengenossen, so viele er nur auftreiben konnte, junge Doktoren, Kandidaten und angehende Mandarine, als Gäste laden mußte, denn es schmeichelte Herrn Kin Lao Ta, wenn nun der lang entbehrte Glanz von Bildung und Stand in seinem Hause Einzug hielt. Seine eigenen Sippen- und Zunftgenossen blieben wohlweislich von der Teilnahme ausgeschlossen.

Sieben Tage hintereinander hatte das Festgelage bereits gewährt, als ihm ein unliebsamer Zwischenfall ein jähes Ende bereiten sollte. Der „Aussätzige" konnte es nämlich nicht verwinden, bei den Einladungen übergangen worden zu sein, und im Grunde mußte man ihm recht geben, wenn er sich in heftigen Worten also beim Gastgeber beschwerte:

„Ich bin ebensogut wie du Chef der Bettlergilde. Der Unterschied besteht nur darin, daß du von deinen Vätern, die vor dir mehrere Generationen hindurch gleichfalls die Chefwürde besessen haben, eine Masse Vermögen ererbt hast. Im übrigen sind wir nach Abstammung Arme eines und desselben Stromes, und wenn ‚Edelsteinsklavin', meine leibliche Nichte, heiratete, so gehörte es sich, auch mich als Gast zu einem Glas Hochzeitswein zu bitten. Jetzt veranstaltest du, einen Monat nach der Hochzeit, ein Riesengelage, das nun schon sieben Tage anhält. Alle Welt hast du eingeladen, für mich aber hat es nicht zur schäbigsten drei Zoll langen, einen Zoll breiten Einladungskarte gelangt. Vielleicht meinst du, weil dein Schwiegersohn angehender Mandarin ist, durftest du mich übergehen? Aber laß ihn Minister, laß ihn Kanzler werden, deshalb bleibe ich doch immer durch Heirat sein Onkel, und von Rechts wegen gebührte mir bei deinem Ge-

lage der erste Platz an der Tafel. Hast du mir gegenüber so wenig Anstandsgefühl?“

Sprachs und stürmte wutentbrannt hinweg, gewillt, den andern die Festfreude gründlich zu verekeln. Es dauerte auch nicht lange, so erschien er wieder auf der Bildfläche, aber diesmal an der Spitze einer seltsamen Gefolgschaft von einem halben Hundert zerlumpter Gestalten. Was für ein Anblick war das!

Diese schäbigen, durchlöcherten Hüte, diese zerfetzten Röcke, diese jämmerlichen, aus Filzlappen und Teppichresten zusammengestoppelten Mäntel, diese Knotenstöcke in der einen Hand, diese zerbrochenen Eßtöpfe mit den Überresten einer dreckigen Grützemahlzeit in der anderen Hand! Das stieß in allen Tonarten herzzerreißende Jammerrufe aus! Das staute sich am Tor und begehrte mit gellendem Geschrei Einlaß! Das bellte wie Hunde, das zischte wie Schlangen, das kreischte wie Affen! Das grölte Gassenhauer und verübte auf Holzklappern eine ohrenbeleidigende Begleitmusik! Und gar diese greulichen, mit rotem Ziegelstaub beschmierten Fratzen! Es war, als ob eine Rotte höllischer Geister losgelassen wäre, vor denen selbst Tschung Kweh, der unüberwindliche Teufelsbezwinger, die Flucht ergriffen haben würde. Verdutzt über das Getöse, ließ Kin Lao Ta das Haustor ein wenig öffnen und nachsehen, was los sei. Aber da hatten schon fremde Fäuste den Türflügel gepackt und weit aufgerissen. Ein Strom von Bettlern, an der Spitze der „Aussätzige“, ergoß sich in das Anwesen und stürmte geradeswegs in die Festhalle, wo man fröhlich beim Gelage saß. Als erster ließ sich der „Aussätzige“ an der Tafel nieder und riß mit beiden Händen die besten Gerichte und die edelsten Weine an sich. Und mitten im Kauen rief er unausgesetzt nach seiner „Nichte“ und seinem „Neffen“ und verlangte stürmisch, sie möchten auf der Stelle kommen und ihrem „Onkel“ guten Tag sagen. Die übrigen Bettler folgten seinem Beispiel und fielen wie ein Schwarm Schmeißfliegen über die Schüsseln und Plat-

ten her. Entsetzt waren die Gäste aufgesprungen und auseinandergestoben. Mo Ki mitten unter ihnen. Er nahm bis zum nächsten Morgen Zuflucht im Hause eines Freundes. Seine junge Frau aber schloß sich betrübt in ihrem Gemach ein, und aus ihren beiden Augen rannen um die Wette zwei Tränenbäche.

Inzwischen war der überrumpelte Hausherr dabei, den Eindringlingen gütlich zuzureden. Zwei-, dreimal versicherte er, die heutige Veranstaltung sei von seinem Schwiegersohn ausgegangen, da habe er nichts dreinzureden gehabt. Das nächste Mal aber werde er selber der Gastgeber sein, und dann wolle er seine eigene Sippe bedenken. Mit ein paar reichlichen Batzen Geld, gleichmäßig unter die Anwesenden verteilt, mit zwei Faß besten Weines und ein paar Dutzend lebenden Gänsen und Hühnern, für den „Aussätzigen" bestimmt, erkaufte er sich schließlich gegen Mitternacht den friedlichen Abzug seiner ungebetenen Gäste.

Als Mo Ki am nächsten Morgen bei der Rückkehr seinem Schwiegervater unter die Augen trat, herrschte beiderseits verlegenes Schweigen. Mit diesem Schweigen verhielt es sich so, wie wenn der Stumme auf einen Zypressenkern beißt und nicht aussprechen kann, daß es ihm bitter geschmeckt hat.

Indes verzehrte sich „Edelsteinsklavin" in dem peinlichen Gedanken an den niederen Ruf ihres väterlichen Hauses, und sie brannte darauf, sich und ihrem Gatten eine geachtete Zukunft zu erzwingen. So trieb sie ihn unablässig an, seine Vorbereitungen zum nächsten Staatsexamen mit größtem Eifer fortzusetzen, und ohne auf den Preis zu sehen, kaufte sie ihm alle Werke der alten und neuen Literatur zusammen, die er zum Studium brauchte. Auch scheute sie keine Kosten und Ausgaben, wenn es sich darum handelte, wertvolle Beziehungen anzuknüpfen und zu pflegen, die ihm förderlich sein konnten. Nach drei Jahren emsiger Vorbereitungen fand dann die große Staats-

prüfung statt, und da gelang es Mo Ki, vor allen Mitbewerbern die Siegespalme zu erringen.

Welches Triumphgefühl weitete seine Brust, als er an diesem Tage nach dem herkömmlichen Empfang im „Rubinenpark" des Kaisers in festlichem Ornat, mit dem schwarzseidenen Doktorbarett geziert, auf stattlichem Rappen durch die Straßen der Hauptstadt ritt und die bewundernden Blicke der Menge auf sich ruhen sah! Doch da sollte ihm zum zweitenmal die Stimmung verdorben werden. Als er sich nämlich bereits dem Hause des Schwiegervaters näherte, umdrängten ihn auf einmal Scharen von Gassenjungen und riefen, mit Fingern auf ihn zeigend, im Chor: „Seht, da kommt der Schwiegersohn des Bettlerkönigs!" Und da war es ihm abermals, als müsse er einen bitteren Geschmack im Halse hinunterwürgen. Zwar ließ er sich bei der Ankunft seinem Schwiegervater gegenüber nichts merken und begrüßte ihn zuvorkommend wie immer, aber im Innern war er voll Galle und dachte bei sich: ‚Ich Tor, hätte ich früher geahnt, zu welchen Ehren ich es bringen würde, dann hätte ich mich mit meiner Heirat nicht überstürzt. Heute würden sich die edelsten und reichsten Häuser um die Ehre einer Verbindung mit mir reißen! So habe ich mir einen Bettlerkönig als Schwiegervater ausgesucht und damit meinen blanken Namen mit unauslöschlichem Makel besudelt! Ja, noch meine Kinder werden es sich gefallen lassen müssen, daß man sie als Enkel eines Bettlerkönigs verhöhnt. Meine Frau aber ist klug und in ihrem Benehmen untadelig; sie wird sich hüten, mir auch nur einen der sieben Scheidungsgründe zu liefern. So bleibt mir keine Möglichkeit, diese unselige Ehe rückgängig zu machen. Wie wahr ist doch der Satz, daß man vor wichtigen Entschlüssen dreimal überlegen soll, sonst hat mans ewig zu bereuen!'

Diese und ähnliche trübe Gedanken bewegten ihn nun ständig und ließen ihn düster dreinblicken, und wenn „Edelsteinsklavin"

ihn zärtlich fragte, was ihn bedrücke, dann blieb er stumm und wandte sich unwillig ab.

Dummer Mo Ki, im Rausche des Augenblicks hattest du vergessen, daß du einmal ein Nichts warst! Die Erinnerung an die Wohltaten jener Frau, der du Ruhm und Aufstieg verdanktest, war dir dahingeschmolzen wie Eis im Tauwind!

Es währte nicht lange, da erhielt Mo Ki seine erste amtliche Berufung, und zwar auf den Posten eines Schatzmeisters im Bezirk Wu weh kün. Da der neue Amtssitz von der Hauptstadt aus auf dem Wasserwege zu erreichen war, mietete Mo Ki eine Dschunke und machte sich samt Frau, Dienerschaft und Hausrat auf die Fahrt. Nach einigen Tagen war der „Funkelsteinfluß" erreicht, auf dem die Reise talaufwärts weitergehen sollte. Es war bereits später Abend, als man dort anlangte, und Mo Ki ließ deshalb die Dschunke am Flußufer halten, um während der Nacht zu rasten. In dieser Nacht fand Mo Ki keinen Schlaf. Er kleidete sich deshalb an und ging an Deck. Es war eine helle, mondklare Nacht. Ringsum, wohin sein Blick schweifte, lag die Landschaft stumm und einsam da, und kein Mensch war zu entdecken. Auch die Mannschaft hatte sich bereits schlafen gelegt. Wie gewöhnlich, wenn er allein war, verfiel er ins Grübeln, und da stieg ihm plötzlich ein häßlicher Gedanke auf. Wie, wenn er sich jetzt in der Stille der Nacht, wo kein Zeuge zugegen war, kurz entschlossen seiner Frau entledigte? So oder nie würde er diese lästige Fessel loswerden und die Freiheit zu einer neuen Heirat gewinnen! Sein Entschluß war gefaßt. Er stieg in die Kajüte und weckte seine junge Frau, die in festem Schlummer lag. Trotz ihres Widerstrebens mußte sie sich ankleiden und ihm an Deck folgen, um angeblich mit ihm den Mondschein zu genießen. Er verstand es, sie dicht an den Bordrand zu führen, an eine Stelle, wo die Reling eine Lücke zeigte, ein Stoß — und „Edelsteinsklavin" war in der glitzernden Flut verschwunden. Ohne ihr noch einen Blick nachzuwerfen, stürzte Mo Ki voll

Hast in die Kajüte, rüttelte die schlafende Besatzung wach und befahl ihr, unter Zusicherung einer Extraprämie, ungesäumt ein Stück weiter flußaufwärts zu fahren. Gehorsam und ohne sich weiter Gedanken zu machen, stachen die Leute vom Ufer ab, legten die Ruder kräftig ein und fuhren etwa eine Meile weiter talaufwärts. Dann mußten sie wieder haltmachen, und nun teilte ihnen Herr Mo Ki seelenruhig mit, seine Frau sei soeben beim Betrachten des Mondes verunglückt und ins Wasser gestürzt, eine Rettung sei unmöglich gewesen. Gleichzeitig griff er in die Börse und verteilte unter die Leute eine Handvoll Silberstücke. Diese sahen sich an, dachten sich ihr Teil und schwiegen. Was ging sie die Angelegenheit des fremden Herrn an? Und was die paar Dienerinnen betraf, die das Gefolge der Herrin bildeten, so waren sie einfachen Gemüts und glaubten fest an einen Unglücksfall, vergossen ein paar Tränen des Bedauerns, und bald war die Geschichte vergessen. —

Doch kehren wir zu dem Zeitpunkt zurück, da Mo Kis Schiff die Unglücksstätte in Eile verließ. Nennt es nun Zufall oder Bestimmung, wie ihr wollt, kurz, gleich darauf traf aus entgegengesetzter Richtung ein zweites Schiff ein, um an der gleichen Stelle, wo zuvor das erste gelegen hatte, haltzumachen. An Bord dieses Schiffes befand sich, gleichfalls auf der Fahrt zum Amtssitz begriffen, der neuernannte Gouverneur der Provinz Huai Hsi, Herr Hsü To Hu, nebst Frau und Gefolge. Auch ihn hatte der herrliche Mondschein nicht schlafen lassen, und eben lehnte er an der Seite seiner Gattin, in stumme Betrachtung versunken, am offenen Kajütenfenster, da tönte es vom nahen Ufer ganz deutlich wie Wimmern und Klagen herüber. Kein Zweifel, diese Wehlaute rührten von einer weiblichen Stimme her.

Rasch befahl er einigen seiner Leute, ans Ufer hinüberzusetzen und nach der Unglücklichen zu forschen, die dort ihren Jammer der Verschwiegenheit der Nacht anvertraute. Es dauerte nicht lange, da kehrten die Leute mit einer jungen Frau zurück,

die, ungeachtet ihres wirr aufgelösten Haares und ihrer vor Nässe triefenden, schlammbeschmutzten Kleidung, an Schönheit immer noch mit dem bleichen Mondschimmer wetteifern durfte, der die Tränen auf ihren Wangen in flüssige Perlen verwandelte. Schluchzend begann die Fremde zu berichten:

„Ich bin ‚Edelsteinsklavin', die Tochter des Bettlerkönigs Kin Lao Ta in Hangtschou ..." Nun, wir kennen ja ihre Geschichte bis zu dem Augenblick, da sie von ihrem herzlosen Gatten in die glitzernde Flut gestoßen worden war. Zum Glück war hier der Fluß nicht eben tief gewesen, und nachdem eine sanfte Strömung die Halbohnmächtige eine kleine Strecke fortgetrieben, hatte sie festen Boden unter den Füßen gefühlt und sich glücklich ans nahe Ufer hinüberretten können.

Voll Teilnahme hatte der Gouverneur ihrer Erzählung gelauscht. Nun vertraute er die Erschöpfte der Obhut seiner Gattin an, die ihr einen ihrer behaglichen Räume im Schiffsinnern überließ, sie in warme Decken packen ließ und für neue Kleidung und leibliche Stärkung sorgte. Dann berieten sich beide Gatten kurz miteinander, worauf sie an das Lager der jungen Frau traten, ihr freundlich die Wange streichelten und zu ihr sprachen:

„Um Eure Zukunft bangt Euch nicht! Von heute ab betrachtet Euch als unsere Adoptivtochter, und es soll Euch an nichts fehlen."

Überglücklich fügte sich ‚Edelsteinsklavin' in ihr neues Los. Gleichzeitig erhielt die Dienerschaft den strikten Befehl, die junge Frau künftig als Tochter des Gouverneurs zu respektieren und im übrigen Stillschweigen zu bewahren.

Einige Tage später war der Statthalter an seinem Regierungssitz angelangt, und nun verging während der nächsten Wochen kaum ein Tag, an dem nicht Mandarine aus allen Teilen der Provinz eintrafen, um dem neuen Vorgesetzten ihre Aufwartung zu machen. Unter der Zahl dieser Besucher aber befand

sich auch Mo Ki. Denn sein Amtsbezirk gehörte gleichfalls zum Befehlsbereich des Gouverneurs. Als dieser den jungen Mandarin verabschiedet hatte, tat er einen Seufzer und dachte bei sich: ‚Schade, schade! Eine so vollendete Geistesbildung, gepaart mit so herzloser Gesinnung! Wie ist das nur möglich?' Darauf sank er in tiefes Sinnen, und als er aus seinem Sinnen erwachte, hatte sich ein kluger Plan in seinem Hirn geformt.

Zunächst ließ er einige Monate verstreichen, dann lud er eines Tages alle Mandarine seines Amtssitzes zu einem Essen, in dessen Verlauf er also zu den Versammelten sprach:

„Wißt, daß ich eine Tochter besitze. Ich darf sie getrost als schön und klug bezeichnen. Auch ziert ihr Haar bereits die Nadel der Heiratsmündigkeit. Sprecht, wen schlagt ihr mir als passenden Schwiegersohn vor?"

Einmütig nannten alle Herrn Mo Ki als Würdigsten. Der Gouverneur strich sich über den Bart und meinte bedächtig:

„Ach ich hatte ihn längst im Auge, aber glaubt ihr nicht, daß diesem ehrgeizigen jungen Mann mein Haus zu gering erscheinen wird?"

„Herr, er stammt aus dürftigsten Verhältnissen. Ihr würdet ihm der edle Stamm sein, an dem die schwanke Efeuranke Halt findet. Wäre es nicht unsinnig, die Gunst, in Euer Haus aufgenommen zu werden, auszuschlagen?"

„Gut, wenn das eure Meinung ist, so geht und befragt ihn. Aber tut, als ob der Vorschlag von euch ausginge."

Einige der Anwesenden gingen darauf zu Mo Ki. Überflüssig zu sagen, daß Herrn Mo Ki der Gedanke, die Tochter des Gouverneurs zu heiraten, einfach berauschte. Und er beschwor die Unterhändler, für größte Beschleunigung Sorge zu tragen. Ewig werde er es ihnen danken. Befriedigt nahm der Statthalter von der Zustimmung Mo Kis Kenntnis. Darauf sandte er die Unterhändler abermals zu ihm und ließ sie also sprechen:

„Dem Gouverneur und seiner Gemahlin ist diese Tochter

derart ans Herz gewachsen, daß sie sich unmöglich von ihr trennen können und deshalb darauf bestehen müssen, daß der Schwiegersohn ins Haus der Braut heiratet. In Anbetracht seiner Jugend fürchten sie ferner, daß er sich vielleicht von seinem allzu heftigen Temperament fortreißen lassen und nach kurzer Zeit mit seiner jungen Frau Streit anfangen möchte. Es würde den Gouverneur und seine Gemahlin daher unendlich beruhigen, von ihm die Zusicherung zu erhalten, daß er seiner Gattin mit größter Schonung und Rücksicht begegnen wird."

„Natürlich, selbstverständlich!" lautete die rasche Antwort des Herrn Mo Ki. Er konnte ja den Tag der Eheschließung kaum erwarten und sandte mit größter Beschleunigung die vom Herkommen vorgeschriebenen Verlobungsgeschenke. Jetzt war er ja zum Glück kein armer Student mehr, wie damals zur Zeit seiner ersten Heirat. Heute war er in Amt und Stellung und konnte sichs schon leisten, teuren Gold- und Silberschmuck und prachtvolle Seidenstickereien für seine Braut auszuwählen. Dann wurde ein glücklicher Tag festgesetzt, und nun fieberte Herr Mo Ki in grenzenloser Ungeduld der Stunde der Vermählung entgegen.

Am Morgen des glücklichen Tages erschien die Frau des Gouverneurs bei „Edelsteinsklavin", um sie in den Plan einzuweihen:

„Es bekümmert deinen Adoptivvater, zu sehen, wie du deine Jugend als Witwe frostig vertrauerst. Deshalb hat er dir einen jungen stattlichen Mandarin als Gatten auserwählt, und der heutige Tag ist zur Hochzeit bestimmt. Du bist doch sicherlich damit einverstanden?"

Bescheiden entgegnete „Edelsteinsklavin":

„Zwar verhehle ich mir nicht meine niedere Herkunft, auch bin ich mir meiner Gehorsamspflicht gegen Euch wohl bewußt. Aber bedenkt, daß ich bereits für Herrn Mo Ki mein Haar bräutlich geknotet und ihm ewige Treue geschworen habe.

Wenn auch Herr Mo Ki, meiner geringen Herkunft überdrüssig, mich roh und herzlos verstieß, so bringe ich es doch andererseits nicht fertig, vom Gesetz der Gattentreue abzuweichen und eine neue Ehe einzugehen. Ich muß Euch daher für Euer Anerbieten danken!" Ein Tränenstrom beschloß ihre Worte.

Tröstend faßte nun die würdige Dame ihre Hand und fuhr lächelnd fort:

„Beruhige dich, meine Tochter, der für dich bestimmte junge Mandarin ist kein anderer als dein erster Gatte, Herr Mo Ki. Was er an dir gefehlt hat, soll durch eine neue Heirat mit dir wieder gutgemacht werden. Das ist der Plan meines Mannes. Schon haben seine Unterhändler alles mit Herrn Mo Ki geordnet. Sie durften ihm bloß allgemein von einer Tochter des Statthalters sprechen. So glaubte er, es handle sich um unsere leibliche Tochter, und hat stürmisch um sie geworben. Doch sei unbesorgt, im Augenblick, da er die bräutliche Kammer betritt, soll ihm eine verdiente Züchtigung und dir gerechte Genugtuung zuteil werden."

Augenblicklich heiterte sich die Miene der jungen Frau auf. Ihr Tränenstrom versiegte, und alle ihre Sorge war jetzt darauf gerichtet, sich würdig für die nahe Ankunft des Gatten zu schmücken.

Am selben Abend war es, als Mo Ki in festlicher Freiertracht auf reich geschirrtem Roß, einen purpurseidenen Überwurf um die Schultern, das schwarze Atlasbarett mit Goldblumen verziert, sich dem Hause des Gouverneurs näherte. Vor ihm schritten in doppelter Reihe Musikanten mit ihren Flöten, Zimbeln und Trommeln. Hinterher gab ihm eine stattliche Schar von Freunden und Kollegen das Geleit. Am Hause angelangt, stieg Mo Ki vom Pferd und schritt, vom Hausherrn in großer Amtstracht geleitet, zu Fuß über weiche Teppiche durch mehrere Vorhöfe zur mittleren Empfangshalle. Dort harrte seiner, von

zwei Kammerfrauen gestützt, das Gesicht völlig von einem dichten roten Gazeschleier verhüllt, die Braut. Es folgten nun, nach dem mit lauter Stimme erteilten Kommando des Zeremonienmeisters, die vorgeschriebenen Verneigungen der zwei Verlobten, zunächst vor dem Himmel und vor der Erde, sodann vor den Eltern und schließlich voreinander selbst. Alsdann zog sich die Braut ins Brautgemach zurück, wo beim Schein von blumenumkränzten Kerzen das Hochzeitsmahl für das junge Paar bereit stand.

Als der Augenblick gekommen war, da sich Mo Ki der Tür des Brautgemaches nähern durfte, da war es ihm, als ob er schwebe, als ob seine Füße den Erdboden nicht berührten, so sehr fühlte er sich von einem unbeschreiblichen Hochgefühl getragen. Zum drittenmal in seinem Leben kostete er nun die Wonne eines ungewöhnlichen Triumphgefühls, und zum drittenmal sollte es ihm beschieden sein, aus dem neunten Himmel seiner Seligkeit jählings in die Tiefe zu stürzen.

Kaum hatte Mo Ki den Fuß über die Schwelle des bräutlichen Gemaches gesetzt, da sah er sich von einem halben Dutzend stämmiger Mägde umringt, die, mit Bambusknüppeln leichten und schweren Kalibers bewaffnet, einen wahren Hagelschauer von Hieben auf ihn niederprasseln ließen. Mo Ki wußte nicht, wie ihm geschah. Schon lag sein kostbares Barett zerknüllt am Boden. In Fetzen hing ihm der purpurne Umhang um die Schulter. Umsonst suchte er seinen schmerzenden Kopf mit beiden Händen vor den sicher gezielten Hieben zu decken. Verzweifelt sprang er bald nach Ost, bald nach West, aber es war ihm nicht möglich, der lebenden Bambushecke, die ihn von allen Seiten einschloß, zu entrinnen. Da ließ sich aus der Tiefe des matt erleuchteten Gemachs eine weiche, wohlklingende Stimme vernehmen:

„Haltet ein mit Schlagen und bringt den Elenden hierher!"

Augenblicklich hatten zwölf kräftige Fäuste Herrn Mo Ki

gepackt und zerrten ihn an Haaren, Armen und Ohren vorwärts, so daß er wieder zu schweben meinte, aber anders als zuvor. Es war ein Bild, das an die berühmte Darstellung der sechs Versuchungen erinnerte, wie sie den heiligen Buddha zwicken und zwacken. Wie der Trupp haltmacht und Herr Mo Ki aufblickt, da sitzt vor ihm im Brautschmuck, das Antlitz vom Scheine der Kerzen hellbestrahlt, die längst totgeglaubte „Edelsteinsklavin".

„Ein Gespenst! Ein Gespenst!" schreit Mo Ki und fährt entsetzt zurück. Da tönt hinter ihm die ruhige Stimme des Gouverneurs an sein Ohr:

„Ihr irrt, mein edler Schwiegersohn, habt Ihr den Funkelsteinfluß vergessen? Von ihm empfing ich diese Tochter!"

Herrn Mo Ki wankte der Boden unter den Füßen. Er fiel in die Knie, machte Kotau und murmelte verstört:

„Ich habe gefehlt. Könnt Ihr mir vergeben?"

„Das ist nicht meine Sache. Fragt meine Tochter."

Mo Ki wagte kaum, einen scheuen Blick dorthin zu werfen, wo „Edelsteinsklavin" saß. Dann hörte er sie sprechen, in Worten, die ihn wie Keulenschläge trafen:

„Elender! Hast du niemals von jenem Wort des alten Ministers Sung Hong gehört: ‚Im Glück vergeßt nicht die Freunde aus den Tagen der Not! Im Reichtum verstoßt nicht die treue Gefährtin, die einmal die Wassersuppe mit euch teilte!' Einst kamst du bettelarm in mein väterliches Haus. Wer gab dir die Mittel zum Studieren? Wer ermöglichte dir, Verbindungen zu knüpfen, um zu Ruhm und Erfolg zu gelangen? Zum Dank für alle Wohltaten, für alle Zärtlichkeit, die ich überreich an dich verschwendete seit dem Tage, da ich mein Haar bräutlich für dich knotete, gabst du mich den Fluten des Funkelsteinflusses preis. Denn du schämtest dich meiner Herkunft! Aber der Himmel hatte Erbarmen und schickte mir in der Stunde der Not einen Retter und zweiten Vater. Du aber, ich

kann deinen Anblick nicht ertragen! Grausamer, herzloser Schuft! Pfui!"

Mo Ki verharrte schweigend in seiner Kotaustellung, unfähig, ein Wort der Erwiderung zu stammeln. Der Statthalter aber hielt den Augenblick für gekommen, vermittelnd einzugreifen.

„Beruhige dich, meine Tochter", sprach er besänftigend zu der Erzürnten. „Du siehst, wie bitter Mo Ki seine Schuld bereut. Gewiß wird er künftig wieder gutmachen, was er dir an Leid zugefügt hat. Stoß dich nun nicht länger an Vergangenes. Nachdem ich dich zur Adoptivtochter gemacht habe, bist du ein neuer Mensch geworden, und damit ist deine erste Verbindung erloschen. Beim Schein dieser blumenumkränzten Kerzen wirst du eine neue Ehe eingehen."

Hierauf wandte er sich an Mo Ki, richtete ihn aus seiner knienden Stellung auf und sprach zu ihm: „Da die Schuld bei Euch liegt, dürft Ihr Euch über Vorwürfe nicht beschweren. Für heute ist es geraten, Euch zurückzuziehen. Aber inzwischen wird meine Frau das Werk der Versöhnung vollenden, und morgen sollt Ihr ‚die Tochter des Gouverneurs' heimführen und damit Euer sehnlichstes Verlangen erfüllt sehen."

Mo Ki fühlte den leisen Spott der letzten Worte und fügte sich schweigend. Er war für immer von seinem Dünkel geheilt. Am nächsten Tage aber fand dann mit einem Gepränge, wie es dem hohen Range eines Gouverneurs entsprach, die eigentliche Hochzeitsfeier statt, und am Abend schlossen sich zwei wiedervereinte Gatten versöhnt in die Arme.

Diese Geschichte entstammt dem Werke „Kin ku ki kwan" („Wundersame Geschichten aus alter und neuer Zeit"), jenes rühmlich bekannten Novellenwerkes der Ming-Zeit (1368 bis 1644), das vierzig Erzählungen verschiedener anonymer Verfasser enthält. Sie bildet mit zwei anderen den Band „Chinesische Meisternovellen" (Insel-Bücherei Nr. 387).

Übertragung aus dem Chinesischen von Franz Kuhn.

* * *



DREI SONETTE VON JOHN MILTON ÜBER SEINE BLINDHEIT

Übertragen von Felix Braun

I

Das XVI. Sonett

BEDENK ich, wie mein Licht erlosch, eh ich
Kaum halb gelebt in dieser dunklen Welt,
Und daß ein Gut, das Tod ist, wenns verfällt,
In mir blieb sinnlos, ob die Seele sich

Damit auch neigte zu des Schöpfers Dank,
Sich fromm bekennend, daß er schelte nicht, —
Gibt Gott das Tagewerk und nimmt das Licht?
Ich frag es tief. Doch die Geduld, schon bang

Vor solchem Raunen, spricht: „Hat Gott denn not
Uns Menschen, ja, die Welt? Es freut ihn, wer
Sein wildes Joch am besten trägt. Denn er

Ist doch der König. Seinem Machtgebot
Fronen die Tausend, ackernd und auf Fahrten.
Und die auch dienen, die nur stehn und warten."

2

Das XIX. Sonett

Mir war, ich säh mein seliges Ehgemahl,
Alkestis gleich, die losrang von den Schatten
Zeus' großer Sohn für den beglückten Gatten,
Zu mir heimkehren, ach, wie blaß und schmal.

Ganz mein, gereinigt von des Kindbetts Mal
(Wie sie's als Brauch in alten Zeiten hatten),

Und so, wie ich sie endlos, ohn Ermatten,
Anschauen werde einst im Himmelssaal,

Kam sie, rein wie ihr Sinn, im weißen Kleid,
Verschleiert, doch aus keinem Angesicht
Herstrahlte Liebe, Güte, Süßigkeit

So selig je. Und neigte sie sich nicht,
mich zu umfangen? Ach, ich war erwacht.
Sie schwand und Tag kam als die alte Nacht.

3

An Mr. Cyriack Skinner

Cyriack, drei Jahre sinds, daß diese Augensterne,
Die äußrer Anblick frei von jedem Makel glaubt,
Die Kunst des Sehns vergaßen, ihres Lichts beraubt;
Daß ihnen Sonne nicht noch Mond noch Sterne

Erschienen durch das Jahr, nicht Mann noch Frau.
Jedoch nicht rechte ich mit himmlischen Gewalten,
Noch läßt mein Herz ab von der Hoffnung, auszuhalten,
Sondern, festbleibend, hoch am Steuer steh ich, schau

Gerade aus. Du fragst, was mir das fromme.
Freund, der Gedanke, daß ich meiner Augen Licht
Der Freiheit aufgeopfert, der erlauchten Pflicht,

Die ganz Europa rühmt: so trefflichen Geleiter
Fänd ich wohl nie. Er ists, an dessen Hand ich komme
Durch diese Welt des Scheins, blind zwar, doch frei und heiter.

* * *

DIE SCHÖNSTEN LEGENDEN DES HEILIGEN FRANZ

Zum Gedächtnis seines siebenhundertjährigen Todestags (3. Oktober 1926)

Wie der heilige Franziskus dem Bruder Leo erklärte, was vollkommene Freude sei

Es ging einmal der heilige Franz von Perugia nach Santa Maria degli Angeli mit Bruder Leo zur Winterszeit, und die starke Kälte setzte ihm hart zu. Da rief er Bruder Leo, der vor ihm ging, und sagte: „Bruder Leo, wenn auch Brüder unseres Ordens überall ein hohes Vorbild von Heiligkeit und Erbauung geben, so schreibe du doch und zeichne es sorgfältig auf, daß darin nicht die vollkommene Freude besteht." Nach einer Strecke Weges rief er abermals: „O Bruder Leo, wenn auch Brüder unseres Ordens die Blinden sehend machten und die Krüppel gerade, die Teufel austrieben, die Tauben hören, die Lahmen gehen und die Stummen reden ließen, ja wenn sie, was mehr wäre, die Toten auferweckten am vierten Tage: schreibe, daß darin nicht die vollkommene Freude besteht." Nachdem sie ein wenig weitergegangen waren, rief er laut: „Ach, Bruder Leo, wenn Brüder unseres Ordens alle Sprachen verstünden und alle Wissenschaften und Schriften, wenn sie zu prophezeien und nicht nur die Zukunft, sondern auch Geheimnisse der Herzen und Gewissen zu offenbaren wüßten: schreibe, daß darin nicht die vollkommene Freude besteht."

Und wiederum nach einer Weile rief St. Franziskus laut: „Ach, Bruder Leo, wenn Brüder unseres Ordens so wohl zu predigen vermöchten, daß sie alle Ungläubigen zum Glauben an Christum bekehrten: schreibe, daß darin nicht die vollkommene Freude besteht."

Kaum waren sie ein Stückchen weitergegangen, als St. Franziskus abermals laut rief: „Bruder Leo, du Schäfchen Gottes, wenn Brüder unseres Ordens in der Sprache der Engel reden

könnten und den Lauf der Sterne und die Kräfte der Kräuter kennten; und wenn ihnen alle Schätze der Erde entdeckt würden, und wenn sie das Wesen der Vögel, der Fische und allen Getiers, der Menschen, der Bäume, der Steine, der Wurzeln und der Gewässer zu erfassen vermöchten: schreibe, daß darin nicht die vollkommene Freude besteht."

Unter solchem Gespräch waren sie wohl zwei Meilen gewandert, als Bruder Leo in großer Verwunderung fragte und sprach: „Vater, ich bitte dich um Gottes willen, daß du mir sagest, worin denn die vollkommene Freude bestehe." Und der heilige Franziskus antwortete ihm: „Wenn wir in Santa Maria degli Angeli ankommen, naß vom Regen und steif vor Kälte, beladen mit Schmutz und geplagt von Hunger, und an die Klosterpforte pochen werden, so wird der Pförtner mißmutig herausschauen und fragen: ‚Wer seid ihr?' Wir aber werden sagen: ‚Wir sind zwei von deinen Brüdern.' Und er wird antworten: ‚Ihr sprecht nicht die Wahrheit; ihr seid vielmehr zwei Landstreicher, welche die Leute zu betrügen herumziehen und die Almosen der Armen in die Tasche stecken. Geht eures Weges!' Und er wird uns nicht öffnen, sondern uns draußen stehen lassen in Schnee und Regen, kalt und hungrig, bis in die Nacht. Wenn wir dann so große Unbill, Grausamkeit und all das Fortweisen geduldig ertragen, ohne davon berührt zu werden oder über ihn zu murren; wenn wir stillergeben und demütig denken, daß der Pförtner uns ganz richtig erkannt hat und Gott aus ihm gegen uns spricht: dann, o mein Bruder Leo, dann schreibe, daß dies die vollkommene Freude ist. Und wenn wir nicht aufhören zu klopfen und er zornig herauskommen und uns wie nichtsnutzige Lumpen fortjagen wird mit Schimpfreden und Backenstreichen, sprechend: ‚Packt euch hier fort, ihr elenden Spitzbuben, schert euch ins Spital; hier sollt ihr weder Essen noch Herberge erhalten' und wir auch das in Geduld, Fröhlichkeit und Liebe hinnehmen:

dann, o Bruder Leo, schreibe, daß hierin die vollkommene Freude ist. Und wenn wir, von Hunger, Kälte und dem Dunkel der Nacht gepeinigt, noch dringender anklopfen und ihn unter Tränen um der Liebe Gottes willen anflehen werden, uns zu öffnen und einzulassen, und er in noch größerem Zorn sagen wird: ‚Das sind nichtsnutzige Tagediebe; ich werde ihnen nach Verdienst heimzahlen' und er mit einem Knotenstock herauskommen, uns bei der Kapuze packen, uns niederwerfen, in den Schnee stoßen und uns Hieb auf Hieb mit dem Stocke versetzen wird; und wenn wir alles das in Geduld und Fröhlichkeit über uns ergehen lassen, es als Schickung Christi erachtend, die wir um seiner Liebe willen erleiden dürfen: dann, Bruder Leo, dann schreibe, daß hier und hierin die vollkommene Freude liegt. Und nun höre die Lehre daraus: Über alle Gnaden und Gaben des Heiligen Geistes, die Christus seinen Freunden gewährt, geht es, sich selbst zu bezwingen und um Christi Liebe willen Mühen, Unrecht, Schmähungen und Drangsal zu ertragen. Denn aller der andern Gaben Gottes können wir uns nicht rühmen, da sie nicht unser sind, sondern Gottes; weshalb der Apostel sagt: Was hast du, das du nicht von Gott hast? und wenn du es von ihm hast, warum rühmst du dich dessen, als ob du es von dir hättest? — Aber des Kreuzes der Bedrängnis und des Leides dürfen wir uns rühmen, denn das ist unser; daher der Apostel sagt: Ich will mich nicht rühmen, es sei denn des Kreuzes unseres Herren Jesu Christi."

Wie Bruder Masseo dem heiligen Franziskus zum Schein vorwarf, daß alle Welt ihm nachliefe

Einst weilte der heilige Franziskus in dem Kloster der Portiunkula mit Bruder Masseo von Marignano, einem Mann von großer Heiligkeit, Bescheidenheit und Begnadung in seinen Reden von Gott, weswegen ihn St. Franziskus sehr liebte.

Eines Tages kam der heilige Franziskus aus dem Walde

vom Beten heim. Und gerade trat er in die Lichtung heraus, als Bruder Masseo, der seine Demut auf die Probe stellen wollte, ihm entgegentrat und wie im Vorwurf zu ihm sagte: „Warum dir? Warum dir? Warum dir?“ Der heilige Franz antwortete: „Was willst du damit sagen?“ Sprach Bruder Masseo: „Ich frage, warum gerade dir alle Welt nachläuft und jedermann scheinbar nur dich zu sehen, dich zu hören, dir zu gehorchen wünscht? Du bist nicht schön, du bist nicht gelehrt, du bist nicht edel; warum also läuft gerade dir alle Welt nach?“

Wie das der heilige Franziskus hörte, wurde er ganz und gar froh in seinem Innern, hob sein Angesicht gen Himmel und stand so eine lange Zeit im Geiste zu Gott entrückt. Als er wieder zu sich gekommen war, kniete er nieder und spendete Gott Lob und Dank; dann wandte er sich glühenden Geistes zu Bruder Masseo und sprach: „Willst du wissen, warum mir? Willst du wissen, warum mir? Willst du wissen, warum mir alle Welt nachläuft? Das ist mir durch die Augen des höchsten Gottes geworden, die allerorten herabsehen auf Gute und Böse. Da nun diese heiligen Augen unter den Sündern keinen erblickt haben, der geringer als ich, untauglicher und sündhafter als ich gewesen wäre, und er auf der ganzen Erde keine geringere Kreatur finden konnte, um jenes wunderbare Werk zu vollenden, das er zu tun gedachte, so hat er mich erwählt, die Welt in allem ihrem Adel und Stolz, in ihrer Kraft, ihrer Schönheit und ihrer Weisheit zu beschämen; auf daß man erkenne, daß alle Macht und alles Gute von ihm ist und nichts von der Kreatur sich rühmen kann vor seinem Angesicht. Wer sich aber rühmt, der rühme sich in dem Herrn, dem da ist alle Ehre und Herrlichkeit in Ewigkeit.“

Über diese Antwort, mit so viel Demut und Inbrunst erteilt, erschrak Bruder Masseo; und es wurde ihm zur Gewißheit, daß die Demut des heiligen Franziskus nicht zu erschüttern sei.

Wie der heilige Franziskus den Vögeln predigte und den Schwalben Ruhe gebot

Nicht lange nach seiner Bekehrung machte sich nach Gottes Geheiß St. Franziskus auf, im Lande zu predigen. Und er nahm sich zu Gefährten Bruder Masseo und Bruder Agnolo, beides heilige Männer. Wie sie nun erfüllten Geistes dahinwanderten, ohne auf Weg und Steg zu achten, kamen sie an eine Burg, Savurniano mit Namen. Da begann der heilige Franziskus zu predigen. Zuvor aber gebot er den Schwalben, welche zwitscherten, sie sollten Ruhe halten, bis er seine Predigt geendet hätte. Und die Schwalben gehorchten ihm. Er aber predigte mit solch hinreißendem Feuer, daß alle Männer und Frauen des Burgfleckens ihm nachfolgten und den Ort verlassen wollten. Doch ließ dies der heilige Franziskus nicht zu, sondern sprach zu ihnen: „Habt es nicht so eilig, hier fortzuziehen; denn ich werde euch aufgeben, was ihr zum Heil eurer Seelen zu tun habt." Und seitdem dachte er daran, den dritten Orden zu schaffen zum allgemeinen Heil aller Menschen. So verließ er sie mit seinem Trost und wohlvorbereitet zur Buße, machte sich auf und kam in die Gegend zwischen Cannaio und Bevagno. Wie er so in Inbrunst weiterzog, erhob er seinen Blick und sah auf den Bäumen zur Seite des Weges eine schier unermeßliche Schar von Vögeln sitzen. Darüber verwunderte er sich und sagte zu seinen Genossen: „Wartet hier am Wege auf mich; ich will meinen Geschwistern, den Vögeln, predigen." Und er trat aufs Feld hinaus und begann den Vögeln zu predigen, welche auf der Erde saßen. Aber sogleich kamen die, welche auf den Bäumen saßen, zu ihm herangeflogen, und alle verharrten unbeweglich, während der heilige Franziskus seine Predigt beendete. Und auch dann flogen sie nicht eher davon, als bis er ihnen seinen Segen erteilt hatte. Er aber wandelte, wie später Bruder Masseo dem Bruder Jakob von Massa erzählte, zwischen ihnen umher und streifte sie mit seiner Kutte,

ohne daß sich einer rührte. Die Predigt aber lautete: „Vögel, ihr meine lieben Geschwister, sehr verbunden seid ihr Gott, eurem Schöpfer, und sollt immer und allerorts sein Lob singen. Denn er hat euch die Freiheit gegeben, zu fliegen, wohin ihr wollt, und euch ein doppelt und dreifaches Kleid verliehen; er hat euren Samen in der Arche Noahs bewahrt, daß eurer nicht weniger würden. Dankbar müßt ihr ihm sein für das Element der Luft, das er euch zuwies. Ihr säet nicht und erntet nicht, und Gott ernährt euch doch, gibt euch Flüsse und Quellen, daraus zu trinken; gibt euch Berge und Täler zu eurer Zuflucht; hohe Bäume, eure Nester darin zu bauen; und ob ihr auch nicht zu spinnen noch zu nähen wißt, Gott kleidet euch und eure Jungen. Wie sehr also liebt euch euer Schöpfer, daß er euch so viel Gutes erweist? Hütet euch also, ihr meine Geschwister, vor der Sünde der Undankbarkeit und befleißigt euch allezeit, Gott zu loben."

Bei diesen Worten des heiligen Franziskus begannen alle die Vögel die Schnäbel zu öffnen, die Hälse zu recken, die Flügel zu schlagen und ehrerbietig die Köpfe zur Erde zu neigen, und so mit Gebärden und Gesang zu bezeugen, wie große Freude ihnen der heilige Vater bereitete. An ihnen aber hatte der heilige Franziskus sein Ergötzen und sein Wohlgefallen und sah staunend die Menge der Vögel, ihre schöne Mannigfaltigkeit, ihre Aufmerksamkeit und Zutraulichkeit. Und für das alles pries er in ihnen voll Andacht den Schöpfer. Als schließlich die Predigt zu Ende war, schlug St. Franziskus das Zeichen des Kreuzes über sie und gab ihnen Urlaub, davonzufliegen. Da erhoben sich alle die Vögel in die Luft mit wunderbarem Gesang. Dann teilten sie sich nach den Richtungen des Kreuzes, das Franziskus über sie gemacht, in vier Schwärme; und der eine flog nach Sonnenaufgang, der andere nach Untergang, der dritte nach Mittag, der vierte nach Mitternacht. Und jede Schar sang ein wunderbares Lied auf ihrem Fluge. Damit kündeten sie, daß, wie St. Franziskus, der das Kreuz Christi als

Banner trug, ihnen gepredigt und über sie das Zeichen des Kreuzes gemacht, nach welchem sie sich in die vier Richtungen der Welt verteilt hatten, also auch die Predigt vom Kreuz, von dem heiligen Franziskus erneut, nun durch ihn und seine Brüder in die ganze Welt getragen werden sollte. Die Brüder aber haben, gleich den Vögeln, nichts zu eigen auf dieser Erde und stellen allein in Gottes Vorsehung ihr Leben.

* * *

RAINER MARIA RILKE

HYMNUS AUF DEN HEILIGEN FRANZ

O wo ist der, der aus Besitz und Zeit
zu seiner großen Armut so erstarkte,
daß er die Kleider abtat auf dem Markte
und bar einherging vor des Bischofs Kleid.
Der Innigste und Liebendste von allen,
der kam und lebte wie ein junges Jahr;
der braune Bruder deiner Nachtigallen,
in dem ein Wundern und ein Wohlgefallen
und ein Entzücken an der Erde war.

Denn er war keiner von den immer Müdern,
die freudeloser werden nach und nach,
mit kleinen Blumen wie mit kleinen Brüdern
ging er den Wiesenrand entlang und sprach.
Und sprach von sich und wie er sich verwende,
so daß es allem eine Freude sei;
und seines hellen Herzens war kein Ende,
und kein Geringes ging daran vorbei.
Er kam aus Licht zu immer tieferm Lichte,
und seine Zelle stand in Heiterkeit.
Das Lächeln wuchs auf seinem Angesichte
und hatte seine Kindheit und Geschichte
und wurde reif wie eine Mädchenzeit.

Und wenn er sang, so kehrte selbst das Gestern
und das Vergessene zurück und kam;
und eine Stille wurde in den Nestern,
und nur die Herzen schrieen in den Schwestern,
die er berührte wie ein Bräutigam.

Dann aber lösten seines Liedes Pollen
sich leise los aus seinem roten Mund
und trieben träumend zu den Liebevollen
und fielen in die offenen Korollen
und sanken langsam auf den Blütengrund.

Und sie empfingen ihn, den Makellosen,
in ihrem Leib, der ihre Seele war.
Und ihre Augen schlossen sich wie Rosen,
und voller Liebesnächte war ihr Haar.

Und ihn empfing das Große und Geringe.
Zu vielen Tieren kamen Cherubim,
zu sagen, daß ihr Weibchen Früchte bringe, —
und waren wunderschöne Schmetterlinge:
denn ihn erkannten alle Dinge
und hatten Fruchtbarkeit aus ihm.
Und als er starb, so leicht wie ohne Namen,
da war er ausgeteilt: sein Samen rann
in Bächen, in den Bäumen sang sein Samen
und sah ihn ruhig aus den Blumen an.
Er lag und sang. Und als die Schwestern kamen,
da weinten sie um ihren lieben Mann.

O wo ist er, der Klare, hingeklungen?
Was fühlen ihn, den Jubelnden und Jungen,
die Armen, welche harren, nicht von fern?

Was steigt er nicht in ihre Dämmerungen —
der Armut großer Abendstern.

Schluß des Stundenbuchs.

GUSTAV ROETHE †

BEI Abschluß dieses Heftes erreicht uns die schmerzliche Kunde, daß Gustav Roethe in Bad Gastein durch einen Herzschlag dahingerafft worden ist. Wir verlieren in dem ausgezeichneten Gelehrten einen warm verehrten, langjährigen Freund, den Verwandtschaft wissenschaftlicher Interessen und Bestrebungen mit uns verband, noch ehe er zum Mitarbeiter unseres Verlages wurde. Wir verdanken ihm die ebenso pietätwie temperamentvolle Erneuerung des zuerst von Erich Schmidt herausgegebenen Volksgoethe, die Ausgabe der Briefe des jungen Goethe mit ihrer wundervoll charakterisierenden Einleitung und endlich den Aufsatz dieses Heftes über die Manessesche Liederhandschrift, vielleicht das Letzte, was seine Hand für den Druck geschrieben hat.

Die herrlichen Worte, die Goethe Winckelmann nachrief, mögen auch Gustav Roethe, dem ewig Jugendlichen, gewidmet sein: „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden ... Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen: denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten."

Von seinem Grabe her soll der „Anhauch seiner Kraft uns stärken".

* * *

DER SPIEGEL

WOLFGANG AMADEUS MOZART. BERICHTE DER ZEITGENOSSEN UND BRIEFE. GESAMMELT UND ERLÄUTERT VON ALBERT LEITZMANN

DAS Hübscheste, was der Insel-Verlag mir diesmal zugeschickt hat, ist Leitzmanns „Mozart", eine Zusammenstellung von Berichten der Zeitgenossen und Briefen Mozarts und seiner Familie. Viele gute Stunden habe ich in diesem Buch gelesen, dessen trockenste Berichte noch wie holde Märchen klingen, da sie das Höchste und Liebenswerteste zum Gegenstand haben, was Deutschland hervorgebracht hat: Mozart. Noch in diesem Winter, einem unruhigen und schwierigen, in der Stadt verbummelten Winter habe ich dreimal wieder die Zauberflöte gehört, und diese Stunden strahlen mir hell aus dem Wust und Chaos vertaner Tage. Nun habe ich dies liebe Mozart-Buch neben meinem Stuhl in der Sonne liegen, auf der kleinen Terrasse, und lese viel darin und bete meinen Gott an, und erbaue mich an den Berichten von seinem Leben, das so schön und so traurig war, und so vorbildlich wie das Leben einer Blume.

Hermann Hesse im „Berliner Tageblatt".

★

FRIEDRICH SCHULZE-MAIZIER, DIE OSTERINSEL

Als vor vier Jahren Chile von einem Erdbeben heimgesucht wurde, ging auch die Meldung durch die Presse, die sagenhafte Osterinsel, jenes kleine, kaum drei Meilen sich ausdehnende Basalteiland im östlichen Pazifik, viertausend Kilometer westlich Valparaisos, sei bei dem furchtbaren Seebeben versunken. Nicht lange danach wurde diese Meldung indessen widerrufen, nachdem die Presse sich mit den Rätseln der Osterinsel eingehend beschäftigt hatte. Und die Folge war, daß das Interesse für diesen fern nach Osten versprengten Ausläufer der polynesischen Welt, für diese einsame Insel, auf der einst ein überraschend reges Kulturleben geherrscht haben mußte, auf der man Hunderte unwahrscheinlich großer Figuren errichtete, die eine eigene Literatur besaß und sogar „gelehrte Kongresse" abhielt, wach blieb und wuchs. Dieses merkwürdige Bild reizte die ethnographische Wißbegier weiterer Kreise um so mehr, als auch Künstler und Kunstgelehrte auf die Osterinselplastiken aufmerksam wurden und die ozeanische Welt überhaupt unserem Gesichtskreise etwas näher rückte.

Das Seltsame, Rätselhafte, das schon die ersten Europäer überraschte, die vor zweihundert Jahren dieses noch heute ganz abseits der großen

Schiffahrtslinien liegende Eiland betraten: Hunderte von mächtigen Steinstatuen, meist mehrere Meter über den Boden ragend, unter ihnen Kolosse von dreiundzwanzig Metern Gesamtlänge, beschäftigt auch heute noch intensiv die moderne Forschung. Denn die Fülle von Problemen der Osterinsel, der Ursprung dieser Kultur und der Menschen, die sie schufen, der Sinn der noch unentzifferten Hieroglyphen und hundert andere Fragen harren noch der Aufklärung. Friedrich Schulze-Maizier gibt in seinem interessanten Werk Antwort auf einige Fragen, zieht das Fazit der bisherigen Osterinselforschung und verarbeitet die gesamte, weitverstreute und vielfach widerspruchsvolle Literatur synthetisch. Ausgezeichnete Bildbeigaben ergänzen das fesselnd geschriebene Werk, das man mit reichem Gewinn aus der Hand legt.

Fritz Löw im „Argentinischen Tageblatt".

★

STEFAN ZWEIG, VERWIRRUNG DER GEFÜHLE

Einfühlungsvermögen ist dieses Dichters erste und beste Tugend; was er betreibt oder beschreibt, macht er zur eigenen Sache. Ob er nun als Übersetzer, Biograph oder selbst schöpferisch tätig – ist immer das gleiche. Die von so vielen gerühmte und geübte Methode objektiv wägender, sachlicher Darstellung ist nicht die seine. Stets verschwindet er vom Plan, und nur mehr der darzustellende Charakter bleibt übrig, dem er sich zuvor in unendlich liebevollem Bemühen, bewunderungswürdig verständnisvoll und anpassungsfähig untergeordnet und verbunden hat.

Es ist der gleiche Weg, den Stefan Zweig in seinen kristallklaren, ekstatischen Essays wie in seinen Novellenbüchern gegangen ist, deren dritter Band, „Verwirrung der Gefühle" benannt, soeben erschien. Man weiß beim besten Willen nicht, welchem der drei Bücher, deren Nacheinander „Die Kette" bildet, man den Vorzug geben soll; unbestreitbar ist jedoch, daß die drei Novellen, die den Inhalt des dritten Bandes bilden, drei Meisterstücke genannt werden dürfen. In ihnen pulst intensivstes menschliches Erleben, erweckt und dem Leser ganz nahe gebracht durch einen wahrhaft vollendeten, zwischen Zartheit und gewaltiger Kraft schwingenden, den hellsten wie knappsten Ausdruck souverän zwingenden Stil dichterischer Darstellung.

Aus einer Besprechung von Paul Frank im „Neuen Wiener Journal".

★

Welchen Widerhall die jüngsten Bücher des Dichters und Essayisten Zweig im fremdsprachigen Ausland gefunden haben, geht aus der folgenden Aufstellung hervor, die wir auf Grund sorgfältiger, beim Dichter selbst eingeholter Information veröffentlichen können. Von dem Novellenband „Verwirrung der Gefühle" ist die Übertragung ins Russische im Druck, die Novelle „Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben einer Frau" in ungarischer Sprache bereits erschienen. Der Novellenband „Amok" wurde ins Russische, Englische und Polnische, zwei Novellen daraus ins Rumänische, eine ins Französische übertragen, eine holländische Ausgabe ist in Vorbereitung, ferner kündigt der Verlag Ars in Tokio das Erscheinen von drei Novellen in japanischer Übertragung an. Die Legende „Die Augen des ewigen Bruders" ist ins Holländische und Russische übertragen, sie wird noch ins Französische, Japanische und Polnische übertragen. Von den „Drei Meistern" ist eine ungarische Übersetzung erschienen, von dem „Kampf mit dem Dämon" wird eine polnische Übersetzung vorbereitet. Die dramatische Dichtung „Jeremias" wurde ins Polnische übertragen.

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Den vielen, die jedes Jahr das Erscheinen des Insel-Almanachs als ein lieb gewordenes Ereignis begrüßen, glauben wir diesmal einen besonders gewichtigen Jahrgang darzubieten. Man könnte ihn einen Novellen-Almanach nennen. Die besten Namen des Verlags sind mit mancherlei Arten der Novelle vertreten: Ricarda Huch, Hans Carossa, Sherwood Anderson, Stefan Zweig, Otto von Taube. Dazwischen stehen Verse und Prosa von Rainer Maria Rilke, Albrecht Schaeffer, Theodor Däubler, Felix Braun, Regina Ullmann, Alfred Mombert, Ernst Bertram und anderen, nebst einer Auslese aus den Büchern des Verlags, wie sie von jeher den Insel-Almanach abschloß. Besondere Aufmerksamkeit wird die Übertragung Rudolf Alexander Schröders aus der Ilias erregen; ist sie doch ein Zeichen dafür, daß die große Arbeit weiterrückt.

Zu dem mit diesem Hefte abgeschlossenen Jahrgang des Inselschiffs werden wiederum Decken zum Preise von Rm. 2.– in Leinen, Rm. 3.– in Halbpergament geliefert.

Von den Neuerscheinungen dieses Herbstes sehen unsere Leser das Novellenbuch Verwirrung der Gefühle von Stefan Zweig bereits im

„Spiegel" gewürdigt. Der Erfolg des Buches ist so stark, daß wir der ersten Auflage von 20000 Exemplaren das 21.–30. Tausend in kurzem folgen lassen müssen. Als ein Wagnis mag manchem die Verdeutschung des Goldenen Esels von Apulejus erscheinen, der Albrecht Schaeffer den Fleiß eines Jahres gewidmet hat und die wir soeben veröffentlichen. Aber dieser Roman aus dem zweiten Jahrhundert nach Chr. erfüllt alle Ansprüche, die auch der heutige Leser an ein Buch stellt, das ihn durch abwechslungsreiche und spannende Handlung unterhalten soll. Die Schicksale des Apulejus vor und nach seiner Verwandlung zum Esel bis zur Zurückgewinnung seiner menschlichen Gestalt haben ein leichtes und amüsantes, ja in seinen meisten Teilen recht leichtfertiges Buch ergeben. Es handelt von Zauberinnen und Zaubereien, von Banditen, Bauern, Priestern und Soldaten; jeder Besitzwechsel, den der Esel über sich ergehen lassen muß, bedeutet für ihn neue Abenteuer. Mit seiner Verdeutschung hat Albrecht Schaeffer etwas beinahe Ungeheuerliches versucht, indem er nämlich die stilistische Kunstfertigkeit des Originals, diese Summe von zierlichster wie preziösester Sprachspielerei, nebst dem Schillern der Fremdworte, Wortspiele, Alliterationen, Assonanzen und Reime, dazu einen Satzbau voll oft unglaublich verschlungener und verästelter Abstraktionen nachzubilden sich bemühte.

Hoffentlich gelingt uns, was wir mit dem Roman „Der arme Weiße" noch nicht voll erreichen konnten, mit dem neuen Buche von Sherwood Anderson, dem Novellenband Das Ei triumphiert: nämlich den Dichter, der zu den berühmtesten und gelesensten Amerikas gehört, in Deutschland einzubürgern. Ein anderes Amerika ist es, das der europäische Leser in diesen Novellen kennen lernt, das unterirdische Amerika gleichsam und sein schmerzliches Ringen um eine Lebensform, die etwas anderes zu sein sich bemüht, als geschäftliche Tüchtigkeit, Erfolganbetung und oberflächlich grotesker Witz.

Unter dem Titel: Zeit und Stunde gibt Karl Scheffler eine neue Reihe seiner Essays heraus, die zu den mannigfaltigsten Problemen der Gegenwart Stellung nehmen.

Von der Faksimile-Ausgabe der Manesseschen Liederhandschrift erscheint im Oktober die dritte Lieferung.

Das im letzten Hefte angekündigte Buch: August Wilhelm und Friedrich Schlegel im Briefwechsel mit Schiller und Goethe ist inzwischen erschienen.

Einen vollen Erfolg wünschen wir einem Verlagswerk, das nach

langer sorgfältiger Vorbereitung gleichzeitig mit diesem Heft erscheint, dem Roman: Eisherz und Edeljaspis oder die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl, aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Das gewaltige, rätselhafte Reich der Mitte bildet heute wiederum einen der Brennpunkte der Weltpolitik, aber das Volk, das es bewohnt, ist seinem Wesen nach immer noch dem Fremden wenig bekannt. Denn neben dem steinernen Wall des Tsin Schi Huang Ti gibt es noch eine zweite chinesische Mauer, durch die jenes seltsame Volk sein Eigenleben gegen die Außenwelt abgesperrt hält: das ist seine Schriftsprache. Es gilt, diese Mauer zu durchbrechen, die mehr oder weniger fragwürdigen „Bearbeitungen" chinesischer Literaturwerke durch originaltreue Übertragungen aus der Ursprache zu ersetzen. Der hier angekündigte Roman zählt zu den zehn „Meisterbüchern" der chinesischen schönen Literatur und gehört, in Millionen von Exemplaren verbreitet, zur Lieblingslektüre der Chinesen.

Die Entstehung des Hao kiu tschuan – so lautet im Original der Titel – fällt in das 17. Jahrhundert, also in eine nach chinesischen Begriffen ziemlich neue Zeit. Es handelt sich um einen Gesellschafts- und Liebesroman, der tiefe Einblicke in das intime, sonst vom Schleier des Geheimnisses verhüllte Privatleben der chinesischen oberen Schichten gewährt. Höchste Kunst der Erzählung, köstlicher Humor, zarte Romantik, abgeklärte, gedankentiefe Lebensweisheit vereinigen sich zu einem Ganzen von unvergleichlichem Reiz. In diesem Buche voll Wirklichkeit und Leben weht die reine Morgenluft chinesischen Wandels; aus ihm erschließt sich uns, mehr als aus Stapeln oberflächlicher Reiseliteratur und schwer genießbaren Erzeugnissen europäischen Gelehrtenfleißes die Seele Chinas. Die in diesen Roman eingestreuten Verse hat Albrecht Schaeffer gestaltet, Emil Preetorius dem Buche einen sehr reizvollen Einband gegeben.

Noch vor Weihnachten werden die folgenden Bücher erscheinen: der Roman Verliebte Frauen von D. H. Lawrence, worin, wie der Titel verspricht, ein äußerst subtiles Problem behandelt wird. Selten ist über die Liebe schonungsloser nachgedacht worden als von D. H. Lawrence in diesem Buche; ein neuer Band der „Deutschen Vergangenheit" unter dem Titel: Deutsches Geistesleben im Mittelalter, und der Roman Das Elfenbeinäffchen von Herman Teirlinck. Über diese drei Bücher wird im nächsten Hefte noch Näheres zu sagen sein.

Es bleibt noch übrig, die neuen Auflagen zu verzeichnen: Martin Andersen Nexö, Pelle der Eroberer (14.–20. Tausend); Gobineau, Die Renaissance. Kleine Ausgabe (77.–82. Tausend); Gobineau, Die Renaissance. Große Ausgabe (15.–17. Tausend); Heine, Buch der Lieder (51.–55. Tausend); Choderlos de Laclos, Schlimme Liebschaften (6.–9. Tausend); Albrecht Schaeffer, Josef Montfort (12.–15. Tausend); Felix Timmermans, Pallieter (21.–25. Tausend); Oscar Wilde, Die Erzählungen und Märchen (133.–140. Tausend). Die zweite Auflage von „Bettinas Briefwechsel mit Goethe" erscheint unter dem Titel: Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe. Der Herausgeber, Fritz Bergemann, hat ein ganz neues Buch daraus gestaltet, das die verwirrenden Zwischenberichte der ersten Ausgabe in eine Einleitung verarbeitet, die eine erschöpfende Darstellung von Bettinas Verhältnis zu Goethe gibt, so daß der Briefwechsel als solcher sich jetzt rein darstellt.

In neuem, schönem Gewande präsentiert sich die Bibliothek der Romane. Für jeden Band hat Walter Tiemann einen Einband gezeichnet, derart, daß jetzt jedes Buch den eigenen Titel auf der Vorderseite trägt. Die Bände eignen sich deshalb noch mehr als bisher auch vorzüglich zu Geschenkzwecken. Betont sei, daß nur holzfreies Papier verwendet wurde und der Einband aus lichtechtem Leinenstoff mit echter Vergoldung hergestellt ist.



Walter Tiemann: Titelvignette zu Shakespeares König Heinrich VI.



Digitized by Google

